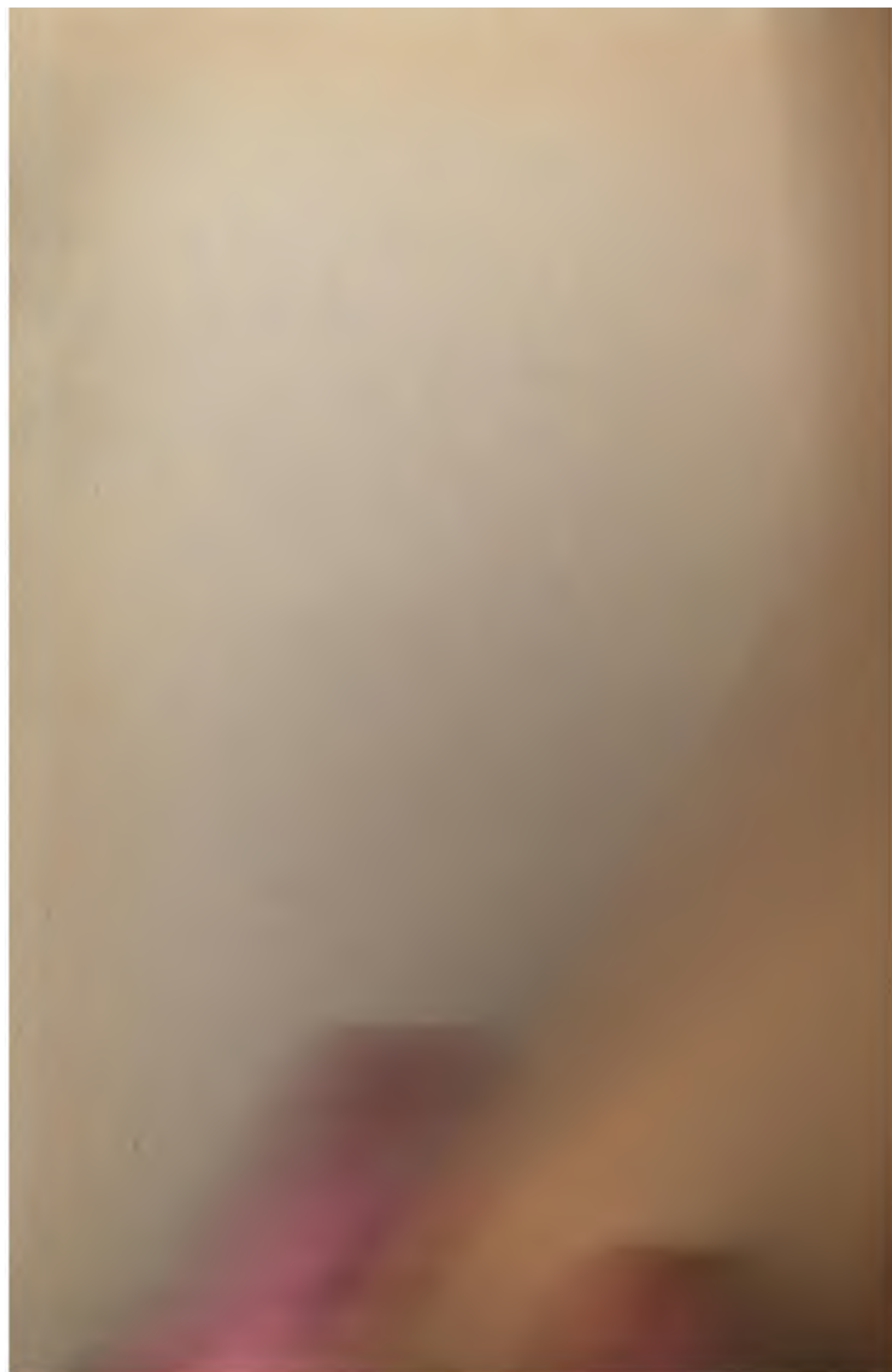








Maria Theresia nach ihrer Genesung vom Volke jubelnd begrüßt
(1767).

Kaiserin Maria Theresia

die Stammmutter

des Hauses Habsburg-Lothringen

in ihrem Leben und Wirken.

Gedenkbuch zur Enthüllung ihres Monumentes und zum 40-jährigen Regierungsjubiläum

Seiner Majestät Kaiser Franz Josef I.

Vom Verfasser des „Geschichtenbuch vom Kaiser Josef".

Mit Illustrationen.



Adolph W. Künast

k. k. Hof- u. Kammer-Buchhändler Sr. k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf.

Wien, 1888.

1*

Unsere Festgabe.



ie Enthüllung des Maria Theresien-Denkmals in Wien lenkt naturgemäß das Interesse weiter Kreise auf das Andenken der großen Stammmutter des Hauses Habsburg-Lothringen.

Das Leben und Wirken dieser außerordentlichen Frau, welche man mit gutem Rechte als Schöpferin des österreichischen Staatsgedankens feiert, ist nicht blos von einschneidendster Bedeutung für eine lange und wichtige Periode der österreichischen Geschichte, sondern auch für die Gegenwart noch reich an beziehungsvollen Zügen.

Aber sie verdient das dankbare Gedenken der gesammten Bevölkerung der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht blos als weise Regentin, welche den Staat auf neue Grundlagen stellte und dessen zusammengefaßte Kraft gegen ganz Europa zur Geltung brachte; nicht blos als kluge, sorgende Führerin ihrer Völker in die Bahnen einer neuen Zeit, sondern ihr Bild gewinnt erst seine volle Bedeutung und einen fast nur ihr zukommenden Zauber, wenn sie uns auch als musterhafte Gattin und Mutter, als dankbare Gönnerin ihrer treuen Diener und Berather dargestellt wird.

Diese rein menschlichen Tugenden — unter den gekrönten Alleinherrscherinnen sehr selten — machen ihr Bild eben zu einem so unendlich sympathischen, denn man bewundert die kraftvolle weise Monarchin, man ehrt und liebt die tugendhafte Frau in ihr.

Natürlich bietet diese doppelte, geistige und moralische Größe der Kaiserin Maria Theresia der Darstellung einen Vortheil, welcher nicht bei allen historischen Personen benützt zu werden vermag.

Ein Buch, das ihr Leben und Wirken schildert, muß allgemeines Interesse und einen größeren Leserkreis finden, als es der Fall sein kann, wenn es sich um eine Biographie handelt, welche blos auf das geschichtliche Wirken Rücksicht nimmt, ohne auch die rein menschlichen Charakterzüge beleuchten zu können.

In dieser Auffassung darf das vorliegende Buch wohl im besten Sinne ein Familienbuch für den Lesetisch jeder Familie der österreichisch-ungarischen Monarchie und deren Freunden und Verbündeten genannt werden, wie es auch ein gewiß willkommenes Andenken für den Soldaten und die Schule bildet.

Auf den neuesten Forschungen basirt, entwickelt dieses Buch eine umfassende Darstellung des Lebens und Wirkens dieser großen Frau in staatlicher und cultureller Beziehung, belebt und anmuthig gewürzt durch zahlreiche Charakter-

züge und Anekdoten, welche für ihre edle Gesinnung, ihre Anschauungen, aber auch für ihre Zeit bezeichnend sind und von denen eine große Zahl bisher wenig oder gar nicht allgemein bekannt geworden.

So möge dieses Buch eine Festgabe für Alle sein, welche der Kaiserin Maria Theresia nicht blos als der großen Monarchin gedenken, der die Nachwelt in einem großartigen Denkmal den verdienten Zoll der Dankbarkeit abstattet, sondern die auch in ihr die mit ewigem Zauber umgebene edle Weiblichkeit verehren; möge es bei Gelegenheit des vierzigjährigen Regierungs-Jubiläums unseres milden allgeliebten Herrschers daran erinnern, daß der Geist der großen Stammmutter des Hauses Habsburg-Lothringen sich in ihrem Enkel ausprägt.



Einleitung.



Aus einem entlaubten Stamme, den man schon dem Ersterben nahe glaubte, bricht oft noch ein grünes Reis hervor, das Zeugniß ablegt von der unversehrten Lebenskraft des Baumes. Und es schmückt denselben mit Blättern, Blüthen, Früchten, wie er sie nur je in seinen jugendlichen Tagen oder in der Zeit seiner kräftigsten Entwicklung getragen hatte.

Dieses Gleichniß kennzeichnet treffend die Bedeutung, welche Maria Theresia in der Geschichte ihres Hauses und des Staates einnimmt.

Nach mehr als vierhundertjähriger Herrschaft, welche von den kleinen österreichischen Stammlanden ausgehend, einen der mächtigsten Staaten Europas geschaffen hatte, schien das Haus Habsburg dem Erlöschen nahe, — die Zukunft der Monarchie war ungewiß und in Frage gestellt.

Da entsproß dem ehrwürdigen Stammbaum ein neues Reis, das ihn auch mit neuer Kraft und Schönheit schmückte, das aber doch den alten Wurzeln entstammte.

Maria Theresia ist unzweifelhaft eine der glänzendsten Erscheinungen unter den Regenten des habsburgischen Hauses. In ihr waren alle jene Eigenschaften der Kraft und Tüchtigkeit, welche die meisten früheren Fürsten dieses Stammes auszeichneten, wie in einem Brennpunkte vereinigt. Von ihr gilt in hervorragendem Maße, was ein deutscher Geschichtsforscher an den Herrschern Oesterreichs rühmt: „Nicht das Glück allein hat die Habsburger emporgetragen! Daß sie, was es ihnen bot, kühn zu erfassen verstanden und keine Mühe und Gefahr

scheuten, es festzuhalten, — daß sie trotz alledem, was ihnen in den Weg trat, ihr Ziel unverrückt im Auge behielten, — daß sie in jedem Erfolg einen neuen Anlauf sahen, — das fesselte das Glück an ihr Haus. Ein königlicher Geist, ein Geist der Größe erfüllte sie!“

Und wer bedurfte desselben mehr, als Maria Theresia, welche als Frau eine Aufgabe vor sich sah, die für manchen tüchtigen Mann erdrückend gewesen wäre!

Um sie in ihrer ganzen Größe zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, unter welchen nach jeder Richtung traurigen Verhältnissen sie die Zügel der Regierung ergriff. Da die furchtbaren Stürme, welche zu dieser Zeit die Grundfesten der Monarchie erschütterten, ihre Ursache in einer früheren Periode haben, ist ein kurzer Rückblick unerläßlich.

Kaiser Carl VI. trat 1711, nach dem Tode seines Bruders Josef I., als letzter Fürst aus dem habsburgischen Mannesstamme die Herrschaft in den österreichischen Ländern an. Ein Theil des spanischen Erbes, um das man seit Jahren in einem wechselvollen, aber im Ganzen durch das Genie des Prinzen Eugen von Savoyen erfolgreichen Kampf stand, mußte aufgegeben werden, da die bisher an Oesterreichs Seite stehenden Seemächte der Vereinigung einer so bedeutenden Macht mit der habsburgischen Monarchie widerstrebten. Nur die spanischen Besitzungen in den Niederlanden und Italien, später auch Sicilien, kamen an Oesterreich. Ein Krieg mit den Türken (1716 bis 1718) brachte durch die glänzenden Siege Eugen's bei Peterwardein und Belgrad beträchtliche Gebietserweiterungen im Südosten, welche das Temesvarer-Banat, den größten Theil von Serbien, Bosnien und die Wallachei umfaßten.

Damit hatte die Regierung Carl's VI. ihren Höhepunkt erreicht, die Macht der Monarchie war auf einen Stand gebracht, wie dies schon lange nicht der Fall war. Aber auch die Wendung nach abwärts trat nahe, und wir müssen die

Ursache derselben in Carl VI. selbst suchen, von dem der classische Geschichtsschreiber Oesterreichs sagt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß der weitaus größte Theil der Schuld an diesen unglücklichen Ereignissen Carl VI. persönlich zur Last fällt. Zwar waren seine Anschauungen rechtlich vollkommen begründet und seine Bestrebungen von den besten Absichten geleitet, dennoch führte die an Starrsinn grenzende Consequenz, mit der er, unbekümmert um die wirkliche Lage der Dinge und nicht achtend der Stimme des Weisesten seiner Rathgeber (Prinz Eugen), nur seinen eigenen Eingebungen folgte, gerade das Gegentheil dessen herbei, was er bezweckte. An ihm zeigte es sich recht deutlich, wie gefährlich es ist, sich in politischen Dingen von einer einzigen Idee völlig beherrschen zu lassen und der Verwirklichung derselben alles Uebrige ausnahmslos unterzuordnen."

Damit soll jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Idee, welche seine achtundzwanzigjährige Regierung nahezu ausschließlich erfüllte, von höchster Wichtigkeit war. Denn wenn Carl VI. eine neue Erbfolgeordnung für die Monarchie durchführte, so handelte es sich dabei thatsächlich um den Bestand derselben. Nur in den Mitteln, welche er ergriff, um dieser Maßregel allgemeine Zustimmung und Garantie zu erwerben, irrte er und erreichte, obwohl die schmerzlichsten Opfer gebracht wurden, das Gegentheil von dem, was er erstrebte.

Da die im Jahre 1708 geschlossene Ehe Carl's VI. mit der schönen Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel beim Antritt seiner Regierung in Oesterreich noch kinderlos geblieben war, so schien die Erbfolge in der Monarchie in Frage gestellt. Nach einer von Kaiser Leopold I erlassenen Hausordnung wären die Töchter Josef's I., welche an die Churprinzen von Bayern und Sachsen vermält wurden, zur Erbfolge berechtigt gewesen. Abgesehen davon, daß dieselben, wie es noch heute in solchen Fällen

üblich ist, auf ihr Erbfolgerecht vor der Vermälung feierlich Verzicht leisteten, wäre eine Theilung der Monarchie kaum zu vermeiden gewesen, bezüglich Ungarns und Böhmens wäre das damals noch bestehende Wahlrecht der Stände wieder in Kraft getreten. Eine Zersplitterung Oesterreichs, dessen ungeschmälerter Bestand sich schon wiederholt in den furchtbarsten Stürmen als politische Nothwendigkeit in Europa erwiesen hatte, wäre eingetreten.

Daß Carl VI. daher durch seine 1713 in ungewöhnlich feierlicher Weise erlassene Hausordnung, die noch heute unter dem Namen der „pragmatischen Sanction" ein Grundgesetz der Monarchie bildet, einer solchen Gefahr vorbeugen wollte, war ein politisch ganz richtiger Gedanke. Die pragmatische Sanction erklärte, daß alle Länder der Monarchie ein einziges und untheilbares Ganze bilden sollten, das in Ermanglung männlicher Erben auch in der directen, von Carl VI. selbst abstammenden weiblichen Linie weiter vererbte und erst, wenn keine directen Nachkommen von ihm da sein sollten, kamen seine Nichten, die Töchter Josef's I., in Betracht.

Das Recht zum Erlaß eines solchen Hausgesetzes war unanfechtbar und es geschah auch von keiner Seite ein Einspruch. Damit und mit der Zustimmung der zunächst betheiligten österreichischen und ungarischen Länder, welche nach langwierigen Unterhandlungen von allen Landständen gegeben wurde, hätte sich Carl VI. genügen lassen können. Aber er wollte diesem seinen Werke die größtmöglichste Gewähr der Sicherheit geben und sah dieselbe darin, daß alle mächtigeren deutschen und europäischen Staaten die pragmatische Sanction anerkannten und theilweise sogar deren Durchführung zu schützen versprachen.

Dieses Streben beherrschte die Politik seiner letzten zwanzig Regierungsjahre vollkommen, es bewog ihn zu empfindlichen Opfern und verwickelte ihn in zwei Kriege, deren Zwecke eigentlich österreichischen Interessen ganz fern standen. Abgesehen davon, daß es der Bedeutung eines

Staates, wie Oesterreich, kaum entsprach, daß man seinen Bestand förmlich von fremder Zusage abhängig erklärte, benützten fast alle Staaten die Gelegenheit, um sich bei diesem Anlasse kleinere oder größere Vortheile zu sichern.

So wurde an den Churfürsten von Sachsen die Zusicherung gegeben, ihm zur Erlangung der polnischen Krone behilflich zu sein. Dadurch wurde Oesterreich in den polnischen Erbfolgekrieg mit Frankreich verwickelt, da Ludwig XV. seinen Schwiegervater Stanislaus Leszczynski auf den polnischen Thron bringen wollte. Der Feldzug verlief, wenn auch unter des alternden Prinzen Eugen's Führung, unglücklich, da es an Geld und Truppen gebrach. Der 1735 geschlossene Friede kostete Neapel und Sicilien. Die Krone von Polen blieb zwar dem Churfürsten von Sachsen, Stanislaus Leszczynski aber sollte gleichfalls indirect auf Kosten Oesterreichs entschädigt werden, da ihm der Besitz von Lothringen zugesichert wurde, welches der präsumtive Schwiegersohn des Kaisers beim Aussterben des Hauses Medici gegen Toscana abtreten sollte.

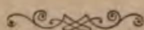
Mit solchen Opfern erkaufte Carl VI. die Garantieleistung Frankreichs, Spaniens und Scandinaviens für die pragmatische Sanction. Schon zeigte sich, wie sehr Prinz Eugen im Rechte war, wenn er, der vierzig Jahre lang eingeweiht in alle Feinheiten und Treulosigkeiten der Politik der meisten Höfe war, wenig Zutrauen in diese Garantieleistung setzte. Unabläßig drang er in den Kaiser, die innere Macht des Staates auf eine Stufe zu heben, welche von selbst dessen Bestand sicherte; eine starke, gut ausgerüstete Armee und ein gefüllter Schatz wurden von ihm als die beste Garantieleistung erklärt. „Zweimalhunderttausend Soldaten halten besser als alle Tractaten", sagte der weise Staatsmann und Feldherr.

Noch mißlicher verlief ein zweiter Krieg, welcher daraus entsprang, daß Oesterreich als Gege ndienst für die Garantie

leistung Rußlands sich zur Hilfeleistung in einem Krieg mit der Türkei verpflichtete. Die Feldzüge von 1737 bis 1739 brachten nur Mißerfolge; die kaiserlichen Heerführer Seckendorf, Neipperg, Wallis und Königsegg bewährten sich gleich wenig, so daß der unter Eugen's Führung so hoch gestiegene Kriegsruhm des österreichischen Heeres erblaßte. Der im September 1739 geschlossene Friede mit der Türkei kostete alle Errungenschaften des letzten glorreichen Krieges, die Save und Donau bildeten wieder die Grenze gegen die Türkei.

Carl VI. empfand diesen Verlust tief. „Belgrad ist mein Tod!“ klagte er. „Wenn Eugen das erlebt hätte!“ — Und als er kaum ein Jahr später auf das Sterbelager gestreckt wurde, konnte er schon an manchen Anzeichen bemerken, wie wenig zuverlässig die mit so großen Opfern erkauften Gewährleistungen im Momente der Gefahr sein würden. Ein erschöpfter Staat, in dessen Innern es nicht an Zweiflern über dessen weiteren Bestand fehlte, zerrüttete Finanzen, ein entmuthigtes Herr, — das war die Erbschaft, die er seiner Tochter hinterließ. Und auf dieses Erbe waren von allen Seiten gierige Blicke gerichtet, — die Verlockung zu wohlfeilem Ländererwerb war an den meisten Höfen mächtiger, als die Erinnerung und Achtung, die man feierlichen Verträgen und Zusicherungen schuldete.

Und diese verhängnißvolle Erbschaft trat eine junge Frau an, wußte sie aber glänzender zu behaupten, als es vielleicht dem kraftvollsten Manne möglich gewesen wäre. Dieser in ihrer Art in der Geschichte einzigen Fürstin wollen wir nun unsere Aufmerksamkeit widmen. Das Vorausgeschickte hat nur die Aufgabe, den dunklen Hintergrund zu bilden, von dem sich ihr Bild umso leuchtender abhebt.





Kindheit und Erziehung Maria Theresia's.

Nachdem ein 1716 geborener Prinz, Namens Leopold, noch im selben Jahre starb, kam am 13. Mai 1717 Maria Theresia als wahrscheinliche Thronerbin Carl's VI. zur Welt. Ihre Taufe wurde mit ungewöhnlichem Gepränge durch den Bischof von Wien, Sigmund Graf Kollonics (nachmals Cardinal und erster Erzbischof von Wien) vorgenommen; als Pathen fungirten die beiden Kaiserinnen Eleonore Magdalena Theresia und Amalia Wilhelmine, Witwen Leopold's I. und Josef's I., und der durch den Nuntius vertretene Papst Clemens XI.

Die Nachrichten über die erste Jugendzeit und den Erziehungsgang der Kaisertochter sind spärlich, so reichlich auch sonst die Quellen über die glänzende Hofhaltung Carl's VI. fließen. Vielleicht mag darin, daß die Berichterstatter aus jener Zeit so viel über die prunkvollen Opernvorstellungen, die Jagden und anderen Hoffestlichkeiten, dann über die Bauten des prachtliebenden kaiserlichen Vaters zu erzählen hatten, der Grund liegen, daß man weniger auf die intimen Vorgänge in der kaiserlichen Familie achtete. Wahrscheinlich ist jedoch die Ursache der geringeren Aufmerksamkeit, welche der Erziehung Maria Theresia's gewidmet wurde, darin zu suchen, daß Carl VI. selbst noch immer auf einen männlichen Thronerben hoffte. Allerdings vergeblich, denn seine geliebte „weiße Liesel" — wie der Monarch seine blonde Gemalin in innigster Zärtlichkeit anzusprechen pflegte

— schenkte ihm zwar noch zwei Töchter — Maria Anna (14. September 1718) und Maria Amalie (5. April 1724, gestorben 1730), — der sehnlichst erwartete Thonerbe, dessen Geburt alle Bedenken und Zweifel über die Erbfolge behoben hätte, blieb jedoch aus.

Indessen ist doch aus den spärlichen auf uns gekommenen Nachrichten zu entnehmen, daß der Erziehung der Erzherzogin Maria Theresia jene Sorgfalt gewidmet wurde, wie sie im kaiserlichen Hause zu allen Zeiten üblich war. Mit der Leitung der Erziehung war zuerst die Gräfin Anna Dorothea von Thurn, dann Maria Regina Gräfin Stubenberg betraut, welcher endlich 1728 die Gräfin Charlotte von Fuchs, geborene Gräfin Mollart, folgte.

Namentlich die letztere Dame, von welcher der venetianische Gesandte Foscarini rühmt, daß sie feinen Geist mit bewunderungswürdigem Takt verbinde und die seltenen Anlagen der Prinzessin zu wecken und auszubilden verstehe, scheint von maßgebendem Einfluß auf Maria Theresia gewesen zu sein. Die Prinzessin vergalt dies durch unwandelbare Anhänglichkeit an die „Fuchsin" (wie sie selbe stets nannte), der sie nach deren im Jahre 1754 erfolgten Tode sogar einen Ruheplatz in der kaiserlichen Gruft einräumte.

Natürlich blieb auch das Beispiel der kaiserlichen Mutter nicht ohne Einwirkung. Elisabeth Christina war ja, wie uns unter Anderem auch die berühmte Reisende Lady Montague berichtet, nicht blos für eine der schönsten und graziösesten Damen ihrer Zeit, sondern auch für eine der liebenswürdigsten und gebildetsten gehalten.

Trotz der strengen Etiquette, welche den kaiserlichen Hof beherrschte und unter Carl VI. vermöge seiner spanischen Erinnerungen noch etwas förmlicher und gravitätischer wurde, litt doch die Innigkeit des Familienlebens nicht. Ja, dieselbe durchbrach in der Person der kleinen Erzherzogin sogar die prunkvolle und majestätische Repräsentation, wie sie bei



Maria Theresia

Maria Theresia als Königin von Ungarn u. Böhmen.

Nach Martin von Meytens gestochen von J. Daullé, 1743.

öffentlichen Anlässen geübt wurde, in ebenso ergötzlicher als liebenswürdiger Weise.

Die Frohnleichnams-Procession wurde in jener Zeit noch viel glanzvoller abgehalten, als heute, wozu allerdings schon das damalige Costume und der viel köpfereichere Hofstaat das meiste beitrugen. Maria Theresia mochte ungefähr sechs Jahre zählen, als man ihr gestattete, den glänzenden Zug von einer stets für den Hof eingerichteten Loge im Hause zur „weißen Taube" am Graben (Ecke der Bräunerstraße, heute Grabenhof) anzusehen. Als sie nun inmitten all des Glanzes die imposante Figur Carl's VI. in der reichen spanischen Hoftracht mit dem Barett voll wallender Federn erblickte, kannte ihr Entzücken keine Grenzen. Sie klatschte in die kleinen Händchen und rief überlaut, zum Entsetzen ihrer Begleiterinnen und ebenso großem Gaudium des Publikums: „Ah Papa, wie Du schön bist! Komm' doch her und laß Dich ein Bissel anschau'n!"

Besondere Sorgfalt wurde dem Unterricht in den fremden Sprachen gewidmet, wie dies im kaiserlichen Hause von jeher üblich ist und durch ein allen Mitgliedern derselben eigenes Sprachtalent unterstützt wird. Außer deutsch und französisch lernte Maria Theresia auch noch lateinisch, italienisch und spanisch. Es lag im Geschmack und in den Irrthümern der Zeit, daß man dem Deutschen untergeordneten Werth beimaß; thatsächlich bediente sich Maria Theresia auch in späteren Tagen, namentlich beim Schreiben, der französischen Sprache lieber als der deutschen. Ihre Ausdrucksweise ist knapp, aber prägnant, wie dies namentlich in späterer Zeit in ihren Entscheidungen und Anmerkungen auf Acten hervortritt.

Ihr Lehrer Gottfried Philipp von Spannagel (Bibliothekscustos und k. k. Historiograf, gest. 1748), ein nicht unbedeutender Gelehrter, rühmt ihre Kenntnisse im Lateinischen, welche so gründlich waren, daß sie nach der Stilweise die einzelnen classischen Schriftsteller zu unterscheiden wußte und auch einzelne darunter mehr bevorzugte. Sie wußte im Lateinischen,

das damals in Ungarn Hof- und Amtssprache war, fließend zu sprechen und zu schreiben und gebrauchte auch in ihren deutschen Resolutionen oft lateinische Wendungen und Sätze. Die Sprache ihres Gefühls aber war doch das Deutsche; selbst in ihren französischen und italienischen Briefen mengt sie gerne Zärtlichkeitsergüsse und Koseworte ein, die sogar direct dem Wiener Sprachgebrauch entstammen. Noch in der Mitte der Vierzigerjahre beginnt sie einen Brief an ihren Gatten mit der gemüthlichen Aufschrift: „Mon cher Alter!“ der dem echten Wiener Familienleben abgelauschten Bezeichnung für den Ehemann seitens der Frau.

Mit Ausnahme Spannagel's, welcher auch das Lieblingsstudium der Prinzessin, Geschichte, vortrug, finden wir keinen bedeutenderen Namen unter den Lehrern Maria Theresia's. Allerdings ist zu bedenken, daß jene Zeit, so viel Anregung sie für die Kunst bot, sehr steril in wissenschaftlicher Beziehung war und es namentlich in Oesterreich fast ganz an bedeutenderen Gelehrten mangelte. Zu erwähnen wäre allenfalls noch der „Hofmathematicus“ und Landes-Ingenieur Johann Jacob Marinoni, welcher auch an der von Prinz Eugen errichteten ersten Militär-Akademie (der späteren k. k. Ingenieur-Akademie) wirkte und der Prinzessin die einschlägigen Fächer vortrug. Sonst finden wir unter ihren Lehrern noch die beiden Jesuiten Michael Pachter und Franz Vogel, von welchen Letzterer den Religionsunterricht ertheilte, Johann Franz Chiévre für das Französische, Hofcapellmeister Anton Caldara für die Musik, Balletmeister Levassori della Motte für den Tanz.

In der bildenden Kunst hatte die Erzherzogin als Zeichenlehrer einen der tüchtigsten Meister, den k. k. Gallerie- und Kunstkammer-Inspector Anton Daniel Bertolli (gest. 1743), einen trefflichen Historienmaler und Aetzkünstler. Noch heute bewahrt die Stadtbibliothek zu Trier eine Originalhandzeichnung Maria Theresia's, vorstellend den heiligen Franciscus de Sales, auf der Rückseite in lateinischer Sprache die Inschrift tragend: „Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich ꝛc., im Alter von

zwölf Jahren, im Monat September 1729 verfertigt." Diese Zeichnung hatte der Churfürst Clemens Wenzel aus Theresien's eigener Hand zum Geschenke erhalten.

Wenn die Erzherzogin besonders Tüchtiges in der Musik leistete, so war darin das Beispiel und die Vorliebe des kaiserlichen Vaters maßgebend. Carl VI. pflegte die Musik mit Leidenschaft und versuchte sich selbst als Componist für den Gesang und das Clavier. Wiederholt traten in den am Hofe veranstalteten und oft vom Kaiser selbst dirigirten Opern Maria Theresia und ihre Schwester Maria Anna auf. So war dies auch in einer 1724 aus Anlaß der Geburt der dritten Tochter des Kaisers verfaßten Oper des namhaften Capellmeisters Johann Josef Fux der Fall, und da Maria Theresia damals erst sieben Jahre zählte, war es allerdings richtig, wenn sie zu der berühmten Sängerin Faustina Hasse später scherzend sagte: „Ich meine, die älteste Virtuosin in Deutschland bin doch ich!"

An bewundernden Aeußerungen über ihre Leistungen fehlt es nicht; der französische Gesandte berichtet, daß nach einer der Vorstellungen, in welcher die Erzherzogin mitgewirkt hatte, der Componist mit Entzücken versichert habe, daß es das höchste Glück seines Lebens wäre, sie einmal eine Partie im großen Theater singen zu hören.

Später genoß sie die Anleitung des sehr tüchtigen Hofmusikmeisters Georg Wagenseil, der gleichfalls äußerte, er finde im Clavierspiel und der Gesangsmethode der Erzherzogin seine schönste Belohnung. Während des kurzen Aufenthaltes in Florenz sang Maria Theresia 1739 ein Duett mit dem ausgezeichneten Sopranisten Justin Ferdinand Tenducci, gewöhnlich Senesino (von Siena) genannt, der von ihrer Stimme und seelenvollen Ausdruck zu Thränen gerührt wurde.

Mag auch in mancher solchen Aeußerung etwas Ueberschwängliches stecken, das der erlauchten Person der Künstlerin galt, so ist doch gewiß, daß Maria Theresia eine tüchtige

Musikerin war und für diese Kunst ein tiefes Gefühl besaß. Unwiderleglich geht dies aus der schönen Aeußerung hervor, die sie anläßlich der Erziehung ihres Sohnes Josef's machte: „Mein Sohn soll ein guter Mensch werden, darum muß er die Musik lieben lernen.“

Daß auch alle körperlichen Uebungen nicht vernachlässigt wurden, dafür sorgten die rauschenden Festlichkeiten am kaiserlichen Hofe. Früh wird die besondere Anmuth der Erzherzogin im Tanze erwähnt; sie war auch eine treffliche und kühne Reiterin. Elisabeth Christine liebte selbst die Jagd außerordentlich und berichtet mit ein wenig Selbstgefühl in einem Brief, daß sie „extragut“ zu schießen glaube, während Maria Theresia besonders sicher nur nach der Scheibe schoß.

Daß Maria Theresia eine besondere Vorbereitung für die schwere Aufgabe, die ihrer wartete, erhalten hätte, darauf deutete nicht eine Spur. Von einer Einführung in die Geschäfte, Vorträgen über die politischen Wissenschaften oder über die verschiedenen Zustände der Länder, welche sie zu beherrschen berufen war, ist nirgends die Rede, was doch gewiß der Fall wäre, wenn ein solcher Unterricht stattgefunden hätte. Wahrscheinlich war man der Ansicht, daß die Last der Regierung einst von dem präsumtiven Gatten, — als welcher schon lange Herzog Franz Stefan von Lothringen galt — zu tragen war; eine Ansicht, die allerdings nicht für die tiefere Kenntniß der beiderseitigen Charaktere zeigt.

Bei diesem Versäumniß ist es aber umso bewunderungswürdiger, wie Maria Theresia thatsächlich später ihre Aufgabe erfaßte und erfüllte. Gewiß wäre ihr das nicht möglich gewesen, wenn ihre Erziehung nicht eine vortreffliche und nicht ein tüchtiger Grundstock in Bezug auf Kenntnisse und Charakter-Eigenschaften in ihr gelegt worden wäre. Das Hauptverdienst in dieser Hinsicht wird allgemein der schon erwähnten Aja Gräfin Fuchs zugeschrieben.

Neben der echt weiblichen Güte, von welcher wir noch viele sprechende Züge anführen werden, zeigte sie aber schon sehr früh eine gewisse Geistesschärfe und Charakterfestigkeit, welche fast etwas Männliches haben. So berichtet der englische Gesandte Thomas Robinson, indem er die Klarheit und Schärfe ihres Urtheils hervorhebt: „Die Erzherzogin bewundert die Tugenden des Kaisers, aber sie tadelt sein Benehmen und sieht ihn gleichsam an, wie den Verwalter der Länder, die sie einst besitzen wird.“ Und der venetianische Resident Marco Foscarini (nachmals Doge von Venedig, ausgezeichneter historischer Schriftsteller), spricht nicht nur seine Bewunderung über die Vorzüge ihrer Person aus, sondern er rühmt: Geist und Gemüth seien so außerordentlich begabt, daß man sie als Erbin des Hauses Oesterreich berufen würde, wenn unter allen Frauen der Welt die Wahl offen wäre. Es sei ihr ein gewisses ernstes und besonnenes Wesen eigen, durch welches sie allen Pflichten und Rücksichten zu entsprechen vermöge, welche Gegenwart und Zukunft ihr auferlegten,

Einen besonderen Vorzug findet Foscarini in der „Großartigkeit ihrer Anschauungen und einer Männlichkeit des Geistes“, die sie für die Regierung besonders befähigen würden. „Schon jetzt zeigt sie“, schließt Foscarini seine Schilderung, „ein gewisses Vorgefühl ihrer künftigen Stellung und daß, wenn sie einmal in deren Besitz sein wird, Diejenigen, welche sie als Rathgeber an ihre Seite beruft, nichts weniger als einen entscheidenden Einfluß auf sie ausüben werden.“

Diese Urtheile kommen von Männern, welche durchaus keine Ursache hatten, zu höfischen Schmeichlern zu werden. Dieser Verdacht wird vollends beseitigt, da die Zukunft unwiderleglich bewies, wie scharf und treffend sie die großen Eigenschaften Maria Theresia's zu erkennen und darzustellen wußten.



Maria Theresia als Braut.

Die reiche Erbschaft, welche durch die pragmatische Sanction an die Hand der jungen Erzherzogin geknüpft war, mußte natürlich Bewerber anlocken, wenn man auch ihre persönlichen Vorzüge gar nicht in Betracht zieht. In der That fehlte es auch an Brautwerbern nicht, wenn auch nur wenige ernst genommen wurden, und manche darauf bezügliche Nachricht, die lange in sogenannten „historischen" Romanen breitgetreten wurde, von der ernsten Forschung als ganz erfunden nachgewiesen ist.

Hierher gehört besonders die Annahme, daß ein Project bestanden habe, Maria Theresia mit dem Kronprinzen von Preußen, dem späteren König Friedrich II. zu vermälen. Eine solche Absicht bestand nie und wäre bei den damaligen Anschauungen schon wegen der Verschiedenheit der Confession ganz undurchführbar gewesen. Es ist also müssig, weiter auszuführen, daß auch die entschiedene Weigerung Maria Theresia's, in diese Verbindung zu willigen, sowie der dadurch erweckte Groll Friedrich II., der ihn zu seinem späteren Angriff bewogen haben soll, in das Gebiet der bloßen Erfindung gehören.

In psychologischer Beziehung mag nur die Bemerkung gestattet sein, daß die Verbindung zweier so ausgezeichneter Naturen — wenn sie möglich gewesen wäre und stattgefunden hätte — wahrscheinlich der anerkannten Größe Beider Eintrag gethan hätte, die sich, wenn auch nach ganz ver-

schiedener Richtung, gerade im gegenseitigen Kampf stählte und bewährte.

Kurze Zeit nahm man, als Maria Theresia noch Kind war, den Prinzen Emanuel von Portugal als künftigen Gatten für sie in Aussicht. Aber bald erkannten der Kaiser und seine Minister, daß die Wahl eines in einem größeren Reiche zur Erbfolge berufenen Prinzen auf Widerspruch stoßen und Schwierigkeiten hervorrufen würde, da alle europäischen Mächte die Vereinigung des reichen Habsburgischen Erbes mit einer anderen Krone nur ungern sehen würden.

Diese ganz richtige Erwägung lenkte also die Gedanken auf ein Haus, für welches diese Bedenken nicht bestanden und das dem kaiserlichen Hof durch Verwandtschaft und geleistete werthvolle Dienste besonders nahestand. Es war dies das herzogliche Haus von Lothringen, dessen damaliger Chef, Herzog Leopold, ein Sohn jenes berühmten Carl V. Leopold von Lothringen war, der seinem Schwager, dem Kaiser Leopod I., in den Kriegen gegen Türken und Franzosen mit so großem Erfolge gedient hatte und für alle Zeiten unter den ersten Feldherren Oesterreichs zu nennen ist.

Schon Kaiser Josef I. hatte eine Verbindung seiner ersten Tochter Maria Josefa mit dem Erbprinzen Clemens von Lothringen geplant, und als diese später den Churprinzen von Sachsen heiratete, bemühte sich Herzog Leopold von Lothringen eine Zusage bezüglich der erstgeborenen Erzherzogin Maria Theresia von Karl VI. zu erhalten. Ohne eine bindende Erklärung zu geben, zeigte sich der Kaiser doch dem Gedanken geneigt. Im Jahre 1723 gab er seine Zustimmung, daß Prinz Clemens an den Wiener Hof kommen dürfe, wobei er dem Herzog Leopold die Zusicherung geben ließ: „Ich werde sein Vater sein und der Prinz mein Kind, so offenherzig werde ich allzeit mit ihm reden.“

Die günstigen Berichte, welche über den Prinzen Clemens kamen, nahmen den Kaiser so sehr für ihn ein, daß er bei der Nachricht von dem plötzlich am 4. Juni 1723 erfolgten Tod desselben in lautes Weinen ausbrach.

Aber Herzog Leopold hielt trotzdem fest an dem ahnungsvollen Plan, durch eine solche Verbindung die Größe des Lothringischen Hauses für alle Zukunft zu begründen. Nun sollte der zweitgeborene Sohn, Herzog Franz Stefan (geboren am 8. December 1708), an die Stelle des älteren Sohnes treten.

Es erweckt eine günstige Meinung von der Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe der Vertrauensmänner des Kaisers, daß ihre Berichte über den Herzog Franz Stefan nicht ganz so günstig lauteten, wie über seinen Bruder. Man tadelte, daß er unter dem Einfluß seiner Mutter, einer Herzogin von Orleans, ganz im französischen Geiste erzogen sei, weniger Ernst und Besonnenheit, auch nicht so viel Neigung zu den Studien habe, als sein verstorbener Bruder. Trotzdem gab der Kaiser die Erlaubniß zur Reise des fünfzehnjährigen Prinzen nach Wien.

Prinz Eugen, der schon aus Waffenbrüderschaft mit dem Großvater sich für den Erfolg des Prinzen interessirte, schrieb für denselben eine eingehende Information, wie er sein Benehmen am Wiener Hofe einzurichten habe, um gleich beim ersten Auftreten sich die Gunst der maßgebendsten Persönlichkeiten zu sichern.

„Der Erbprinz muß“, heißt es in diesem interessanten Schriftstück, „eine achtungsvolle Haltung beim Kaiser beobachten, seine Lebhaftigkeit bis zu dem Punkt zurückhalten, daß er nicht zum Kaiser spricht, außer wenn ihm dieser Gelegenheit dazu gibt, und jede Vertraulichkeit in der Unterhaltung vermeiden. Besonders muß er nie eine Frage an den Kaiser stellen und sich nach Möglichkeit der deutschen Sprache bedienen. Der Kaiserin gegenüber kann er seiner Lebhaftigkeit

mehr Lauf lassen, aber doch nie aus der Zurückhaltung heraustreten, wie es einem Prinzen seines Hauses zukommt; — dies wird bewirken, daß die Kaiserin und die Frauen vom Geiste des Prinzen dem Kaiser erzählen und dieser ein lebhaftes Verlangen fühlen wird, ihn in seiner natürlichen Lebhaftigkeit kennen zu lernen, welche, von Ehrfurcht begleitet, dann gewiß dem Kaiser gefallen wird. Gefällt der Prinz aber dem Kaiser", setzt Eugen ein wenig ironisch hinzu, „so wird er gewiß dem ganzen Hofe gefallen."

Prinz Franz Stefan scheint sich diese weisen Mahnungen trefflich eingeprägt zu haben, denn als er sich im August 1723 am kaiserlichen Hofe eingestellt hatte, schreibt bald darnach der Kaiser an dessen Vater: „Kann ich Euer Liebden zu Dero billichen vätterlichen Trost ohne flatterie wahrhafft versichern, daß dießer Herr recht wunderlich vor so zarte Jahr vollkommen ist, in allem gescheid, manierlich, achtsamb und mit einem wort also, daß Euer Liebden Gott darumb danken können."

In der That widmete der Kaiser dem jungen Prinzen wahrhaft väterliche Liebe und Zuneigung. Mit besonderer Sorgfalt wählt er den Hofstaat desselben aus, an dessen Spitze der Obersthofmarschall Graf Johann Caspar von Cobenzl, ein vielseitig gebildeter Mann von urbanen Manieren, gestellt wird und dem auch General Graf Wilhelm von Neipperg angehört, ein wegen seiner militärischen Fähigkeiten bei Prinz Eugen beliebter Officier.

Prinz Franz Stefan war nach den auf uns gekommenen Schilderungen zu jener Zeit das Bild eines körperlich und geistig gut veranlagten Jünglings von natürlicher Frische, offen, heiter und lebhaft, leutselig, und dort, wo er es nöthig hielt, von einschmeichelndem Wesen, das sich schon beim ersten Auftreten Freunde zu machen wußte.

Des Gegensatzes willen sei erwähnt, daß Herzog Leopold auch Manches an seinem Sohn zu tadeln fand. So rügt er

es wiederholt, daß sich der Prinz mehr zum Vergnügen als zu ernster Beschäftigung hingezogen fühle, bei derselben leicht zerstreut sei. Auch seine besondere Vorliebe für das Spiel und die Jagd wird tadelnd erwähnt. Die Beurtheilung des Vaters war gewiß zutreffend, denn man erkennt darin manchen Charakterzug, welchen Franz auch später noch, allerdings abgedämpft durch die Reife der Jahre, zeigte.

Eine besondere Commission, welcher auch der gelehrte Leibarzt des Kaisers, Pius Garelli, angehörte, mußte sich alljährlich von den Fortschritten des Prinzen mittelst einer eingehenden Prüfung überzeugen. Wenn das Resultat stets als ein höchst „ruhmwürdiges" bezeichnet wird, so scheint das Urtheil doch ein wenig zu günstig ausgefallen zu sein. Denn nicht allein der Vater des Prinzen wird nicht müde, ihn zu größerem Eifer in den Studien zu ermahnen, sondern auch der Kaiser läßt gelegentlich die Bemerkung einfließen, daß es gut sein würde, wenn sich der Prinz Franz Stefan auch außer den Unterrichtsstunden nützlich beschäftigte und sich namentlich an die Lectüre guter Bücher mehr gewöhnte.

Für den geringen Werth der günstigen Berichte spricht es auch, daß Graf Cobenzl an den Herzog Leopold in ziemlich komischer Weise schreibt, es sei nunmehr dem Lehrer Langer (Franz Anton von Langer, Hofrath, Hofkanzleireferent), welcher dem Prinzen die juridischen Fächer vortrug, endlich gelungen, sich die volle Zufriedenheit des Schülers zu erwerben.

Viel rascher als seine Fortschritte in den Wissenschaften waren offenbar jene, welche der Prinz in der Gunst des Kaisers und der ganzen kaiserlichen Familie machte. Der liebenswürdigen und lebensfreudigen Kaiserin Elisabeth Christina gefiel er wegen seiner natürlichen Heiterkeit, den Prinzessinnen war er ein erwünschter Spielgefährte, den ernsten und ceremoniellen Carl VI. gewann er durch sein nach den Rathschlägen des Prinzen Eugen eingerichtetes gemessenes und ehrfurchtsvolles Benehmen. Bald war er in dem engsten

Kreis des Hofes ganz heimisch und Graf Cobenzl kann vergnügt an den Vater berichten, daß Prinz Franz Stefan „jedoch unbeschadet seiner gewöhnlichen Studien" der stete Begleiter des Kaisers auf der Reiherbeize und den übrigen, oft zweimal des Tages veranstalteten Jagdvergnügungen sei.

All' das trug dazu bei, daß der Prinz von Jedermann als der in Aussicht genommene künftige Gatte der Erzherzogin Maria Theresia betrachtet wurde und daß sich wohl die heranreifenden beiden jungen Herzen selbst an diesen Gedanken gewöhnten. Indessen war von Seite des Kaisers noch kein entscheidendes Wort gesprochen, wohl auch noch kein bestimmter Entschluß gefaßt worden.

Von mancher Seite wurde geltend gemacht, ob es nicht doch besser sei, auf jede Gefahr hin, die Erzherzogin einem Fürsten zu vermälen, dessen Macht groß genug sei, um im entscheidenden Moment kräftig für das Erbschaftsrecht Maria Theresia's eintreten zu können. Und diese Ansicht fand eine Stütze in der Thatsache, daß mit dem Heranreifen der Erzherzogin wieder Bewerber um ihre Hand auftauchten, für welche der eben geltend gemachte Grund sprach.

In erster Linie standen hier die beiden spanischen Prinzen, deren ehrgeizige Mutter Elisabeth, zweite Gemalin Königs Philipp V., alle Anstrengungen machte, um für die Söhne die beiden älteren Töchter des Kaisers zu gewinnen und dadurch das österreichische Erbe wieder mit Spanien zu vereinigen. Karl VI. war diesem Plan aus politischen Gründen und auch deshalb abgeneigt, weil derselbe gleichfalls von der Voraussetzung einer Theilung der Habsburgischen Monarchie ausging; er zögerte aber lange, bevor er offen eine Ablehnung aussprach.

Ernster zu nehmen waren die Bemühungen der beiden Churfürstinnen von Bayern und Sachsen, welche die Hand Maria Theresia's für die Churprinzen wünschten und durch ihre Verbindungen am Wiener Hofe als Töchter der Witwe Josef's I. manchen gewichtigen Einfluß geltend machen

konnten. Bezüglich des bayerischen Churprinzen scheint in der That der Gedanke einer solchen Verbindung ernst erwogen worden zu sein und nicht nur in politischen Kreisen, sondern auch in der Bevölkerung war man demselben geneigt.

Die unterdessen langsam emporkeimende Herzensneigung des Prinzen Franz Stefan und der Erzherzogin Maria Theresia fand all' diesen Projecten gegenüber noch immer den besten Schutz am Kaiser. Wiederholt gibt er in vertraulichen Briefen dem Herzog Leopold die Zusicherung, daß er betreffs der Verbindung ihrer Häuser seine Gesinnung nicht geändert habe.

Im Jahre 1729 wurde Franz Stefan durch den Tod seines Vaters in sein Stammland Lothringen zurückberufen. Der Aufenthalt in Wien war offenbar nicht ohne wohlthätige Folgen geblieben; man klagte in Nancy, daß der junge Herzog alles französische Wesen abgelegt habe, ernst und verschlossen sei und sich gegen manche ihm entgegengebrachte verlockende Liebenswürdigkeit kalt und ablehnend verhalte.

In der That schien sich der Herzog an seinem kleinen Hof nicht recht heimisch zu fühlen. Nach längeren Reisen durch ganz Europa, während welchen er in Berlin auch in freundschaftliche Beziehungen zu dem Kronprinzen Friedrich trat, kehrte er 1732 wieder nach Wien zurück. Gegen seinen eigenen Wunsch hatte ihn der Kaiser zum Statthalter von Ungarn ernannt.

Seine persönliche Liebenswürdigkeit half ihm indessen über die Schwierigkeiten dieser Stellung hinweg. Er war redlich bemüht, das ihm anvertraute Land durch Studium und öftere Bereisung kennen zu lernen, that für dessen ökonomische Hebung manches Ersprießliche und ließ Ofen und Komorn neu befestigen.

Man sah in dieser Verwendung des Herzogs einen neuen Beweis dafür, daß er der bestimmte Gatte der Thronerbin sein. Carl VI. befestigte ihn durch den herzlichen

Ton seiner Briefe, in welchen er ihn seinen lieben Sohn nennt, sich selbst als „alten treuen Vater" unterfertigt, noch in diesen Hoffnungen, — aber das entscheidende Wort blieb ungesprochen. Und in der That drohte dem ganzen Project, an welchem damals wohl auch schon das Wünschen und Hoffen zweier liebender junger Herzen hing, nochmals durch die leidige Politik große Gefahr.

Es wurde schon erwähnt (Seite 13), daß sich der Kaiser in dem den unglücklichen polnischen Erbfolgekrieg abschließenden Frieden verpflichtet hatte, den Herzog Franz zur Abtretung Lothringens zu bestimmen, das an Stanislaus Leszczynski fallen sollte.

Man kann es dem Herzog eben nicht übelnehmen, wenn er einem solchen Schritt widerstrebte, der ihm den Verzicht auf das durch Jahrhunderte von seiner Familie besessene Land auferlegte. Diesem berechtigten Gefühl aber stand die Hoffnung auf eine glänzende Zukunft gegenüber, die ihm mit der Hand der Kaisertochter winkte, für welche nun auch sein Herz laut sprach. Daß diese aber an den Verzicht auf Lothringen geknüpft sei, darüber ließ man ihm keinen Zweifel. Ja, der Staatssecretär Johann Christof Freiherr von Bartenstein stellte ihn direct vor die bittere Wahl mit den heftigen Worten: „Keine Abtretung, keine Erzherzogin!"

Wie diese Wahl ausfallen würde, darüber konnte bei Abwägung aller Chancen und der Liebe des Herzogs zu Maria Theresia kein Zweifel sein. Es ist aber ein Beweis für die Güte und den feinen Tact Carl VI., daß er dem Herzog den bitteren Schritt auf jede Weise erleichterte. Er gab seine Einwilligung zur Vermälung, bevor die Verzichtleistung vollzogen wurde, um die Stellung des Herzogs vor jedem falschen Schein zu bewahren.

Auf diese Entschließung des Kaisers mag wohl auch die Erzherzogin selbst eingewirkt haben. Sie war zur blühenden

Jungfrau herangereift und dem Genossen ihrer Jugend, dessen einnehmendes Wesen längst auf sie eingewirkt hatte, mit der herzlichsten Liebe zugethan. Inmitten der politischen Intriguen der Haupt- und Staats-Actionen, die damit zusammenhingen, bildet diese Liebe der zwei an Leib und Seele so kerngesunden Fürstensprößlinge ein liebliches Idyll, das in diesem Falle auch harmonisch ausklang.

Maria Theresia war eine zu kraftvolle und gesunde Natur, um ein sie beherrschendes Gefühl selbst unter dem Ceremoniendruck der Etiquette zu verbergen. Der englische Gesandte Robinson schreibt darüber: „Trotz ihrer starken Seele hegt sie eine zärtliche Liebe zu dem Herzog von Lothringen. Des Nachts sieht sie ihn im Traume und am Tage unterhält sie ihre Hofdamen nur von ihm, so daß es nicht wahrscheinlich ist, daß sie den Mann jemals vergessen wird, den sie für sich geboren glaubt. Und nie wird sie Denjenigen vergeben, welche sie in die Gefahr brachten, ihn zu verlieren."

Und diese war in der That noch im letzten Moment nicht gering gewesen. Namentlich die Mutter des Herzogs, Elisabeth Charlotte von Orleans, wollte vom Verzicht auf Lothringen nichts wissen. Wahrscheinlich auch aus Rücksicht für sie sah man vor der Vermälung von einem solchen Schritt ab, zu dem sich aber der Herzog dem Kaiser gegenüber verpflichtet haben mag.

Endlich waren alle Schwierigkeiten beseitigt und am 1. Jänner 1736 erfolgte die feierliche Werbung des Herzogs um die Hand der Erzherzogin, welche am kommenden Tag das Gelöbniß ablegte, die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten.

Die unerbittliche Etiquette trat noch einmal zwischen die Verlobten, indem sie den Herzog zwang, bis zur Vermälung Wien zu verlassen. Die während dieser kurzen Trennung gewechselten Briefe sind trotz der etwas ungelenken Sprache und den barocken Höflichkeitsformeln doch von eigenartigem Reiz, indem sie deutlich die gegenseitige herzliche Neigung erkennen lassen. Ein vom 8. Februar 1736 datirter Brief Maria Theresia's lautet:

„Durchlauchtigster Herzog, villgeliebter Bräutigamb. Euer liebten schreiben hat mich sehr erfreut, bin auch gantz persuadirt, daß sie lieber selbes persönlich als schrifftlich versichert hätten wie nicht zweiffle Euer liebden ein gleiches von mir auch glauben werden, ist wohl gutt das nicht auf lange ist und hoffe das es inskünfftige zu einer beständigeren und gewünschten einigkeit dienen wird, die versichere das zeit meines lebens verbleiben werde Euer liebden getreueste Braut Maria Theresia.“

In einem halb italienischen und halb französischen Brief dankt die Erzherzogin für ein Schreiben des Bräutigams, „car jétais en peine comme une pauvre chienne“ (weil ich schon unruhig war, wie ein junges Hündchen), und im weiteren Verlaufe entschlüpft ihrer Feder der echt wienerische Kosename „adio Mäusl!“ (Mäuschen, Mauserl.)

Der letzte Brief vom 10. Februar lautet:

„Was man gern thut macht kheine ungelegenheit, indeme recht von Hertzen auf Euer liebden so obligeante und complimentose Brief antworte, wünsche eine glückliche reis und guttes wetter, hoffe das dieses die letzte sein wird, die Euer liebden ohne ihre so ergebene braut machen werden.“

Herzog Franz Stefan hinwieder bedauert in seinen Billets: „daß mir nichts harters ankombt, als dieses schrifftlich zu thun und mich selbst zu Dero Füßen zu legen nicht erlaubt sey“, und am 10. Februar erklärte er mit echter Bräutigams-Ungeduld, daß er bis zur Ankunft in Wien „alle augenbelick zehle und bis zu diesen beglickten in unruh und sorgen seyn werde“.

Der 12. Februar 1736 vereinigte die Liebenden endlich. Mit ungewöhnlicher Pracht fand in der Augustinerkirche die vom päpstlichen Nuntius Passionei vollzogene Trauung statt. Der eintretenden Fastenzeit wegen dauerten die Hoffestlichkeiten, darunter Galatafeln, eine glänzende Opernaufführung und eine Maskerade, nur durch drei Tage.



Die ersten vier Jahre der Ehe.

Das Glück der jungen Gatten war in ihrer gegenseitigen Neigung so fest begründet, daß es durch widrige Eindrücke von Außen nicht ernstlich getrübt werden konnte. Und an solchen fehlte es nicht. Kaum waren die Neuvermälten von einer nach frommem Brauch unternommenen Wallfahrtsreise nach Maria-Zell zurückgekehrt, als die leidige Angelegenheit der Abtretung Lothringens wieder in den Vordergrund trat. Dem Friedenstractat nach hätte dieselbe erst vollzogen werden sollen, wenn der Heimfall Toscanas an den Herzog Franz Stefan eintrat. Aber Frankreich drängte auf eine sofortige Abtretung und drohte mit einer Erneuerung des Krieges, zu welcher man in Wien nicht gerüstet war.

Nur schwer fügte sich der Herzog dem auf ihn geübten Druck, und es war wohl nur der Einfluß seiner jungen Gattin, der ihn dazu bewog. Dreimal warf er die Feder fort, bevor er am 11. April 1736 die Verzichtleistungs-Urkunde unterzeichnete. Der Kaiser hatte Alles aufgeboten, um ihm diesen Schritt zu erleichtern; seine Ansprüche an Toscana wurden von den betheiligten Mächten anerkannt und in einem geheimen Vertrag sicherte ihm Carl VI. die Stelle eines General-Gouverneurs in den Niederlanden zu, die er unter nomineller Souveränetät des Kaisers unabhängig regieren und deren ganze Einkünfte er beziehen solle.

Außerdem sagte der Kaiser die Hand seiner zweiten Tochter Maria Anna dem Bruder des Herzogs, Carl

Alexander von Lothringen, zu, eine Zusicherung, welche auch erfüllt wurde. Dagegen kam es des Türkenkrieges wegen nicht zur Uebernahme der Regierung in den Niederlanden.

Mit tiefstem Schmerz wurde Maria Theresia von dem am 21. April 1736 eintretenden Tod des Prinzen Eugen berührt. Seit nahezu einem halben Jahrhundert hatte er im Felde und im Rathe die ausgezeichnetsten Dienste geleistet. Sein Verlust wurde umso schmerzlicher empfunden, als abermals ein Krieg drohte, — der schon in der Einleitung (Seite 13 u. 14) erwähnte so übel verlaufende gegen die Türkei.

Herzog Franz Stefan bestand trotz des Widerstrebens des Kaisers darauf, Theil an demselben zu nehmen. Die Gründe, welche ihn dazu bewogen, waren ganz stichhältige. „Er fühlte die Nothwendigkeit, es immer mehr vergessen zu machen, daß er eigentlich ein Fremder in Oesterreich sei", und nichts konnte dazu dienlicher sein, als wenn er in einem Feldzug, dessen Erfolg man allgemein voraussah, das Schwert für sein Adoptiv-Vaterland führte.

Der Kaiser dagegen widerstrebte, weil er fürchtete, daß durch feindliche Waffen oder eine Seuche der Herzog bedroht werden könnte, was umso mißlicher gewesen wäre, als seiner Ehe mit Maria Theresia bis jetzt nur eine Tochter, Maria Elisabeth (geboren 5. Februar 1737, gestorben 1740), entsprossen war.

Doch der Herzog bestand auf seinem Vorsatz und begab sich nebst seinem Bruder Carl Alexander, ohne jedoch ein Commando zu führen, zur Armee. Aber so wenig die allgemeinen Erwartungen, die man an diesen Krieg knüpfte, erfüllt wurden, eben so wenig trafen die Voraussetzungen des Herzogs ein, welcher seine Stellung durch die im Felde geleisteten Dienste zu befestigen hoffte. Im Gegentheile nahm die ihm gegnerische Partei von den Vorgängen

beim Heere Anlaß, auf die Entfernung des Herzogs nach Toscana zu dringen.

Diese Bestrebungen scheiterten aber an der tiefen Neigung, die der Kaiser für seinen Schwiegersohn fühlte, ja auf Vorschlag Bartenstein's, der nun ein eifriger Anhänger des Herzogs war, betraute Carl VI. diesen mit seiner Stellvertretung in der geheimen Conferenz, wie sie früher vom Prinzen Eugen ausgeübt wurde. Gegen Ende 1737 erfolgte weiter die Ernennung des Herzogs zum General-Lieutenant, mit welcher Würde damals der Oberbefehl über das ganze kaiserliche Heer verbunden war.

Alle Berichte stimmen überein, daß sich der Herzog den wichtigen Pflichten dieser Würden vollkommen widmete. Namentlich für die Ausrüstung des Heeres war er ungemein thätig, denn er hoffte die Mißerfolge des vorigen Feldzuges ausgleichen zu können. Um der militärischen Unerfahrenheit und dem jugendlichen Ungestüm des Schwiegersohnes ein Gegengewicht zu geben, theilte Carl VI. demselben als Berather den Präsidenten des Hofkriegsrathes Feldmarschall Lothar Josef Graf Königsegg zu.

Durch langjährige Dienstzeit hatte derselbe allerdings viele Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, aber seine Unentschlossenheit und Energielosigkeit war so bekannt, daß man ihm in der Armee den Scherznamen „General Rasttag" gab.

Die anfänglichen Erfolge des Jahres 1738 gingen bald wieder verloren. Der Einfluß Königsegg's überwog im Kriegsrath so, daß der Herzog sich wiederholt bitter beklagte, er sei überstimmt worden, wenn er auf energische Ausnützung errungener Vortheile drang. „Es bleibt mir", schreibt er unter Anderem, „nichts über zu berichten, als daß es mir unerhört schmerzbar fällt, nicht im Stande zu sein, dasjenige zu bewirken, was man vielleicht geglaubt und gehofft hat, sondern, daß ich im Gegentheile die Meinung

der Generale annehmen muß. Ich bitte Eure Majestät zu bedenken, was ich hiebei für eine Figur mache."

Als ihn wiederholte Fieberanfälle bedrohten, kehrte der Herzog auf das Drängen seiner Gattin niedergeschlagen und enttäuscht nach Wien zurück. Maria Theresia's scharfer Blick hatte sie davor bewahrt, die Illusionen zu theilen, welchen man sich in Bezug auf diesen Krieg hingegeben hatte, und sie sah voraus, daß man schließlich den Herzog für die Mißerfolge verantwortlich machen werde. In der That war dies am Hofe und im Publikum der Fall, und zwar umso schonungsloser, als der Herzog es edelmüthig verschmähte, Königsegg anzuklagen. Die Gegner des Herzogs wurden so kühn, daß sie dem Kaiser die Absicht unterschoben, die Erbfolge zu Gunsten der zweitgeborenen Tochter zu ändern und diese an den Churprinzen von Bayern zu vermälen. Nahrung erhielt diese Stimmung, als Maria Theresia am 6. October 1738 abermals einer Prinzessin, Maria Anna, das Leben gab, statt des sehnlich erwarteten männlichen Erben.

Daß Carl VI. auch nicht einen Moment an die Ausführung der ihm zugemutheten Absichten dachte, ist gewiß. Mit unverminderter Zärtlichkeit hängt er an der Tochter und ihrem Gatten, die er stets nur gemeinsam seine „lieben Kinder" nannte. Dagegen ergreift er mit Freuden die Gelegenheit, sie für einige Zeit aus der peinlichen Lage zu befreien.

Den Anlaß dazu boten die dringenden Aufforderungen aus Toscana, nun endlich thatsächlich die Herrschaft über dieses Land anzutreten, das schon 1737 durch den Tod des letzten Medici vertragsmäßig an Herzog Franz Stefan gefallen war.

Im December 1738 trat er seine Reise dahin an und wurde am 20. Jänner 1739 mit seiner Gemalin jubelnd in Florenz empfangen. So kurz auch der Aufenthalt daselbst

war, so blieb er doch nicht ohne wohlthätige Folgen. Franz Stefan, der nun den Titel eines Großherzogs von Toscana angenommen hatte, bewies in seinem Lande zum erstenmale seine später so erfolgreich ausgeübte Fähigkeit für finanzielle und ökonomische Staatsangelegenheiten. Die Hebung der Wollwaaren-Industrie, die Errichtung von Leihbanken mit billigem Zinsfuß für die breiten Volksschichten waren Maßregeln des Großherzogs, welche dauernden Nutzen in Toscana schufen.

Schon im April 1739 trafen die Gatten wieder in Wien ein. Das Anerbieten des Großherzogs, wieder in den Kriegsdienst zu treten, lehnte der Kaiser bestimmt ab. Er wolle Leben und Gesundheit seines Schwiegersohnes, an dessen Seite er das häusliche Glück der Tochter so vollkommen geborgen wisse, weiter keiner Gefahr aussetzen, äußerte sich der Kaiser. Mit bestimmend war aber bei dieser Weigerung gewiß das Streben, den Großherzog nicht neuerlich in die Unannehmlichkeiten zu verwickeln, die aus dem fortwährend unglücklichen Verlauf des Feldzuges entstanden.

Trotz dieser Vorsicht war die Stellung des Großherzogs unangenehm genug. Denn obwohl sein Einfluß auf die Geschäfte ein sehr geringer war, machte man ihn doch für jede Unannehmlichkeit verantwortlich und suchte sein Ansehen unter dem Volke zu untergraben. Sogar im Amte befindliche Minister standen im Verdacht, diese den Interessen des bayerischen Hauses dienende Strömung zu begünstigen.

In dieser Zeit schrieb ein aufrichtiger Freund des Großherzogs: „Unsere einzige Hoffnung beruht auf der Geburt eines Prinzen und man darf erwarten, daß die Lage der Dinge sich ändern wird, wenn das Volk einmal einen solchen Gegenstand seiner Anhänglichkeit besitzen wird“.

Und diese Hoffnung erfüllte sich wieder nicht, als Maria Theresia am 12. Jänner 1740 eine dritte Prinzessin,

Maria Carolina, zur Welt brachte, welche im nächsten Jahre wieder starb.

Alle diese Verhältnisse lasteten schwer auf dem Gemüth des Kaisers, der den traurigen Frieden von Belgrad nicht verwinden konnte. „Dies Jahr nimmt viele Jahre meines Lebens weg, an welchen jedoch nur wenig gelegen ist", schreibt er Ende 1739 an seinen treuen Diener Bartenstein. „Gottes Wille geschehe! Er gebe mir die Kraft es zu ertragen, damit ich dadurch meine großen Sünden abbüße und, wo ich gefehlt, es mir zur Besserung und Warnung dienen lasse."

In diesem Sinne bestrebte er sich eifrig, die durch die letzten unglücklichen Kriege dem Staat und der Bevölkerung geschlagenen schmerzlichen Wunden zu lindern. Aber mit dem Gleichmuth der Seele war auch die frühere Rüstigkeit des Körpers von ihm gewichen. Schon wiederholt kränkelnd, warf ihn eine auf der Jagd zugezogene Erkältung auf das Krankenbett, von dem er sich nicht mehr erheben sollte.

Um seine Lieblingstochter Maria Theresia, deren Zustand wieder große Schonung verlangte, nicht zu erschrecken, verbarg man ihr die Gefahr des Vaters. Aber als man sie auf vieles Drängen zu demselben ließ, erschrak sie über die Entstellung des Kaisers so, daß sie fast ohnmächtig zusammenbrach. Nach einem langen Zweigespräch segnete er sie — die Tochter, deren Glück der Leitstern all' seines Handelns gewesen war.

Vollkommen klar über seinen Zustand, empfing Carl VI. seine Minister und Angehörigen. Besonders herzlich war der Abschied von seinem Schwiegersohn Franz Stefan und dessen Bruder Carl Alexander. Noch einmal hob sich der Kaiser im Bette, um nach der Richtung, wo die Gemächer Maria Theresia's lagen, einen Segen und ein Gebet zu sprechen.

Am 20. October 1740 um zwei Uhr Morgens starb Kaiser Carl VI., — der letzte männliche Sprosse des Habsburgischen Stammes.

Schön und treffend sagt ein berühmter Historiker von ihm: „Daß er allein in einer Zeit, in welcher es als Thorheit verlacht wurde, Treue und Glauben zu halten, ein Sclave seines gegebenen Wortes war, gereicht ihm zur Ehre. Daß er jedoch trotz täglicher Erfahrung des Gegentheils Gleiches bei Anderen voraussetzte, daß er mit den unglaublichsten Opfern Versprechungen erkaufte, von denen außer ihm selbst jeder vorhersah, daß sie im geeigneten Augenblick alsbald gebrochen werden würden, dadurch machte er sich einer großen politischen Kurzsichtigkeit, des verhängnißvollsten Fehlers schuldig. Hierin ist hauptsächlich die Ursache des wahrhaft verzweifelten Zustandes zu suchen, in welchem das Erbe des Hauses Oesterreich auf Maria Theresia überging“.



Der Regierungs-Antritt Maria Theresia's.

Vorhergehender Absatz schließt mit dem Hinweis auf den „verzweifelten Zustand", in welchem sich die österreichischen Länder beim Regierungs-Antritt Maria Theresia's befanden. Es ist dies ein hartes aber leider ganz zutreffendes Wort, das indessen doch einer Begründung bedarf. Und zwar theilweise schon darum, weil man Maria Theresia's volle persönliche Bedeutung erst dann würdigen lernt, wenn man weiß, welche Mittel ihr zu Gebote standen und was sie daraus zu machen wußte.

Von einer einheitlichen Verwaltung war in Oesterreich, selbst wenn man Ungarn, die Niederlande und die italienischen Provinzen ganz außer Betracht läßt, von Maria Theresia gar keine Rede. Die einzelnen Länder standen in einem sehr losen Zusammenhang, der selbst dann kaum zum Ausdruck kam, wenn es die Vertheidigung nach Außen galt. Langwierige und oft von den kleinlichsten Sonder-Interessen gehemmte Verhandlungen mit den Landständen der einzelnen Provinzen waren erforderlich, um die Bewilligung von Geld und Rekruten zu erhalten. Natürlich ging dadurch viel kostbare Zeit verloren und der bittere Ausspruch, daß Oesterreich „stets um eine Armee zurück sei", fand vornehmlich seine Begründung in diesen Verhältnissen.

Von einer rationellen Steuervorschreibung war keine Rede; diese wie die Eintreibung der Steuern lag auf dem flachen Lande in den Händen der gutsherrlichen Dominien.

Daß Willkür und Eigennutz dabei eine große Rolle spielten, ist erklärlich, und erkleckliche Summen verloren sich in Nebencanäle, bevor sie in die kaiserlichen Cassen geleitet werden konnten. Darum erlagen einestheils die Steuerträger unter der drückenden Last, während der Staat selbst doch immer unter der Geldnoth litt und oft seine wichtigsten Aufgaben gar nicht oder nur halb erfüllen konnte.

Zu diesen allgemeinen Uebelständen, die im Regierungssystem und der veralteten Verwaltungs-Maschinerie wurzelten, gesellten sich aber beim Regierungsantritt Maria Theresia's noch ganz besondere. Die letzten unglücklichen Kriege hatten die Kräfte gerade jener Provinzen vollkommen erschöpft, aus welchen überhaupt ein erhebliches Einkommen für den Staat erhofft werden konnte. Es waren dies die sogenannten deutschen Erbländer, denn Ungarn litt noch immer unter den Nachwehen der Türkenherrschaft, welche Entvölkerung und Verarmung hinterlassen hatte.

So kam es, daß das Staatseinkommen, welches 1730 auf fast vierzig Millionen Gulden veranschlagt war, beim Ende der Regierung Carl's VI. kaum mehr die Hälfte betrug. Dabei war noch eine Schuldenlast angewachsen, deren Verzinsung ein erhöhtes Einkommen beansprucht hätte und nur auf Kosten anderer wichtiger Zweige der Staatswirthschaft erschwungen werden konnte.

Wie immer machte sich diese ungünstige Finanzlage vor Allem im Heerwesen fühlbar. Nach den noch aus der Zeit Eugen's stammenden Aufstellungen hätte die kaiserliche Armee 160.000 Mann zählen sollen; beim Tode Carl's VI. hatte sie einen nominellen Stand von 135.000 Mann; aber auch davon befand sich kaum die Hälfte thatsächlich unter den Waffen. Und diese Streitkraft war in den Niederlanden, den italienischen Besitzungen zerstreut, der größte Theil stand in Ungarn und Siebenbürgen, die westlichen und nördlichen Provinzen, welchen jetzt Gefahr drohte, waren fast ganz von

Truppen entblößt. Namentlich jene Theile des Heerwesens, welche stets den größten Aufwand fordern, die Artillerie, das Festungswesen, befanden sich im Zustande größter Verwahrlosung.

Diese Verhältnisse blieben natürlich auch den Augen der Bevölkerung nicht ganz verborgen, und die tiefe Entmuthigung, welche weite Kreise im Angesicht drohender Gefahren ergriff, läßt sich wohl begreifen und entschuldigen.

Das Schlimmste aber war, daß jener Geist der Siegeszuversicht, welcher das kaiserliche Heer unter Eugen beseelt hatte, vollkommen verschwunden war. Die Soldaten hatten kein Vertrauen mehr auf die Führung, die sich allerdings im letzten Feldzug sehr unglücklich erwiesen. Nicht blos Unfähigkeit machte man diesen Generalen zum Vorwurf, sondern auf einigen lasteten noch viel schwerere Beschuldigungen, welche scheinbare Berechtigung dadurch erhielten, daß die Feldmarschälle Seckendorf, Neipperg, Wallis und andere hohe Officiere ihrer Commandos enthoben und in Haft gesetzt wurden.

Diesen Zuständen in der Armee standen kaum minder schlimme in den übrigen Verwaltungs-Zweigen zur Seite. Die Regierung lag in den Händen abgelebter Greise, deren lange und theilweise ersprießliche Dienste ihnen ein Recht auf Dankbarkeit gab, die aber nicht mehr die Fähigkeit hatten, das Staatsschiff unter so bedrohlichen Umständen zu lenken. Zudem war es ein öffentliches Geheimniß, daß der im Range höchststehende Minister, der Oberste Hofkanzler Philipp Ludwig Graf Sinzendorf, gegen Bestechung nicht unzugänglich war und alle öffentlichen Geschäfte so leitete, wie es seinem Vortheile entsprach. „Es ist widerlich, die Pfade des Eigennutzes und der Habsucht zu verfolgen, auf welchen dieser Mann sich bewegte“, sagt ein so ruhig urtheilender Historiker wie Alfred von Arneth vom Grafen Sinzendorf.

Ein lauterer Charakter und tüchtiger Geschäftsmann war Gundaker Thomas Graf Starhemberg, in dessen Händen das Finanz- und Handelswesen lag. An ihn hatte

besonders Carl VI. seine Erbin gewiesen und er war auch der vertrauteste Rathgeber derselben; leider beeinträchtigten die Gebrechen seines Alters bald seine Dienste. Außerdem hatten noch in der „Geheimen Conferenz“ — dem Ministerrath jener Zeit — Sitz: der Landmarschall Alois Graf Harrach, ein gleichfalls sehr alter Herr, und der Präsident des Hofkriegsrathes Graf Lothar von Königsegg, von dem bereits gesagt wurde, daß er kein Mann kräftiger Initiative war.

Geistig bedeutender als alle diese Männer war der Protokollsführer der geheimen Conferenz, der schon erwähnte Bartenstein. Dies war ein kenntnißreicher, geistvoller Mann, ein unermüdlicher Arbeiter, dessen Feder alle Staatsschriften jener Tage entstammten. Sein Selbstgefühl artete oft in Ueberhebung aus, was allerdings verzeihlich ist, wenn man erwägt, daß er von einer verhältnißmäßig untergeordneten Stelle aus die ganzen Regierungsgeschäfte versah, zu welchen Andere nur den Namen hergaben. Denn in jener Zeit waren die höheren Staatswürden ausnahmslos dem Hochadel vorbehalten.

Wenn auch kein geborener Oesterreicher, vertrat Bartenstein doch die Interessen des Staates stets mit Eifer, oft auch mit Glück. Er betrachtete sich so als die Seele der kaiserlichen Politik, daß er einst auf den spöttischen Zuruf: „Da habt Ihr den Hof schön in den Koth gefahren“, selbstbewußt entgegnete: „Nun, ich werde ihn auch wieder herausfahren!“

Maria Theresia war ihm, wahrscheinlich wegen seiner Haltung in der Frage der Abtretung Lothringens, Anfangs nicht geneigt. Aber sie konnte weder sein Wissen noch seine Arbeitskraft entbehren und wendete ihm bald das vollste Vertrauen zu.

Am bedauerlichsten und bedenklichsten aber war es für die jugendliche Herrscherin, daß in der breiten Masse der Bevölkerung der Glaube an die weitere Dauer der Habs-

burgischen Herrschaft tief erschüttert war. Zum Theile von der eigenen Mißstimmung, zum Theile von jahrelang betriebenen Agitationen beeinflußt, hatte man sich daran gewöhnt, eine Besserung der Zustände nur von Außen, Stabilität des Staates nur dadurch zu hoffen, daß der Churfürst von Bayern zur Regierung komme. Vielfach wurde die Meinung laut, daß es eigentlich unwürdig sei, von einer Frau beherrscht zu werden. Um viel besser kannte Maria Theresia sich selbst, wenn sie sagte: „Ja, ich bin eine Frau, aber ich trage das Herz eines Königs in mir!"

Sogar der Adel, welchen doch mindestens Dankbarkeit hätte zum treuen Festhalten an dem Regentenhaus, dem er so viel verdankte, bestimmen sollen, verhielt sich in der Mehrzahl kühl und zuwartend. Mit berechtigter Entrüstung setzt der berühmte englische Historiker William Coxe den Berichten des englischen Gesandten die Bemerkung bei: „Inmitten der allgemeinen Betrübniß legte der hochfahrende Adel eine gewisse Sorglosigkeit an den Tag. Es schien ihnen gleichgiltig zu sein, wer künftig ihr Beherrscher sein werde. So glichen sie ganz jenen entarteten Römern zur Zeit des Verfalls der Republik, welche unberührt waren von dem Schicksale ihres Vaterlandes, wenn sie nur ihre Landhäuser und ihre Fischteiche behielten".

Recapituliren wir das Vorgesagte: „Eine mißgestimmte Bevölkerung, verarmte Provinzen, einen leeren Schatz, ein zertrümmertes Heer, abgelebte Greise als Minister und schwer beschuldigte Generale, dies hatte ihr der sterbende Vater hinterlassen, so war die Lage der Dinge, als Maria Theresia den Thron ihrer Väter bestieg."

Es ist geradezu wunderbar, daß die kaum vierundzwanzigjährige Fürstin, welcher diese Lage gewiß nicht unbekannt war, auch nicht einen Moment Muth und Vertrauen verlor. Seit dem erschütternden Abschied von ihrem sterbenden Vater war Maria Theresia erkrankt, aber als dessen

Tod ihr die schwere Last der Regierung aufbürdete, zögerte sie nicht, ihren Pflichten nachzukommen. Vom ersten Augenblick an handelte sie im Sinne eines späteren Ausspruches von ihr: „Ich mache mir Vorwürfe wegen der Zeit, die ich dem Schlafe widme; ich entziehe sie meinen Völkern“.

In unbegreiflicher Versäumniß hatte man sie nie in die Staatsgeschäfte eingeweiht, so daß sie in ihren großen Pflichtenkreis ganz unvermittelt eintrat. Aber ihr klarer Geist, ihr scharfes Urtheil und ein lebhaftes Pflichtgefühl halfen ihr alle Schwierigkeiten überwinden, so daß sie selbst die Zagenden unter den ergrauten Staatsdienern mit neuer Zuversicht erfüllte. Dazu half ihr allerdings auch ihre edle Weiblichkeit, welche bei aller Kraft des Entschlusses manches mild versöhnend zu lösen wußte, was unter rauherem Zugreifen vielleicht eine Quelle von Schwierigkeiten geworden wäre.

Dieser Takt und der Zauber ihrer Persönlichkeit bewährte sich gleich in den ersten Tagen ihrer Herrschaft. Noch am 20. October nahm sie die Huldigung der Minister und obersten Würdenträger entgegen. In geläufiger Rede, aber oft von Rührung übermannt, erklärte sie, daß Jedermann in seinem Amt verbleiben und ihr so treu dienen möge, wie ihrem Vater. Zu Bartenstein, der wußte, daß sie ihm nicht geneigt sei und deshalb besonders um seine Entlassung bat, sagte sie: „Jetzt ist nicht Zeit, daß Ihr abdanken dürft, fahrt fort so viel Gutes zu wirken, als Ihr vermögt, ich werde Euch schon verhindern, Böses zu thun“.

Am gleichen Tage nahm Maria Theresia (Bild Seite 17) den Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen an, und unter dieser Bezeichnung ergingen die Notificationen über den Tod ihres Vaters und ihren Regierungsantritt an die fremden Mächte.

Am 21. October wohnte sie der ersten Conferenzsitzung bei, — wobei ihr Gatte den Platz zur Linken von ihr einnahm. Die beiden jugendschönen, lebenslustigen Gestalten

mögen in wunderlichem Gegensatz zu den gebrechlichen, vom Alter gebeugten Gestalten der Conferenzmitglieder gestanden sein. Und dieser Gegensatz war kein blos äußerlicher. Ein Vertrauensmann des Hofes, Emanuel Tellez de Sylva Herzog von Tarouca berichtet, daß die junge Herrscherin Allen an Entschlossenheit voranleuchtete und so rastlos thätig sei, daß sie sich kaum Zeit gönne, zu schlafen oder Nahrung zu sich zu nehmen.

Schon ihre ersten Schritte zeigten von großer Klugheit. Die Generale Seckendorf, Neipperg und Wallis wurden der Haft entlassen und in huldvollster Weise wieder angestellt. Wenn auch der Erstgenannte diese Milde durch sein späteres Verhalten nicht rechtfertigte, so war der Schritt doch sehr klug, weil der Geist der Armee dadurch gehoben wurde.

Der Hebung der Wehrkraft galt überhaupt die vorzüglichste Sorge Maria Theresia's, und ein weiterer kluger Schritt war es, daß sie den hochverdienten Feldmarschall Johann Graf Palffy, den sie stets mit der Anrede „Vater" ehrte, zu ihrem Stellvertreter in Ungarn ernannte, um ergiebige Hilfe an Truppen und Geld von dort zu erlangen. Ihren Schwager, Carl von Lothringen, der als tüchtiger Militär galt, ernannte sie zum Feldmarschall, den Gatten aber am 21. November zum Mitregenten.

Franz Stefan von Lothringen benahm sich, wie Klugheit und seine Gutmüthigkeit es ihm vorzeichneten.

Keinen jener Männer, von welchen er wußte, daß sie bei Lebzeiten des Kaisers zu seinen Gegnern gehört hatten, trug er etwas nach, ja er kam ihren Entschuldigungen in der feinsten Weise zuvor.

Er widmete sich besonders dem Finanzwesen, das allerdings einer kräftigen und fachkundigen Leitung bedurfte. Seine ersten Maßregeln schon fanden allgemeinen Beifall. Die Kornböden des Staates wurden dem allgemeinen Einkauf zugänglich gemacht, um der Theuerung abzuhelfen. Durch die Jagdlust Carl's VI. war das Wild in den kaiserlichen Besitzungen

so zahlreich geworden, daß die Landbevölkerung schwer darunter litt und es zu förmlichen Revolten kam; dem wurde dadurch abgeholfen, daß man das Wild massenweise abschießen ließ.

Namentlich die Bedürfnisse des Hofstaates wurden von Franz entsprechend reducirt. Die Prunkliebe und auch Gutmüthigkeit des verstorbenen Kaisers hatten in dieser Hinsicht Zustände großgezogen, welche riesige Summen kosteten und theilweise eines komischen Anstriches nicht entbehrten. Unter Carl VI. lebten an 40.000 Personen vom Hof, wozu fast zehn Millionen jährlich beansprucht wurden. In der schamlosesten Weise trieb man Uebervortheilungen und Unterschleife. Die Küchenrechnung wies einen jährlichen Aufwand von 4000 Gulden blos für — Petersilie (!!) aus; täglich wurden als „Schlaftrunk" der Kaiserin-Witwe zwölf Maß edler Ungarweine verrechnet (!!), ebenso zwei Faß Tokayer, „um den Papageien das Brod zu netzen" (!!!), u. s. w. All' diese Mißbräuche wurden abgestellt und die unberechtigten Pensionen ganz eingezogen.

Diese Maßregeln fanden allgemeinen Beifall und nach und nach befestigte sich auch das Vertrauen in der Bevölkerung wieder. Die sogenannten „Erbhuldigungen" — wobei die Landstände den Treueschwur ablegten — gingen in Wien und den Provinzen anstandslos vor sich und überall machte Maria Theresia's reizvolle und doch majestätische Persönlichkeit tiefen Eindruck auf die Bevölkerung. „Es ist glücklich gelungen", berichtet der venetianische Resident Alexander Zeno, „die verschiedenen Völker mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß die Monarchie beisammen zu erhalten sei und ihre Trennung abgewendet werden könne."

Der Schwierigkeiten im Innern war man rasch ledig geworden. Nun aber brach ein furchtbarer Sturm von Außen über die junge Herrschaft Maria Theresien's herein.



Die Gegner der jungen Königin.

Kaum ein zweites Bild von gleicher Widerlichkeit, bietet die ganze neuere Geschichte, wie es die Betrachtung der auswärtigen Verhältnisse beim Tode Carl's VI. liefert. So derb auch das Gleichniß ist, man findet kein treffenderes, als das eines Lammes, das von gierigen Wölfen umstellt ist, die nur darauf lauern, das zusagendste und nächstliegendste Stück aus dem zuckenden Körper des Opfers zu reißen.

Und selbst dieser Vergleich, so brutal und grausam er klingt, drückt noch nicht genügend die schmähliche Haltung aus, welche fast ausnahmslos alle Nachbarmächte gegen Oesterreich einnahmen; denn die Wölfe sind dem Lamm gegenüber durch keine Versprechungen, durch keine Verträge, die man mit Opfern erkaufen ließ, gebunden, sie könne sich darauf berufen, daß der Hunger, die eiserne Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, die auf alle moralische Bedenken vergessen läßt, sie zwingt, das Lamm zu zerreißen.

All' das lag ganz anders bei den Mächten, die, kaum daß der Kaiser die Augen geschlossen hatte, drohend und unter nichtigen Vorwänden die Hände nach dem Erbe seiner Tochter ausstreckten. Nicht Eine war darunter, die sich nicht meist gegen sehr bedeutende Gegendienste, zur Anerkennung, ja Gewährleistung der pragmatischen Sanction verpflichtet gehabt hätte. Aber Dankbarkeit, das gegebene Wort, die Heiligkeit feierlicher Staatsverträge, all' das wog federleicht in dem Momente, wo sich scheinbar die Möglichkeit zu einem bequemen und mühelosen Raub bot.

Zum Glück verliert unser Gleichniß seine Berechtigung, sobald es sich um die Ausführung handelt, denn die frivolen Angreifer fanden zu ihrer Bestürzung, daß es sich nicht um ein Lamm handle, das sich wehrlos zerstückeln ließ, sondern sie sahen sich dem österreichischen Adler gegenüber, der mit starkem muthvollen Herzen und kräftigen Fängen sich vertheidigte.

Der berühmte englische Geschichtschreiber Macauley sagt über die damalige Politik die herrlichen Worte: „Die europäischen Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit der höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, heilig sein müssen, zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, zur Achtung und Vertheidigung der Rechte der Erzherzogin verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigenschaften der Letzteren waren derart, daß sich erwarten ließ, in der Seele eines jeden edlen Menschen müßten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle regen. Es ließ sich mit Grund annehmen, daß alle Fürsten der Christenheit ohne Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Monarchen ehren würden.“

Es kam anders. Die Politik überhaupt, namentlich aber die jener Tage, wußte sehr wenig von edlen Gesinnungen und ritterlichen Gefühlen, ja sie spielte perfid mit Eid und Recht, wenn es einen Vortheil zu erhaschen gab. Zum Glück fand Maria Theresia in der eigenen Kraft, in der im Flug gewonnenen aufopfernden Liebe des Volkes bessere Garantien ihres Rechtes, als es die beschworenen Zusagen der gleichzeitigen Fürsten waren.

Man betrachtete das österreichische Erbe nahezu wie ein herrenloses Gut. Von allen Seiten richteten sich begehrliche Blicke darauf. Das ganze Erbe, oder doch mindestens den Löwenantheil, verlangte Churfürst Carl Albert von Bayern, — Sachsen wollte wenigstens Mähren und einen Theil von Schlesien für sich, — Preußen beanspruchte auf Grund

längst verjährter, zudem nicht haltbarer Rechtsgründe den Rest von Schlesien, — Spanien begehrte die italienischen Besitzungen, Görz, Südtirol, — Frankreich endlich sah den Moment gekommen, um den durch Jahrhunderte verfolgten Plan durchzuführen: nach Vernichtung der Habsburgischen Monarchie die allein tonangebende Macht, der thatsächliche Beherrscher Europas zu werden. Zu diesem Zwecke unterstützte André Hercule de Fleury, der scrupellose Minister des liederlichen Ludwig XV., nicht allein Ansprüche der übrigen Gegner Maria Theresia's, sondern er verlangte für Frankreich auch die österreichischen Niederlande.

Daß von München aus Ansprüche erhoben wurden, war schon lange kein Geheimniß mehr, ja die jugendliche Herrscherin bewies so viel politischen Scharfsinn, daß sie die Absichten ihrer Gegner durchschaute, bevor diese selbst sich offen dazu bekannten. So schrieb sie am 19. November, einen Monat nach ihrem Regierungsantritt, an den Geschäftsträger in Berlin: „Zur sachen mehrerer erleutherung hast Du zu wissen, daß Niemand weniger als Preußen zu trauen ist; dann ob sich gleich von dort auß nach den ersten Schein deren wörter zu all guten anerbothen wird, so wird Jedoch sothanem Anerbiethen die bedenkliche Clausul beygeruckhet daß man dadurch eine der supponirten größe der gefahr proportionirte werckthätige anständigkeit suchen würde, nicht undeutlich auf die überkommung eines Stückhes unserer Erblanden abzielend.“

Die ersten Anzeichen des Sturmes kamen von München. Der bayerische Gesandte Carl Felix von Bertrand, Reichsgraf von Perusa, erhob Protest gegen die Thronbesteigung Maria Theresia's und wagte es sogar, den österreichischen Behörden die Weisung zugehen zu lassen, Niemand als den Churfürsten Carl Albert als Souverän anzuerkennen. Bayern focht nicht die pragmatische Sanction an, sondern

leitete seinen Anspruch aus dem angeblichen Wortlaut des Testamentes des Kaisers Ferdinand I. ab, in welchem dem bayerischen Hause die Erbfolge in Oesterreich zugesprochen war, wenn keine männlichen Nachkommen aus dem directen Habsburgischen Stamme mehr vorhanden sind. So lautete die bayerische Lesart.

In dem Originaltestament, in das man den bayerischen Gesandten im Beisein der Vertreter der übrigen Mächte Einsicht nehmen ließ, hieß es, daß die bayerischen Ansprüche erst beim Mangel ehelicher Nachkommen aus habsburgischem Stamme eintreten sollten, und damit fielen natürlich die bayerischen Forderungen haltlos zusammen. Allein der Rechtsgrund war ja ohnehin nur ein Vorwand — die anscheinend günstige Gelegenheit war es, die man benützen wollte. Graf Perusa verließ daher unter Aufrechthaltung seines Protestes Wien, wo sich zudem der Unwille der Bevölkerung gegen ihn kehrte. So rasch hatte sich die Situation im Sommer zu Gunsten Maria Theresia's gewendet.

Da die meisten übrigen Regierungen, voran England, Holland und der Papst, sich gegen die bayerischen Ansprüche erklärten, glaubte man von dieser Seite keine Gefahr fürchten zu müssen. Wahrscheinlich hätte auch Churfürst Carl Albert, der kein Mann entschlossenen Handelns war, keinen Angriff gewagt, wenn er nicht durch fremden Impuls dazu gereizt worden wäre.

Dieser kam von Berlin. Immer deutlicher trat der junge thatenlustige König Friedrich II. mit seinen Absichten hervor. Auf eigenhändige Schreiben Maria Theresia's und ihres Gatten, in welchem er ersucht wurde, die Wahl des letzteren zum römisch-deutschen Kaiser zu begünstigen, antwortete er in der verbindlichsten Weise, sicherte seine guten Dienste zu, ließ aber Bemerkungen einfließen, die in dem früher (Seite 50) mitgetheilten Schreiben Maria Theresia's so treffend gedeutet wurden.

In der That war Friedrich II. vom Todestag Carl's VI. an entschlossen, die Situation für sich auszunützen. „Der Kaiser ist todt", schrieb er damals an Voltaire. „Dieses Ereigniß stößt alle meine friedlichen Pläne um. Der Augenblick ist da, das alte politische System Europas umzuwandeln."

Daß Preußen die pragmatische Sanction anerkannt hatte, focht ihn nicht an; er setzte sich darüber mit der bequemen Entschuldigung hinweg, daß wohl sein Vater an diese Zusage gebunden war, für ihn aber könne sie nicht verpflichtend sein. Verträge aber werden nicht zwischen Fürsten als Personen, sondern nur als Vertreter ihrer Staaten geschlossen und sind für die Letzteren verbindlich, auch wenn die Fürsten wechseln; die Entschuldigung des Königs war also nichts als haltlose Sophisterei. Stützte er doch andererseits seine Ansprüche an Schlesien auf längst verjährte Erbschaftsverträge, deren Rechtsgiltigkeit sehr zweifelhaft war und heute selbst von unbefangenen preußischen Historikern verneint wird. Ja indirect gab er mit einer Offenheit, die freilich sehr frivol klingt, zu, daß diese angeblichen rechtlichen Ansprüche nur das Mäntelchen seien, das man anstandshalber der bloßen Ländergier umhänge.

„Der Ehrgeiz, das Interesse, der Wunsch von mir reden zu machen, gaben den Ausschlag, und der Krieg war beschlossen", schreibt er selbst darüber. Und als seine Pläne selbst bei seiner nächsten Umgebung, bei den alten Marschällen Leopold von Anhalt-Dessau und Curt von Schwerin Widerspruch fanden, entgegnete er: „Wenn man im Vortheil ist, soll man ihn benützen, oder nicht? Wenn ich diesen Vortheil nicht benütze, so habe ich in meiner Hand ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen weiß. Wenn ich es gebrauche, wird man es natürlich finden müssen, daß ich mein Uebergewicht über meine Nachbarn zur Geltung bringe."

Allerdings sind das sehr gefährliche, allem Rechtsbewußtsein in's Gesicht schlagende Grundsätze. Ein englischer Staatsmann sagt darüber treffend: „Ist es nicht völlig klar, daß die Welt nie einen Tag lang Frieden haben wird, wenn es gestattet ist, veraltete Ansprüche gegen neuere Verträge und langen Besitz geltend zu machen?“ Der englische Gesandte in Wien aber fällt das herbe Urtheil: „Ein Fürst, der die geringste Rücksicht auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit nähme, könnte die Rolle nicht spielen, welcher der König von Preußen zustrebt. Er verdient, daß man den politischen Bann über ihn verhängt.“

Aber solche Anschauungen waren vereinzelt. Es war damals im Allgemeinen eine Periode, für die nach allen Seiten die Bezeichnung „nichtsnutzig“ paßt, — natürlich war also die Politik, in welcher Treue und Glauben selten hoch im Curs stehen, noch scrupelloser und hinterlistiger.

Im December schon berichtete der nach Berlin gesendete Marquis Anton von Botta an Maria Theresia: „Ich habe leyder mehr als eine ursach Euer königliche Majestät zu versichern, daß sein unumbstößlicher Vorsatz und absicht seye, sich in gewaltthätigen besitz Gott weiß von wie viell Fürstenthümbern des Schleßischen Lands zu bringen.“ — Aber trotzdem diese Warnung durch die auffälligen Rüstungen Preußens bekräftigt wurden, konnte man doch an einen so grundlosen Angriff nicht glauben und schmeichelte sich damit, daß es dem König Vergnügen mache, „den Hahn zu spannen, ohne wirklich loszudrücken“.

Unterdessen dauerten, scheinbar auf die freundschaftlichste Weise, die Verhandlungen zwischen Wien und Berlin fort. Auf eine vorsichtige Anfrage nach dem Zweck seiner Rüstungen betheuerte Friedrich II. dem Marquis Botta seine freundschaftlichsten Gesinnungen gegen Oesterreich. Wenn er Schlesien besetze, so geschehe es nicht blos zur Wahrung seiner Ansprüche,

sondern auch um Maria Theresia die Abwehr ihrer übrigen Feinde zu erleichtern.

Botta erwiderte in seiner Weise darauf, daß der König diese dankeswerthen Gesinnungen am besten bethätigen würde, wenn er seinerseits das Gebiet der Königin unverletzt lasse, sie werde sich dann allfälliger Angriffe schon zu erwehren wissen.

Unterdessen rückte Gustav Adolf Graf Gotter, der preußische Gesandte in Wien, nach und nach mit concreten Vorschlägen über Abtretungen hervor, durch welche sich Friedrich II. zufriedenstellen lassen und der Königin sogar Beistand leisten werde.

Mit Recht traute man aber diesen Vorschlägen nicht, und obwohl es Stimmen gab, welche zu ihrer Annahme riethen, überwogen doch jene, welche jede Nachgiebigkeit zum Schaden des guten Rechtes als gefährlich und ersten Schritt auf einer schiefen Ebene erklärten. Namentlich Bartenstein war in diesem Sinne thätig und Maria Theresia wie ihr Gatte entschieden so. Indessen dauerten die Verhandlungen noch fort, als Friedrich II. seine Armee schon in Schlesien hatte einmarschiren lassen.

In einer entscheidenden Audienz erklärte Graf Gotter, daß der König auf der Abtretung Schlesiens beharre. Erfolge dieselbe, so sei die Kaiserkrone dem Großherzog Franz Stefan sicher, Preußens Macht stünde der Königin zu Diensten. Im anderen Falle werde der König sich auf die Seite der Churfürsten von Bayern und Sachsen stellen.

Ebenso klug als würdig war die Antwort des Großherzogs. Man lege zwar auf die Freundschaft des Königs von Preußen den größten Werth; die Königin habe aber die pragmatische Sanction beschworen und daher weder Macht noch Recht auch nur zur kleinsten Abtretung. Auch sei ihre Lage nicht so schlimm, daß sie sich durch Drohungen dazu zwingen lassen werde.

Als Gotter nun betonte, daß seine weitere Anwesenheit in Wien vergeblich sei, fragte der Großherzog erregt, ob es richtig wäre, daß der König schon den Einmarsch in Schlesien vollzogen habe? Auf des Gesandten Bejahung entgegnete Großherzog Franz ernst aber würdevoll: „Dann kehren Sie zu Ihrem Herrn zurück und sagen Sie ihm, daß wir, so lang er auch nur einen Mann in Schlesien hat, eher zu Grunde gehen wollen, als mit ihm unterhandeln. Ist er aber dort noch nicht eingerückt und will er sich des Einmarsches enthalten, dann wollen wir mit ihm in Berlin verhandeln. Der König von Preußen kann zufriedengestellt werden, ohne daß er nach seiner Absicht dasjenige uns zu entreißen braucht, was ihm zu gewähren nicht in unserer Macht steht. Ich für meinen Theil würde nicht für die Kaiserkrone, ja nicht für den Besitz der ganzen Welt irgend ein Recht der Königin oder auch nur eine Handbreit ihrer gesetzmäßig ererbten Länder aufgeben.“

Trotzdem reiste Graf Gotter nicht sofort ab, ja die preußischen Forderungen wurden sogar herabgemindert. Allein Maria Theresia blieb fest und verweigerte sogar dem preußischen Gesandten jede weitere Audienz in dieser Angelegenheit.

Wenn Friedrich II. später erklärte, er hätte sich mit der Abtretung des Fürstenthums Glogau begnügt und Maria Theresia Beistand geleistet, so fällt es schwer, an die Aufrichtigkeit dieser Behauptung zu glauben. Wer sich vor geleisteten Diensten schon einen Lohn vorweg nimmt, hätte sicher darnach neue Anforderungen gestellt.

Hätte irgend etwas den König von seinen Entschlüssen abbringen können, so wären es wohl die Stimmen der Mißbilligung gewesen, die sich im eigenen Staat und in seiner nächsten Umgebung erhoben. Weder seine Politik noch der daran geknüpfte Krieg waren im Volke oder in der Armee populär, ja ein dem Königshause so ergebener Mann wie

Herzog Leopold von Anhalt-Dessau nannte den Einfall in Schlesien eine „politische Ruchlosigkeit". Mit Verweisen und Drohungen mußte Friedrich II. solchen Aeußerungen entgegentreten.

Richtiger als jene Betheuerungen seiner Nachgiebigkeit sind die Entschlüsse des Königs in einer anderen Stelle seiner Memoiren gekennzeichnet, welche sagt: „Da zu erwarten war, daß meine Vorschläge abgelehnt werden würden, so war Graf Gotter für diesen Fall ermächtigt, der Königin von Ungarn den Krieg zu erklären. Die Armee war eifriger als der Gesandte, sie rückte zwei Tage vor der Ankunft Gotter's in Wien in Schlesien ein."

Der Krieg war also bei Friedrich II. beschlossene Sache und in Oesterreich nahm man ihn im Vertrauen auf die gute Sache an.



Kaiser Franz I.

Nach Liotard (1762) von Jacob Schmutzer gestochen.



Beginn des Krieges.

Schon im Anfang des Monats December 1740 hatte Friedrich II. eine ungefähr 30.000 Mann zählende Armee bei Crossen zusammengezogen. Der Zahl nach war dieselbe nicht sehr bedeutend, aber der gefüllte Schatz des haushälterischen Königs Friedrich Wilhelm I. hatte die Mittel zu einer vortrefflichen Ausrüstung gewährt. Ein gleichzeitiger Bericht sagt, „man habe noch nie eine so große Menge von Kanonen in Europa beisammen gesehen, als die preußische Armee mit sich führte".

Am 16. December überschritt Friedrich II. mit seiner Armee die schlesische Grenze — „den Rubikon", wie er selbst etwas bombastisch sagt. Es geschah in zwei Colonnen, von welchen eine der König selbst, eine der Feldmarschall Graf Schwerin führte.

Der wenn auch nicht zahlreichen, so doch gut ausgerüsteten Armee hatte man zur Behauptung Schlesiens nur ganz ungenügende Vertheidigungsmittel entgegenzusetzen. Bis in die jüngste Zeit war nie an einen Angriff von dieser Seite gedacht worden; trotz aller Anstrengungen war es daher bei der herrschenden Finanznoth und den damaligen Communicationen nicht möglich gewesen, eine bedeutendere Truppenmacht nach Schlesien zu werfen. Beim Tode Carl's VI. lagen in Schlesien drei Bataillone Fußvolk und zwei Grenadier-Compagnien, und mit aller Mühe hatte man die Truppenmacht mit Beginn December auf 7000 Mann gebracht.

Diese geringe Menge hätte an den zahlreichen Festungen gute Stützpunkte gewonnen, wenn die meisten derselben nicht in einem Zustand gewesen wären, der sie kaum vertheidigungsfähig erscheinen ließ. Brieg, das im dreißigjährigen Krieg den Schweden so erfolgreich Widerstand leistete, war noch in demselben Zustand wie damals und von mehreren Seiten nahezu offen; in Glogau und Glatz waren theilweise die Wälle eingesunken, die Gräben verschüttet, so daß man zu Pferde darüber wegkommen konnte. Neisse und Breslau waren zwar in besserem Zustande, hätten aber zu einer wirksamen Vertheidigung größerer Besatzungen bedurft, als man zur Verfügung hatte.

Das Commando über die in Schlesien befindlichen Truppen lag in den Händen des Feldmarschall-Lieutenants Max Ulysses Graf Browne (sprich Braun), eines erst sechsunddreißigjährigen Mannes, der sich sogar in den vorausgegangenen unglücklichen Feldzügen den Ruf eines tapferen und auch theoretisch tüchtig gebildeten Officiers erworben hatte. Er rechtfertigte denselben auch vollkommen; denn wenn er bei seiner Minderzahl an Truppen auch die Besetzung Schlesiens nicht hindern konnte, so hemmte er dieselbe doch, ohne namhafte Einbuße an Truppen zu erleiden.

Mit überlegenen Kräften drangen die Preußen rasch vor, obwohl sie im Allgemeinen nicht die erhofften Sympathien unter der Bevölkerung fanden. Sogar die fälschliche Vorspiegelung, daß König Friedrich II. im Einvernehmen mit der Königin handle, fand keinen rechten Glauben, und offener Widerstand ward wohl nur durch den Mangel an regulären Truppen verhindert, an welche sich die Bevölkerung hätte anlehnen können. Das von 1000 Mann unter General Franz Wenzel Graf Wallis besetzte Glogau wurde eingeschlossen, Liegnitz fiel durch eine Ueberrumpelung in die Hände Schwerin's. Durch List erzwang sich der König die opferlose Besetzung Breslaus, dessen zahlreiche protestantische

Bevölkerung der religiösen Chikanen wegen eher zu den Preußen neigte. Die Bürgerschaft weigerte sich, eine österreichische Besatzung aufzunehmen, mit dem Bemerken, die Stadt selbst vertheidigen zu wollen. Mit Friedrich II. aber schloß man einen „Neutralitätsvertrag", der aber nicht hinderte, daß der König die Cassen mit Beschlag belegte, Magazine errichtete und zum Schutz derselben 1000 Mann in die Vorstädte legte.

Auch nur das durch ganz verfallene Werke vertheidigte Ohlau fiel den Preußen in die Hände, und nachdem Browne nach einem blutigen Treffen bei Grätz am 25. Jänner Schlesien räumte, konnte Friedrich II. mit einigem Rechte schreiben: „Ich bringe die Figur von ganz Preußen in Ordnung, denn Schlesien ist genommen, bis auf das Nest Neisse." Außer Neisse, dessen Commandant Oberst Wilhelm Moriz Freiherr von Roth sich ruhmvoll vertheidigte, lagen auch noch in Brieg und Glogau österreichische Garnisonen, namentlich das Letztere hätte sich jedoch gegen einen energischen Angriff nicht halten können.

Die aus Schlesien gedrängten Truppen Browne's bildeten den Kern eines sich in Mähren zusammenziehenden Heeres. Diese Concentrirung erfolgte aber trotz Maria Theresia's Drängen so langsam, daß der tapfere Oberst Roth nur die Wahrheit sprach, als er Anfangs Februar klagte: „Ich sehe wohl, daß bei uns Alles mit viel zu großer Langsamkeit geschieht. Sie wird immer unser Verderben sein, denn man beeilt sich nie das zu thun, was das Allernothwendigste ist".

An der Langsamkeit dieser Concentration waren theilweise wohl die Mängel der Administration und Verpflegung, ja auch die ungünstige Jahreszeit schuld. Viel Antheil aber hatte auch die unglückliche Wahl, welche man bezüglich des Obercommandos getroffen hatte.

Sie war auf den ehemaligen militärischen Lehrer des Großherzogs Franz, auf den Feldmarschall Wilhelm Reinhard

Graf Neipperg gefallen, der sich im letzten Türkenkrieg so schlecht bewährt hatte und erst von Maria Theresia aus der kriegsrechtlichen Haft befreit worden war. Man wollte dem kenntnißreichen und nach mancher Richtung verdienten Officier Gelegenheit geben, die erlittenen Demüthigungen durch Erfolge wettzumachen. Aber Neipperg war kein Feldherr, zudem körperlich gebrochen, wodurch seine natürliche Unentschlossenheit noch erhöht wurde.

Schon sein langes Zögern, sich zur Armee zu begeben, wirkte nachtheilig. Und als er sich endlich einfand, band er dem thatenlustigen Browne die Hände. Dieser wollte während der Abwesenheit des Königs in Schlesien einbrechen, um die ziemlich zerstreuten preußischen Truppen über den Haufen zu werfen; aber Neipperg gab seine Einwilligung nicht, und es geschah nichts, als daß man eine kleine Verstärkung nach Neisse brachte.

Sobald Friedrich II. zur Armee zurückgekehrt war, zog er dieselbe zusammen und brachte am 9. März das tapfer vertheidigte, aber an Munition, Geschützen und Proviant Mangel leidende Glogau in seine Gewalt. Nun erst entschloß sich Neipperg, dessen Armee auf ungefähr 15.000 Mann angewachsen war, nach Schlesien aufzubrechen. Es bewog ihn die Besorgniß um Neisse dazu, gegen das sich König Friedrich II. mit seinem theilweise concentrirten Heere wendete. Diesem aber war Neipperg weder der Zahl nach noch der Qualität der Truppen nach gewachsen. Denn mit Ausnahme von 12 Infanterie-Bataillonen, 9 deutschen und 2 ungarischen Reiterregimentern, die erprobte und kriegsgewohnte Soldaten enthielten, bestand die Streitmacht Neipperg's meist aus rasch zusammengerafften Freicorps, deren Kriegstüchtigkeit vorderhand ebenso zweifelhaft war, wie ihre Disciplin.

Bei dieser Gelegenheit tauchte zuerst das Trenck'sche Panduren-Corps auf, von dem noch später die Rede sein

wird. Schon das erste Auftreten dieser Truppe war von solchen Unzukömmlichkeiten begleitet, daß man nach Entschuldigung suchte, die sich allerdings in dem barbarischen Vorgehen der Preußen in den von ihnen besetzten Gegenden von selbst bot. Trotz des gefaßten Entschlusses noch immer zagend und zaudernd, rückte Neipperg so langsam vor, daß König Friedrich II. Zeit behielt, seine Concentrirung zu vollenden. Dagegen war Neipperg völlig unklar über das, was er sollte und wollte. Es ist bezeichnend, daß er noch in einem Bericht vom 9. April die preußischen Stellungen ganz richtig angibt und die Bemerkung macht, daß seine Armee die Abtheilungen derselben trenne. Statt aber aus dieser günstigen Situation Vortheil zu ziehen, schließt er den Bericht damit, daß er „in Ueberlegung begriffen sei", was weiter geschehen könne.

Friedrich II., der einen Angriff auf Ohlau fürchtete, wo sich seine ohnehin schlecht versehenen Magazine befanden, ersparte Neipperg die Mühe weiterer Ueberlegung, indem er sich schon am nächsten Tage zum Angriff entschloß. So kam es zur ersten größeren Action dieses Krieges, zur Schlacht bei Mollwitz.

König Friedrich II. ist unbefangen genug, in seinen kriegswissenschaftlichen Erörterungen die von ihm gemachten Fehler zuzugeben. Wenn trotzdem der Sieg seinen Waffen blieb, so ist es nicht sein Verdienst, viel eher könnte man die Ursache in Neipperg's Versäumnissen suchen, der es nicht verstand, die Tapferkeit seiner Truppen entsprechend auszunützen.

Die beiden Gegner waren ungefähr gleich stark, — jede Armee zählte etwa 20.000 Mann. Auf preußischer Seite war das Fußvolk und die Artillerie stärker, dagegen zählte das österreichische Heer eine starke und treffliche Reiterei, die sich schon in den kleinen Scharmützeln gefürchtet gemacht hatte.

Aeußerst langsam vollzog sich der Aufmarsch von beiden Seiten, so daß Friedrich II. des Vortheiles der

Ueberraschung verlustig ging, den er vor Neipperg, der keinen Angriff erwartete, voraus hatte.

Erst um zwei Uhr Nachmittags eröffnete die zahlreiche preußische Artillerie ihr Feuer, das den im ersten Mitteltreffen stehenden Husaren-Regimentern empfindlichen Schaden that. „Wir wollen uns nicht wie die Hunde im Stillstehen tödten lassen“, schrien die heißblütigen Ungarn, und sie verlangten ungestüm zum Angriff geführt zu werden.

Unter Führung des Feldmarschall-Lieutenants Carl Joachim Baron von Römer, eines Sachsen, der erst seit zwei Jahren im österreichischen Heere diente, warfen sich sechsunddreißig Schwadronen in vehementem Angriff auf den Feind. Dieser Wucht konnte nichts widerstehen, die preußische Cavallerie wendete sich, bevor es zum eigentlichen Kampf kam und jagte, da es durch die Linie des eigenen Fußvolkes nicht brechen konnte, längs der Front desselben in wilder Flucht dahin. Ein Versuch, sie zu halten und zu sammeln, an dem der König selbst theilnahm, mißlang, und in dem wirr durcheinander fliehenden Knäuel wurde auch Friedrich II. mit fortgerissen. Neun Geschütze fielen bei diesem Angriff in die Hände der österreichischen Reiterei.

Aber an der Haltung des preußischen Fußvolkes, dessen Durchbildung ein Verdienst Leopold's, des „alten Dessauer“ war, zerschellte jetzt der gewaltige Vorstoß der siegreichen Reiter. Wie die Mauern standen diese Bataillone, und nach mehrmaligem Ansturm mußte die auf's Aeußerste erschöpfte Cavallerie, welche ihren heldenmüthigen Führer Römer auf dem Kampfplatz ließ, weichen.

Ein Versuch des österreichischen Fußvolkes, die Gegner zum Weichen zu bringen, fiel noch schlimmer aus. Die Schnelligkeit und Präcision des preußischen Feuers verbreitete Schrecken. Alles suchte sich zu decken und ballte sich zu regellosen Klumpen zusammen, in welchen die preußischen Kanonen furchtbar wütheten.

Nun ging Schwerin, der die Leitung der Schlacht übernommen hatte, selbst zum Angriffe über und dem gefürchteten Feuer seiner Bataillone hielt nichts Stand. Um sieben Uhr Abends trat Neipperg unter dem Schutz seiner noch intacten Cavallerie des linken Flügels den Rückzug gegen Grottkau an, welchen Schwerin aus Mangel an Reiterei nicht behelligen konnte.

Die Verluste waren ziemlich gleich und in Anbetracht der geringen Streiterzahl höchst bedeutend. Die Oesterreicher verloren 4410 Mann, die Preußen 4613 an Todten und Verwundeten, also fast ein Vierttheil des Standes.

Friedrich II. erhielt erst am nächsten Morgen die Nachricht, daß sich seine Niederlage in einen Sieg verwandelt habe. An die sehr objective Schilderung der Schlacht in seinen Schriften knüpft er die Bemerkung: „Ich habe bei dieser Gelegenheit gelernt, daß man nie zu frühe die Hoffnung verlieren soll“.

Die militärischen Folgen dieser Schlacht waren, wenn man vom moralischen Eindruck, den der erste Sieg stets auf die Truppen des Siegers und des Besiegten macht, absieht, sehr gering. Sie bestanden eigentlich nur darin, daß Friedrich II. ungestört die Belagerung von Brieg unternehmen konnte, das nach mehrtägiger Beschießung am 5. Mai capitulirte.

Ungleich folgenreicher erwies sich die Schlacht bei Mollwitz in politischer Hinsicht, denn diese erste Niederlage der österreichischen Waffen gab den übrigen Gegnern Maria Theresia's neue Courage, auch ihrerseits auf den Plan zu treten und sich den Antheil von der erhofften Beute zu sichern.

Bevor wir näher auf diese Verhältnisse eingehen, muß eines hochwichtigen Ereignisses gedacht werden, das für Maria Theresia und ihre Stellung zur Bevölkerung von höchster Bedeutung war.



Die kaiserliche Burg zu Wien, um die Mitte des 18. Jahrhunderts.



Der ersehnte Thronerbe.

Die gelinde gesagt kühle Haltung, welche die Bevölkerung beim Regierungsantritt Maria Theresia's beobachtete, war in überraschend kurzer Zeit in das directe Gegentheil umgeschlagen. Den meisten Antheil an der begeisterten Verehrung, an der treuherzigen Anhänglichkeit, die ihr gerade von den breiten Massen der Bevölkerung entgegengebracht wurden, hatte unleugbar ihre in jeder Beziehung gewinnende Persönlichkeit. Ein deutscher Dichter nennt die körperliche Schönheit „einen trefflichen Freipaß, welchen die Natur dem Menschen auf die Lebensreise mitgibt". Maria Theresia besaß diesen Vortheil in ungewöhnlichem Maße; dabei war sie keine bloße kalte imponirende Schönheit. Es war das Erbtheil ihrer Mutter, von deren vielbewunderter Schönheit man rühmte, daß sie Lieblichkeit und Majestät vereinige.

Maria Theresia erhöhte aber diese äußeren Vorzüge durch die Art ihres Auftretens, das umsomehr alle Herzen gewann, als es vom Thron herab ganz neu war. Bisher waren die Herrscher mit Ausnahme gewisser prunkvoller Festlichkeiten, bei welchen sie sich öffentlich zeigten, den Augen des Volkes durch eine undurchdringliche Hecke von höfischem Ceremoniell entzogen. Maria Theresia dagegen war für Jedermann zugänglich, hörte die Bitten und Klagen auch des Aermsten aus dem Volke an, hatte für Jeden Hilfe und Rath und sie wußte auch einem ablehnenden Bescheid durch

tröstende Worte oder eine sinnige Wendung den Stachel zu nehmen.

Tausend Beweise ihrer Güte und Leutseligkeit gingen bald von Mund zu Mund, und mit einer für die damaligen Verkehrsverhältnisse geradezu zauberhaften Schnelligkeit verbreitete sich ihr Lob und damit ihre Beliebtheit bis in die entferntesten Theile der österreichischen Länder.

Wenn sie beim Anblick einer kranken Frau mit hungernden Kindern in den schmerzlichen Ruf ausbrach: „Was habe ich denn der Vorsehung gethan, daß ein solches Schauspiel meine Augen betrübt und meine Regierung entehrt“, so sah man darin mit Recht nicht blos ihre Menschlichkeit und Güte, sondern auch einen Beweis der strengen Auffassung, die sie von ihren Regentenpflichten hatte. Aus den Kreisen, die ihr dienten und in geschäftlichen Beziehungen zu ihr kamen, verbreitete sich bald das Lob ihrer rastlosen Thätigkeit, der Gewissenhaftigkeit, mit welcher sie ihren schweren und ungewohnten Pflichten oblag, und der Gerechtigkeit, mit welcher sie ihre Entscheidungen traf.

Nicht geringen Antheil an der Begeisterung, mit der man sich ihr zuwendete, hatte allerdings auch die Lage, in welcher sie sich befand. Jene Verzagtheit, welche das Heil nur von Außen erwartete, war plötzlich verschwunden, als man sah, wie viele begehrliche Hände sich von allen Seiten nach dem Besitz der jungen Fürstin ausstreckten. Der gesunde Sinn, das Rechtlichkeitsgefühl des Volkes bäumte sich auf gegen die Treulosigkeit einer Politik, die nur auf die Gelegenheit gelauert hatte, das zu zerstückeln, was man zu schützen durch feierliche Zusagen verpflichtet war. Wie schon so oft früher und später bewies es sich, daß der Enthusiasmus des Volkes kräftiger ist, als die Spitzfindigkeiten der Politik, als die brutale Gewalt.

Die Bedrängniß der liebenswürdigen jungen Fürstin griff tief an das Herz des Volkes. Sie gewann ihr opfer-

willige Unterthanen, die freudig Gut und Blut zur Abwehr der Feinde darbrachten. Ihre Liebenswürdigkeit und Güte aber machte aus dem ganzen Volke nur eine Masse begeisterter Bewunderer. Wir wissen aus preußischen, also gewiß unbefangenen Berichten, wie groß ihre Beliebtheit schon kurz nach dem Regierungsantritt war. Ihre Bildnisse, deren eine große Anzahl erschien, fanden reißenden Absatz, und so oft sie sich zeigte, umringte sie eine jubelnde in freudige Zurufe ausbrechende Menge.

Zu einer fieberhaften Höhe loderte dieser Enthusiasmus empor, als sich die von Jedermann so sehnsüchtig gehegte Hoffnung erfüllte und Maria Theresia am 13. März 1741 um zwei Uhr Nachts einen Knaben zur Welt brachte.

Wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde ganz Wien, noch in der Nacht füllten sich die Straßen mit jubelnden Menschenmassen, die gegen die Burg (Bild S. 65) drängten und geduldig stundenlang auf jede Nachricht von der hohen Wöchnerin und dem erlauchten Sprößling harrten. Mit Freudenthränen hörte man, daß sich Beide sehr wohl befänden, daß der kleine Thronerbe ein starkes und selten schönes Kind sei, von Mund zu Mund verbreitete sich die aus der nächsten Umgebung der Königin stammende Nachricht, die Entbindung sei so leicht und glücklich verlaufen, daß Maria Theresia kurz darnach scherzend sagte, sie wünsche fast, daß ihr recht bald wieder eine solche bevorstehe.

Ursprünglich hatte man für den so sehnlich erwarteten Prinzen den Namen seines Großvaters in Aussicht genommen, kurz vor der Taufe erklärte jedoch Maria Theresia, sie habe sich und das Kind, das sie unter dem Herzen trug, so oft und so innig im Gebete der Fürbitte des heiligen Josef empfohlen, daß sie wünsche, ihrem Sohne diesen Namen zu geben. Man folgte dieser frommen Regung, die auch im Publikum angenehm berührte, indem die kurze, aber glanzvolle Regierung Josef's I. noch immer in gutem Andenken stand.

Bei der durch den päpstlichen Nuntius Paolucci mit großem Gepränge vollzogenen Taufe fungirten Cardinal Kollonits und der Prinz von Hildburghausen als Vertreter der Pathen, des Papstes Benedict XIV. und des Königs August von Polen.

Am Abend des 13. März aber machte sich die Begeisterung der Wiener mit einer Illumination Luft, die so glänzend ausfiel und so reich an ausgezeichneten Schaustücken war, daß mit der Beschreibung ein ziemlich umfangreicher Quartband sich füllte. Vielleicht bezeichnender noch für die Stimmung der Bevölkerung als die prunkvollen Illuminationen der Palais sind manche, zwar schlecht gereimte, aber sichtlich desto besser gemeinte Verse, die an den Fenstern des Bürgerstandes erglänzten.

Zum Theil zeigten sie eben durch ihre naive Herzlichkeit, wie innig sich das Verhältniß Maria Theresia's zum Volk gestaltet hatte, zum Theil sind sie auch nicht ohne politische Pointe, namentlich der schlesische Krieg und die vom Hof angestrebte, vom Volk gewünschte Wahl des Großherzogs Franz zum römisch-deutschen Kaiser stehen dabei im Vordergrunde.

Aus der großen Zahl solcher Sinnsprüche, die an den Fenstern erglänzten und durch das erwähnte gleichzeitige Werk getreulich der Nachwelt überliefert wurden, treffen wir nur eine kleine Blumenlese.

Besonders gemüthvoll und naiv sind die Verslein:

„Liebe Reserl, halt Dich wohl,
Mach' uns öfter freudenvoll."

„Ermuntere Dich, o! Oesterreich!
Theresia thut, was sie kann, für's Reich!"

„Kling, kling, kling!
Sing, o Reserl, sing!
Uns viel Prinzen bring!"

Zum Theil nicht minder ursprünglich, zum Theil hochpathetisch waren jene Inschriften, welche die politische Seite des freudigen Ereignisses streiften. Als Beispiel der letzteren Sorte erwähnen wir die unter einer glanzvollen Illumination angebrachten französischen Verse:

„Qui vive notre jeune prince et son auguste mère
Dieu fasse empereur son très illustre père!“
(Es lebe der junge Prinz und seine erhabene Mutter,
Den Vater aber mache Gott zum Kaiser.)

Denselben Gedanken bringen in ursprünglicherer und für unseren Geschmack anmuthenderer Weise die folgenden Sprüche zum Ausdruck:

„Zwei Kronen von Geburt,
Die dritte kommt von Frankfurt.

„Zwei Hosen haben wir jetzund,
Die hungarisch und böhmisch,
Es kommt die dritte noch dazu,
Die langersehnte römisch!“

Der Eindruck der letzteren schönen Poesie wurde dadurch verstärkt, daß der Autor, ein ehrsamer Meister von der Nadel, darüber die transparente Abbildung von drei Exemplaren des erwähnten nützlichen, aber besonders in der Poesie nicht gern genannten Kleidungsstückes anbrachte.

Auf den schlesischen Krieg nahmen folgende Sprüche Bezug:

„Ich pfeif' auf den Kalender,
Ist's kein Bub, so verlieren wir Länder.

Dabei war ein Astrolog zu sehen, der das Horoskop des neugebornen Prinzen suchte.

„Heidl, Pupeidl! Will's Prinzerl nicht schweigen,
Wollen wir ihm kaufen frische Feigen,
Die er kann denen Feinden zeigen.“

Besonders glänzend war die Illumination der Wohnung des türkischen Gesandten, der sogar Geld unter das Volk

auswerfen ließ. Der sogenannte „Erbfeind“ bewies auch in diesem Falle wieder eine schätzenswerthe Seite seiner oft gewaltthätigen aber nie hinterlistigen Politik. Sowie die Türkei weder den dreißigjährigen, noch den spanischen Erbfolgekrieg zu einem Angriff auf Oesterreich benützt hatte, hielt sie auch jetzt gute Nachbarschaft, ja der Sultan ließ gegen Maria Theresia seine Hoffnung ausdrücken, daß „Gott den Preußenkönig für seinen Treubruch strafen werde“ und erhob sogar in Berlin, natürlich ganz wirkungslos bleibende Vorstellungen.

In ähnlicher Weise feierte man das freudige Ereigniß, das man als Gewähr für den Bestand und Zusammenhang der Dynastie mit dem Staat auffaßte, auch in den Provinzen.

Besonders festlich äußerte sich die Begeisterung in der Prager Judenstadt, wo man sich nicht mit einer Illumination begnügte, sondern einen förmlichen Festzug — unseres Wissens den ersten in Oesterreich — arrangirte, an dem die Vorsteher und Beamten der Judengemeinde, nebst einer Menge theils sinniger, theils burlesker Masken theilnahmen.

In Wien machte sich der Enthusiasmus nochmals Luft, als am 23. April die Kaiserin zur Vorsegnung fuhr. Gleichzeitige Berichte wissen davon zu erzählen, wie rührend und theilweise unbändig sich die begeisterte Anhänglichkeit der Bevölkerung zur Geltung brachte.

An diesem und am folgenden Tag fand eine vermehrte und verbesserte neue Auflage der Illumination statt, zu deren Besichtigung Maria Theresia unter brausenden Jubelrufen der Wiener die Stadt im offenen Wagen durchfuhr.

Daß diese Bezeugungen der Treue und Anhänglichkeit keine blos äußerlichen waren, sondern jenem tiefsten Grund der Volksseele entsprangen, auf dem das sicherste Fundament der Staatskraft ruht, zeigte sich schon in der nächsten Zeit, wo die Bevölkerung den drohendsten Gefahren gegenüber muthvoll und treu blieb und willig die schwersten Opfer brachte.

Daß man diese Haltung der Bevölkerung zu würdigen wußte und nach Möglichkeit erwiderte, bewies schon der Sommer 1741. Durch anhaltenden Regen und außergewöhnlich heftige Gewitter schwollen die Donau, die Wien und auch die kleineren Wasserläufe so an, daß am 3. Juni eine verheerende Ueberschwemmung über mehrere Vorstädte hereinbrach. Die Bevölkerung erlitt große Verluste und auch Menschenleben gingen zu Grunde. Da griffen Maria Theresia und ihr Gemal werkthätig ein, um weiteres Unheil abzuwenden und die Noth zu lindern.

Für die Unterkunft und Verpflegung der von den Fluthen aus ihren Wohnungen Vertriebenen wurde rasch Vorsorge getroffen und reiche Spenden suchten die Nachwehen dieses Elementarunglückes auszugleichen. Der Großherzog selbst war unermüdlich thätig und durchfuhr mehrere Tage in einem Kahn, rettend und helfend, die bedrohten Gegenden.

Es ist wenig anmuthend, von diesen Bildern innigen Zusammenstehens zwischen dem Volk und einer mit Recht angebeteten Herrscherin zu den Winkelzügen einer treulosen Politik und den sich daran knüpfenden unheilvollen Folgen zurückkehren zu müssen. Doch die Pflicht des Chronisten zwingt uns dazu und gibt uns den Trost mit, daß gerade an diesen trüben Verhältnissen Geist und Kraft der Herrscherin und die unversiegbare Kraft des Staates sich glänzend erprobten.



Von allen Seiten bedroht.

Hatte man bis jetzt noch gezögert mit den schlimmen Absichten, die man schon lange erwog, hervorzutreten, so fanden nun, nachdem die Schlacht bei Mollwitz zu Ungunsten Oesterreichs ausgefallen, auch die Zaghaftesten den traurigen Muth, sich den Gegnern Maria Theresia's anzuschließen.

Bis jetzt hatte man sich von mancher Seite den Bemühungen Maria Theresia's, ihrem Gatten die Kaiserkrone zu verschaffen, nicht ungünstig gezeigt und sie mit wohlfeilen Versprechungen hingehalten, damit war es nun vorüber, ja Bayern und Sachsen erklärte rund heraus, daß sie die Wahl des Großherzogs Franz nie zugeben würden, — beide Churfürsten mit dem Hintergedanken, sich selbst die Kaiserwürde zu erwerben. Aus eigener Kraft konnten sie das nicht, sie vergaßen also deutsche Ehre und Pflicht so sehr, daß sie die für Deutschland stets verhängnißvolle Einmischung und Hilfe Frankreichs anriefen. Ja, Churfürst Carl Albert von Bayern erniedrigte sich so weit, daß er an Ludwig XV. schrieb: „Ich werfe mich in die Arme Eurer Majestät und werde Sie immer als meine einzige Stütze und meine einzige Hilfe betrachten!"

Sowohl Ludwig XV. als sein Minister Cardinal Fleury waren nicht recht geneigt, diesen Aufforderungen Folge zu leisten. Aber der steigende Einfluß des Marschalls Graf Belle-Isle, der mit Geist und Kühnheit leider Frivolität und Härte in seiner Person vereinte, riß die französische Politik mit sich fort. In einer ausführlichen Denkschrift stellte

er dem König vor, daß nun der Moment gekommen sei, den durch Jahrhunderte währenden Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich zum Ende und die Idee der größten französischen Herrscher zum Vollzug zu bringen. Die Macht des Hauses Habsburg müsse gebrochen, jene der übrigen Staaten so gestaltet werden, daß sie sich gegenseitig die Wage hielten, aber Frankreich nicht gewachsen wären, das dann Schiedsrichter und Herr in Europa sein würde.

Trotz besserer Regungen konnte der schwache und gewissenlose Ludwig XV. solchen glänzenden Vorspiegelungen nicht widerstehen. Er entschied im Sinne Belle-Isle's, und Fleury, der bisher und auch noch weiter Maria Theresia der Friedensliebe seines Monarchen versicherte, unterwarf sich, um Minister zu bleiben, dem Willen des Königs.

Es klingt komisch und doch auch abstoßend weil heuchlerisch, wenn Fleury gegen den österreichischen Gesandten Wasner klagt: „Wenn Sie wüßten, wie sehr ich bedrängt werde und wie unangenehm meine Lage ist, so würden Sie mich beklagen. Ich befinde mich, wie es in der heiligen Schrift heißt, inmitten einer schlechten und verderbten Nation.“ Denn während er dies sagte, war er schon entschlossen, seine Politik zu ändern; bald darauf suchte er zu beweisen, daß Frankreich kein Interesse an der pragmatischen Sanction habe und Bayern nicht im Stich lassen könne, ja endlich erklärte er trocken, höchstens den Besitz Toscanas garantiren zu können.

Marschall Belle-Isle wurde mit unumschränkten Vollmachten und — was die Hauptsache war — mit geldgefüllten Koffern nach Deutschland geschickt. Selbst Friedrich II. konnte sein Unbehagen über die Großsprechereien des Franzosen nicht unterdrücken und sagte spöttisch: „Wenn man ihn anhörte, so hätte man glauben mögen, alle Länder der Königin von Ungarn stünden in einer Versteigerung feil.“

Mit köstlicher Ironie erzählt Friedrich II. in seinen Memoiren, daß Belle-Isle einige Tage mit düsterer, besorgter

Miene umhergegangen sei. Endlich fragte ihn der König, ob er krank sei oder unangenehme Nachrichten empfangen habe, worauf Belle-Isle antwortete: „Ach nein, ich weiß nur nicht, was ich mit Mähren anfangen soll!“ Lachend meinte der König, er solle sich darüber keinen Kummer machen, wenn man erst so weit sei, werde sich wohl ein Abnehmer finden, wenn kein Anderer, so der Churfürst von Sachsen. Und Belle-Isle wurde sofort heiter und ging auf diese Idee ein, als ob thatsächlich die Vertheilung der österreichischen Länder schon seine Aufgabe wäre.

Friedrich II. ließ es sich zwar gerne gefallen, daß Frankreich seine Pläne förderte und ihr Gelingen erleichterte, hütete sich aber, das vorgeschlagene Bündniß abzuschließen. Leichteres Spiel fand Belle-Isle in Dresden, wo sich Churfürst August III. und sein feiler Minister Brühl, den Friedrich II. den „Meister kleiner Listen und großer Ränke“ nennt, sofort bereit finden ließen, sich Frankreich anzuschließen.

Noch besser gelang Belle-Isle sein Vorhaben in Bayern. Am 22. Mai wurde vorerst noch als tiefes Geheimniß im Lustschlosse bei München der berüchtigte Nymphenburger-Vertrag zwischen Frankreich, Spanien und Bayern abgeschlossen, in welchem der Gedanke einer Zertrümmerung des österreichischen Staates nun auch eine diplomatische Gestalt annahm. Frankreich und Spanien verpflichteten sich, dem Churfürsten Carl Albert zur Kaiserwürde und dem Besitz der österreichischen Erbländer zu verhelfen. Frankreich sollte sich dafür in den Niederlanden, Spanien in Italien bezahlt machen.

Ein rühmenswerthes Beispiel von politischer Weisheit und Mannesmuth gab bei diesem Anlaß der bayerische Kanzler Max Fortunat von Unertel, ein treuer alter Diener des Churhauses, der den Jammer miterlebt hatte, welchen die letzte französische Allianz im spanischen Erbfolgekrieg

einer Parteinahme für Maria Theresia abzuhalten. Endlich mußte man erwarten, daß auch die Spanier in Italien angreifen würden.

In Schlesien war zwar den ganzen Sommer über nichts Entscheidendes vorgefallen. Friedrich II. wollte die Verhandlungen nach beiden Seiten nicht stören und ließ die Waffen ruhen.

Neipperg aber, dessen ganz gebrochener Muth durch huldvolle Trostesworte, die ihm von Maria Theresia und ihrem Gemal zukamen, wieder aufgerichtet worden, konnte nicht daran denken, die Offensive zu ergreifen, selbst wenn er Lust dazu gehabt hätte. Er suchte sich in seiner Stellung zu behaupten, welche hauptsächlich den Zweck hatte, die Preußen von einer Bedrohung Neisses abzuhalten und nach Möglichkeit Verstärkungen an sich zu ziehen. Leider war dies nur in geringem Maße der Fall, da man ja auch daran denken mußte, den von allen Seiten drohenden Angriffen zu begegnen.

Unter diesen Umständen glaubte Maria Theresia den dringenden Vorstellungen ihrer vertrautesten Rathgeber, welchen sich auch der Großherzog zugesellte, nachgeben zu sollen. Robinson wurde mit dem Anerbieten der Abtretung Niederschlesiens in das preußische Lager gesendet. Friedrich sollte dagegen der Königin die übrigen Besitzungen garantiren und ein Hilfscorps von 10.000 Mann stellen.

Daß auch dieser Entschluß der Königin sehr schmerzlich fiel, wird durch die Art klar, wie sie ihn vollzog. Sie schrieb auf den übereinstimmenden Bericht der Mitglieder der geheimen Conferenz: „Placet, weil kein anderes Mittel zu helfen, obwohl mit meinem größten Herzeleid“.

Allein Friedrich hatte sich mittlerweile durch den Vertrag vom 4. Juni gebunden und antwortete kühl, es sei zu spät. Und sofort eröffnete er mit seinem auf 60.000 Mann verstärkten Heer wieder die Operationen. Zur selben Zeit,

wo man in Wien erfuhr, daß der schmerzliche Entschluß vergebens gewesen sei, kam auch die Nachricht, daß sich König August III. von Polen und Sachsen gegen Zusage von Mähren mit den Franzosen und Bayern verbündet habe.

Das Verderben schien von allen Seiten unabwendbar über die Monarchie hereinzubrechen. Selbst den tapfersten Männern pochte das Herz angstvoll, wenn sie der Menge und Macht der Gegner gedachten, welchen man allein oder doch nur mit unentschlossenen und zaghaften Freunden zur Seite die Spitze bieten mußte.

Nur Maria Theresia selbst verlor den Muth nicht, obwohl sie sich der Größe der Gefahr wohl bewußt war. „Noch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt bleibt, wo ich meine Niederkunft werde abhalten können", schreibt sie schmerzvoll an ihre Schwiegermutter Eleonore von Orleans. Entschlossen greift sie aber auch zu dem letzten Mittel der Rettung, indem sie ihr Geschick und das der Monarchie in die Hände des Volkes legte. Und ihr hochherziges Vertrauen sollte nicht getäuscht werden.



Maria Theresia und die Ungarn.

Die Freicorps.

Bereits erwähnt wurde schon, daß Maria Theresia gleich beim Regierungsantritt die Wahrnehmung ihrer Interessen in Ungarn in die Hände des damals siebenundsiebzigjährigen Feldmarschalls Grafen Johann Palffy, der zugleich die Würde des Oberstlandrichters (Judex curiae) bekleidete, legte.

Die Wahl konnte nicht glücklicher getroffen werden. Als Reiterführer unter Prinz Eugen hatte er namentlich an den glänzenden Siegen von Belgrad und Peterwardein großen Antheil gehabt. Und obwohl das am Hofe durch das zeitweilige Auftauchen der Rakoczy'schen Umtriebe nie ganz zu unterdrückende Mißtrauen gegen Ungarn auch ihm manche unverdiente Kränkung brachte, wurde er in seiner Anhänglichkeit an das Herrscherhaus auch nicht einen Moment wankend. Dabei war sein Ansehen im engeren Vaterland so groß und so festbegründet, daß er die geeignetste Persönlichkeit war, um die von Zeit zu Zeit stets auftauchenden Mißverständnisse zwischen der Regierung in Wien und den Ungarn versöhnend auszugleichen.

„Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man Johann Palffy eine der edelsten Gestalten in der neueren Geschichte Ungarns nennt. Ein Patriot im schönsten Sinne des Wortes, seinem Vaterlande mit unwandelbarer Hingebung und auch dann noch treu, wenn das Festhalten an dieser Gesinnung ihm die

empfindlichsten Opfer auferlegte, bewahrte er doch die gleiche Hingebung, die gleiche Treue dem rechtmäßigen Herrscherhause.“ So urtheilt Arneth in seiner monumentalen Biographie Maria Theresia's über Palffy.

Die jugendliche Regentin legte mit der Wahl Palffy's einen Beweis ihres Scharfblickes bei Berufung ihrer Rathgeber und vertrautesten Diener ab, den sie auch später stets bewies. Der hochbetagte Greis entwickelte den Feuereifer eines Jünglings und wußte seine leichtbeweglichen Landsleute für Maria Theresia zu entflammen.

Schon im Jänner 1741 hatte er einen Aufruf erlassen, in Folge dessen die Comitate, ja auch einzelne Corporationen und Magnaten sich zur Bildung von bewaffneten Corps bereit erklärten. Aus dem Pester Comitate allein meldeten sich 1600 Edelleute, an ihrer Spitze der immens reiche Baron Anton Grassalkovics, zum freiwilligen Kriegsdienst, andere Comitate stellten Corps von 300 bis 1000 Mann, reiche Spenden an Waffen, Pferden und anderen Ausrüstungs-Gegenständen wurden angeboten.

In den Kreisen der in alten Anschauungen eingelebten Regierungsmänner in Wien empfand man bald vor diesem Eifer ein gelindes Grauen. Man fürchtete das Auftauchen der kaum unterdrückten Parteiungen und setzte es durch, daß ein Theil der schon ausgerüsteten Freicorps nach Schlesien gesendet, ein anderer zur Besetzung des Jablunka-Passes verwendet wurde, im Uebrigen sollte der Hofkanzler Graf Batthyany versuchen, die zugesagten Aufgebote in Geldleistungen umzuwandeln.

Indessen setzte Palffy es doch durch, daß ihm die Aushebung von 8000 Husaren zugestanden wurde, deren Commando er selbst übernehmen wollte. Unter ihm sollten die Generale Johann Baron Baranyay, Josef Baron Festetics und Johann Baron Ghillanyi den Befehl führen.

Am 18. Mai 1741 trat der Landtag in Preßburg zusammen und am 27. Mai empfing Maria Theresia die Deputation beider Tafeln, welchen sie die Aufrechthaltung der Rechte Ungarns und ihr baldiges Erscheinen in Preßburg versprach.

In der That hielt sie daselbst am 20. Juni unter großem Gepränge und in Begleitung ihres Gatten und Schwagers den Einzug. Ein reicher Anzug in ungarischem Geschmack brachte ihre Schönheit zur vollen Geltung. Wie überall riß auch hier der Zauber ihrer persönlichen Erscheinung Jedermann hin, und wenn die Mitglieder beider Tafeln gravitätisch in den nach langen Debatten vereinbarten Empfangsruf: „Vivat Domina et rex noster!“ (Es lebe die Herrin, unser König!) ausbrachen, so jubelte das den Wagen umdrängende Volk ohne lange Ueberlegung der holdseligen Frau seine aus dem Herzen kommenden Grüße und Wünsche zu.

Bezüglich der Bestimmungen des Inaugural-Diplomes, welches die Zusagen der Herrscher vor der Krönung erhielt, kam es wohl zu Schwierigkeiten, dagegen fiel die am 22. Juni vorgenommene Wahl des Palatins ganz im Sinne der Königin auf Johann Palffy. Wenn es in den Berathungen des Landtages trotz dessen ausgleichendem Einfluß zu heftigen Scenen kam, so waren vielleicht weniger die in Verhandlung stehenden Gegenstände daran Schuld, als die Form dieser Verhandlungen. „Die Art der Berathungen“, erzählt ein Augenzeuge, der venetianische Resident Alexander Cavalier Capello, „gleicht derjenigen, welche von Seite des polnischen Reichstages beobachtet wird, und sie bringt Tumult und Verwirrung hervor. Die große Anzahl und die Verschiedenartigkeit der Deputirten, welche ohne Ordnung, sich gegenseitig unterbrechend, aufstehen, um zu reden, hat den Berathungen immer nur Verzögerungen und Schwierigkeiten bereitet.“

Nach ziemlich schwierigen Verhandlungen wurde die Krönung vollzogen. Vom greisen Primas, Erzbischof Emerich Graf Esterhazy, der sich bescheiden stets nur „Frater Emmericus“ nannte, an ihre königlichen Pflichten gemahnt, leistete Maria Theresia mit der Hand auf dem Evangelium den Eid, die Gesetze des Landes aufrecht erhalten und die Gerechtigkeit schützen zu wollen. Nun wurde ihr die Krone auf das Haupt gesetzt, Scepter und Reichsapfel gereicht und abermals huldigte man ihr als „der Herrin, unserem König“. Dann vollzog sich noch am Krönungshügel jene althergebrachte Ceremonie, welche bedeutet, daß der neugekrönte Herrscher das Reich nicht allein vertheidigen, sondern auch dessen Grenzen nach allen Seiten ausdehnen werde. Auf einem herrlich geschirrten Rappen sprengte die im vollen Glanz der Schönheit und ihrer Würde strahlende Königin den Hügel hinan und schwenkte unter betäubenden Zurufen der Zuschauer das Schwert nach den vier Weltgegenden.

Nachdem man sich über das Krönungsgeschenk nach längerem Hader zwischen den zwei Tafeln auf den Betrag von 100.000 Gulden geeinigt hatte, zeigte sich zur großen Bestürzung des Landtages, daß sich diese Summe in den Cassen nicht befand und auch so rasch nicht aufzutreiben war. Erst die Opferwilligkeit der Gräfin Bartolotty, welche das Geld vorstreckte, befreite aus dieser unangenehmen Situation.

Dagegen war es nicht so leicht, die anderen Schwierigkeiten zu beheben, namentlich die von Maria Theresia lebhaft gewünschte Ausdehnung der Mitregentschaft auf ihren Gatten fand in der zweiten Tafel energischen Widerspruch und es bildete sich ein ziemlich scharfer Gegensatz heraus. Allein, als mit dem Herbst die Gefahren von Außen immer drohender wurden, vergaß man von beiden Seiten auf diese Zwistigkeiten, und namentlich Maria Theresia war großherzig genug, manche ihr widerfahrene persönliche Kränkung zu übersehen.

Trotz aller Schwierigkeiten, die man ihr und ihren Absichten machte, war sie von der unerschütterlichen Anhänglichkeit des Landes so überzeugt, daß sie, als nacheinander die Hiobsposten eintrafen, in den Ruf ausbrach: Wir haben Alles verloren, aber Gott und Ungarn bleibt uns!"

Bei dem voraussichtlich raschen Vordringen der Gegner konnte in der That eine Rettung nur von diesem Lande kommen. Nur Ungarn war im Stande, derzeit jene Truppenmassen rasch aufzubringen, welche nöthig waren, um die Feinde aufzuhalten. Zu diesem Zweck war es unumgänglich nöthig, ein allgemeines Aufgebot einzuberufen. Vor diesem Gedanken aber schreckten viele Berather Maria Theresia's zurück, nur sie selbst griff entschlossen darnach.

Schon am 7. September setzte sie einer Anzahl ihrer treuesten ungarischen Anhänger die Lage auseinander, und daß ihre letzte Hoffnung auf diesem Lande beruhe. Ihre herzliche Ansprache that seine Wirkung und man erklärte sich bereit, jedes Opfer für sie zu bringen.

Vier Tage später wurden die Mitglieder beider Tafeln auf das Schloß berufen und es spielte sich jene berühmte, oft beschriebene und oft bildlich dargestellte Scene ab, in welcher die Tradition aber einige Details unrichtig fortpflanzte.

Mit der Krone auf dem schönen Haupt, sonst aber in Frauengewänder gehüllt, erschien Maria Theresia in der Mitte der Magnaten und Deputirten. Nach einem längeren Vortrag des Hofkanzlers Batthyany, der die drohenden Gefahren schilderte, nahm Maria Theresia selbst das Wort. Wiederholt von Thränen unterbrochen, richtete sie folgende rührende Ansprache an die Versammelten:

„Die Betrübniß Unserer Lage vermochte Uns, den treuen Ständen Unseres geliebten Königreiches Ungarn über den feindlichen Einfall in Unser Erbland Oesterreich und

über die Ungarn selbst noch bedrohende Gefahr sowie über die Mittel dagegen schriftliche Vorlage zukommen zu lassen. Es handelt sich um das Königreich Ungarn, um Unsere Person, um Unsere Kinder, um die Krone. Von Allen verlassen, flüchten wir einzig und allein zur Treue der Ungarn und zu ihrer altberühmten Tapferkeit. Wir bitten die Stände, in dieser äußersten Gefahr für Unsere Person, Unsere Kinder, die Krone und das Reich ohne die geringste Versäumniß werkthätige Sorge zu tragen. Was an Uns liegt, soll geschehen, um den früheren glücklichen Zustand Ungarns und seines Volkes, den Glanz seines Namens wieder herzustellen. In alldem werden die getreuen Stände die Wirkungen Unserer gnädigen Gesinnung erfahren".

Am Schlusse ihrer Ansprache brach die Kaiserin in anhaltendes Weinen aus und war kaum im Stande, der Antwort des Primas zu lauschen, welcher ihr betheuerte, daß die ganze Nation bereit sei, Gut und Blut zu opfern.

Und hingerissen von ihrem Anblick — der, wie ein ungarischer Augenzeuge erzählt, an das Bild der bedrängten Unschuld erinnerte — und von ihrem Schmerz, vereinigten sich alle Anwesenden zu dem wie ein Echo der Worte des Primas klingenden Ruf: „Vitam nostram et sanguinem consecramus!" (Unser Leben und Blut opfern wir!)

Trotz dieser tiefen Begeisterung wäre es bald zu Unannehmlichkeiten gekommen, da einige der heißblütigen Edelleute in den Mienen einzelner deutschen Begleiter der Königin eine Mißbilligung der Ansprache, namentlich der gemachten Zusagen, zu merken glaubten. Nur durch das Dazwischentreten Besonnener wurden ernste Auftritte verhindert.

Am 11. September beschloß der Landtag in gemeinsamer Sitzung beider Tafeln die Aufstellung von 30.000 Mann Fußvolk, außerdem wurde die Adels-Insurrection

aufgerufen, welche in Ungarn 15.000, in Croatien und Slavonien 14.000, in Siebenbürgen 6000 berittene Streiter ergeben sollte. Unter dem Eindruck der allgemeinen Begeisterung erfüllte der Landtag am 19. September auch Maria Theresia's dringenden Wunsch, die Anerkennung der Mitregentschaft ihres Gatten, allerdings unter manchen Einschränkungen, auch für Ungarn und seine Nebenländer.

Neue Begeisterung erweckte die ebenfalls am 19. stattfindende Ankunft des kleinen Thronerben in Preßburg. Ein charakteristischer Bericht darüber sagt: „Einem Eichhörnchen gleich blickte der sechsmonatliche Prinz von dem Arm seiner Wärterin auf das in gewaltiger Menge herzudrängende Volk, als er von dem Landungsplatz zum königlichen Schlosse fuhr".

Schon aus dieser verspäteten Ankunft des kleinen Erzherzogs geht unzweifelhaft hervor, daß ein langgeglaubtes und nacherzähltes Detail der ereignißvollen Versammlung der Stände vor Maria Theresia nicht richtig sein kann. Man nahm nämlich an, sie sei auf dem Thron mit dem Prinzen auf dem Arm erschienen, während jener am 11. September noch in Wien war. Ebenso ist der angebliche Zuruf der Stände: Moriamur pro rege nostro, Maria Theresia! (Wir sterben für unseren König Maria Theresia!) unrichtig und wohl nur einer Vermengung der Wahrheit mit dem bei der Krönung gebrauchten Ausdruck entsprungen.

Wenn auch nicht in dem Ausmaß, als in Aussicht genommen war, aber immerhin im Ganzen als achtunggebietende Streitmacht sammelten sich die Massen des ungarischen Aufgebotes. Allerdings war es nicht leicht, sie in jene militärische Form zu gießen, von welcher allein ihre Gebrauchsfähigkeit gegen Gegner gehofft werden konnte, wie es Preußen und Franzosen waren.

Zum Glück fanden sich Führer, wie Bärnklau, Menzel, Trenck und Andere, welche militärisches Talent und jene an

Härte grenzende Strenge besaßen, die zur Lenkung solcher rasch zusammengeraffter Menschenmassen, unter welchen sich viele recht zweifelhafte Elemente befanden, nöthig ist.

Wenn auch weder der Begabteste, noch der Verdienstvollste unter diesen Männern, erlangte doch Franz von Trenck unter ihnen die größte Berühmtheit, — und zwar dankte er dieselbe mehr seinen Lastern, als seinen Vorzügen. Allerdings traten dieselben auch in seiner mehr gewaltthätigen als kraftvollen Persönlichkeit vor den ersteren weit in den Hintergrund.

Aus einem altpommer'schen Geschlecht stammend, — er war auch ein Verwandter des durch seine Gefangenschaft in Glatz und Magdeburg berühmt gewordenen „preußischen Trenck", — wurde Franz von Trenck als Sohn eines in Croatien begüterten kaiserlichen Oberstlieutenants 1711 zu Reggio in Calabrien geboren. Wenn auch manche seiner Jugendabenteuer mehr nach den belletristischen Bedürfnissen der Erzähler zugestutzt als der Wahrheit entsprechend sein dürften, so ist doch gewiß, daß seine Zügellosigkeit und Gewaltthätigkeit schon früh auftrat und ihn in ärgerliche Händel verwickelte.

Seine äußeren Vorzüge, die von einer ungewöhnlichen Körperkraft ergänzt wurden, erleichterten ihm die unstete Lebensweise, welche er nicht aufgab, als er sehr jung heiratete und in die kaiserliche Armee trat. Schon 1737 mußte er sie wieder verlassen, um einem schlimmeren Schicksal zu entgehen. Nicht besser erging es ihm in Rußland, obwohl er an dem allmächtigen Feldmarschall Münch einen Gönner gefunden hatte. Scandalöse Abenteuer und wiederholte grobe Insubordination zogen ihm die Cassirung und Landesverweisung zu.

Nach Croatien zurückgekehrt, wo er bedeutende Güter geerbt hatte, führte er dort ein seinen Neigungen entsprechendes Leben, das sich aus überschäumendem Lebensgenuß, Gewaltthaten und kühnen Zügen gegen die an der türkischen Grenze hausenden Räuberbanden zusammensetzte. Zu dem letzteren

Zweck unterhielt er eine förmliche Leibwache, welche den Kern seines Panduren-Corps bildete.

Als der schlesische Krieg drohte und Palffy's Rundschreiben erschien, erbot sich Trenck, ein Corps von 1000 Mann auf eigene Kosten auszurüsten und ins Feld zu stellen. Die Gefahr war groß genug, um alle Bedenken zu unterdrücken; sein Anerbieten wurde angenommen, und in der That trommelte Trenck in wenigen Wochen die Zahl zusammen, unter welcher allerdings viele von den Grenzräubern waren, die er bis jetzt befehdet hatte.

Nur ein Mann von Trenck's Wesen konnte solche Elemente halbwegs im Zaume erhalten. Mehr als einmal mußte er mit blutiger Strenge eingreifen, wobei ihm namentlich seine riesige Kraft und Gewandtheit zu Statten kam. Obwohl sein Panduren-Corps mehr zum leichten Krieg bestimmt war, so sah Trenck doch sehr gut ein, wie vortheilhaft es wäre, wenn sie unter Umständen auch in geschlossener Truppe zu fechten wußten und an Feuer-Disciplin gewöhnt seien. Er führte daher regelmäßige Uebungen ein, die aber gar nicht nach dem Geschmack der die Ungebundenheit liebenden Herren Panduren war.

Ebenso scrupellos wie ihr Commandant, gab daher einst während des Exercirens eine ganze Abtheilung auf ihn scharfes Feuer. Er selbst blieb verschont, aber knapp neben ihm wurde einer seiner Diener getödtet. Rasend vor Wuth sprengte Trenck auf die Meute los, und „Eins, zwei, drei, vier!" zählend, säbelte er den vierten Mann nieder, mit dem Zählen und Dreinschlagen fortfahrend. Da warf sich ihm ein riesiger Harambascha (Unterofficier), ein ehemaliger Räuber, entgegen. Aber Trenck entledigte sich mit einem gewaltigen Streich auch dieses Gegners und hieb wie toll auf die Uebrigen ein. Dieser Muth imponirte solchen wilden Kerlen, sie fielen auf die Knie und baten um Gnade.

Nachdem schon früher kleinere Abtheilungen nach Schlesien abgegangen waren, führte Trenck sein Hauptcorps im Mai

nach Wien. Es war in zwanzig Compagnien von fünfzig Mann gegliedert, in croatische Nationaltracht, rothe, weite Mäntel mit Kapuze, gekleidet, mit Flinten, Säbeln und einem kleinen Arsenal von Pistolen und Yatagans im Gürtel bewaffnet und führte eine sogenannte „türkische Musik“ mit sich.

Am 27. Mai führte der zum Oberstwachtmeister ernannte Trenck vor der Favoriten-Linie sein merkwürdiges Corps der Herrscherin vor, wobei die Panduren ihre eigentliche Kampfweise zeigten, durch eine flotte Defilirung aber bewiesen, daß ihnen auch höherer militärischer Schliff nicht fehlte. Die Panduren wurden während ihres Aufenthaltes in Wien eine Art Sehenswürdigkeit. Das Publikum strömte in ihr Lager, einige besonders stattliche und wild aussehende Exemplare wurden der Kaiserin Elisabeth Christine vorgestellt und vor ihrem Abmarsch nach Schlesien zogen sie am Salesianer-kloster vorüber, um auch der Witwe Josef's I., Kaiserin Amalie Wilhelmine, den wunderlichen Anblick zu gönnen.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Trenck mit seinen Panduren gute Dienste leistete; die Art aber, in welcher er es that, muß verurtheilt werden und gereichte ihm schließlich selbst zum Verderben. Namentlich der methodische Neipperg betrachtete sein Treiben mit Abneigung und beklagte sich bitter über die Wildheit Trenck's und seiner Leute, die trotz des strengsten Befehls, nur gegen bewaffnete Feinde zu kämpfen, auf ihren Streifzügen doch brandschatzten, plünderten, gegen Reisende und Landbewohner mit Härte und Grausamkeit verfuhren. Wegen wiederholten Insubordinationen nahm Neipperg zeitweilig Trenck sogar das Commando über die Panduren und gab es an Menzel, der aus sächsischen Diensten übergetreten und militärisch viel tüchtiger war, als Trenck.

Bei Ausbruch des Krieges gegen Bayern erging gleichwohl an ihn wieder der Auftrag, sein Panduren-Corps zu ergänzen. In kurzer Zeit hatte er wieder 2500 Mann zu Fuß und 130 Reiter beisammen, die Khevenhüller's Com-

mando unterstellt wurden. Obwohl sie durch ihre besondere Eignung zum leichten Krieg, ihre Raschheit der Bewegung und die bedenkenlose Tollkühnheit des Angriffes gute Dienste leisteten, hatte doch auch Khevenhüller seine liebe Noth mit ihnen.

Von Maria Theresia zur Schonung der Landesbewohner in Bayern ermahnt, weiß Khevenhüller immer über die Disciplinlosigkeit der Freicorps zu klagen. Schon 1742 berichtet er, „daß die Insurgenten (die ungarischen Insurrectionstruppen) von Zeit zu Zeit nicht geringe confusiones und Unordnungen verursachen, viele darunter sich auf das Rauben verlegen, große Excesse verüben und in keiner Disciplin zu erhalten seien, sondern auch truppenweise unter verschiedenem Vorwand desertiren.“ Von den Liccanern heißt es: „sie sind fast gar nicht zu bändigen und thut in allen Stücken grausame Wuth hervorleuchten. Ihre Neigung besteht nur im Rauben, Morden und Brennen, zu welchen sich auch die Panduren willig finden lassen“.

Ueber die weitere Verwendung und das Schicksal Trenck's und seiner Panduren wird später an geeigneter Stelle das Erforderliche gesagt werden. Jetzt haben wir den weitern Verlauf des nun auch im Westen entbrennenden Krieges in großen Zügen zu verfolgen.



Die Zeit der größten Bedrängniß.

So wie Schlesien gegen den preußischen Angriff, war Ober-Oesterreich gegen jenen der Bayern nahezu wehrlos. Alle Bemühungen, die in diesem Lande stehenden zwei Dragoner-Regimenter durch andere Truppen so zu verstärken, daß Widerstand geleistet werden konnte, waren vergeblich. Nicht viel besser sah es in Böhmen aus. Feldmarschall Fürst Christian Lobkowitz entrollt ein trauriges Bild über die militärische Situation in seinen Berichten aus Böhmen. Eger sei nicht zu halten, die Festungswerke von Prag in einem Zustand, daß sie leicht zu übersteigen und jedem Ueberfall offen seien, in ganz Böhmen gebe es wenig mehr als 2000 dienstfähige Soldaten.

Unter diesen Umständen ist es dem Churfürsten von Bayern gar nicht zu verargen, daß er des Erfolges sicher war und stets nur von einer „Besetzung“, nicht von einer „Eroberung“ der österreichischen Provinzen sprach. Thatsächlich fiel ganz Ober-Oesterreich fast ohne Schwertstreich in seine Hände, am 15. September traf er in Linz ein und ließ sich am 2. October als „Erzherzog von Oesterreich“ huldigen. Ein Theil des Adels unterwarf sich, das Volk wollte aber von dem neuen Herrscher nichts wissen und zeigte seine Abneigung so offen, daß der bayerische Commandant nicht nur die Ablieferung aller Waffen, sondern auch der Sensen, Hacken und Bratspieße anordnen zu müssen glaubte.

mando unterstellt wurden. Obwohl sie durch ihre besondere Eignung zum leichten Krieg, ihre Raschheit der Bewegung und die bedenkenlose Tollkühnheit des Angriffes gute Dienste leisteten, hatte doch auch Khevenhüller seine liebe Noth mit ihnen.

Von Maria Theresia zur Schonung der Landesbewohner in Bayern ermahnt, weiß Khevenhüller immer über die Disciplinlosigkeit der Freicorps zu klagen. Schon 1742 berichtet er, „daß die Insurgenten (die ungarischen Insurrectionstruppen) von Zeit zu Zeit nicht geringe confusiones und Unordnungen verursachen, viele darunter sich auf das Rauben verlegen, große Excesse verüben und in keiner Disciplin zu erhalten seien, sondern auch truppenweise unter verschiedenem Vorwand desertiren.“ Von den Liccanern heißt es: „sie sind fast gar nicht zu bändigen und thut in allen Stücken grausame Wuth hervorleuchten. Ihre Neigung besteht nur im Rauben, Morden und Brennen, zu welchen sich auch die Panduren willig finden lassen“.

Ueber die weitere Verwendung und das Schicksal Trenck's und seiner Panduren wird später an geeigneter Stelle das Erforderliche gesagt werden. Jetzt haben wir den weitern Verlauf des nun auch im Westen entbrennenden Krieges in großen Zügen zu verfolgen.



Die Zeit der größten Bedrängniß.

So wie Schlesien gegen den preußischen Angriff, war Ober-Oesterreich gegen jenen der Bayern nahezu wehrlos. Alle Bemühungen, die in diesem Lande stehenden zwei Dragoner-Regimenter durch andere Truppen so zu verstärken, daß Widerstand geleistet werden konnte, waren vergeblich. Nicht viel besser sah es in Böhmen aus. Feldmarschall Fürst Christian Lobkowitz entrollt ein trauriges Bild über die militärische Situation in seinen Berichten aus Böhmen. Eger sei nicht zu halten, die Festungswerke von Prag in einem Zustand, daß sie leicht zu übersteigen und jedem Ueberfall offen seien, in ganz Böhmen gebe es wenig mehr als 2000 dienstfähige Soldaten.

Unter diesen Umständen ist es dem Churfürsten von Bayern gar nicht zu verargen, daß er des Erfolges sicher war und stets nur von einer „Besetzung", nicht von einer „Eroberung" der österreichischen Provinzen sprach. Thatsächlich fiel ganz Ober-Oesterreich fast ohne Schwertstreich in seine Hände, am 15. September traf er in Linz ein und ließ sich am 2. October als „Erzherzog von Oesterreich" huldigen. Ein Theil des Adels unterwarf sich, das Volk wollte aber von dem neuen Herrscher nichts wissen und zeigte seine Abneigung so offen, daß der bayerische Commandant nicht nur die Ablieferung aller Waffen, sondern auch der Sensen, Hacken und Bratspieße anordnen zu müssen glaubte.

Der eitle und genußsüchtige Churfürst gefiel sich in Linz, wo er einen glänzenden Hof und Feste veranstaltete, so gut, daß er dem Drängen seiner Verbündeten, rasch gegen Wien vorzudringen, nur zögernd Folge leistete. Friedrich II. hatte zu diesem Zwecke den General Samuel Graf Schmettau an ihn gesendet, einen kenntnißreichen aber moralisch ganz scrupellosen Mann, der wegen wiederholter Unterschleife beim Ausbruch des schlesischen Krieges die österreichische Armee verlassen mußte und in preußische Dienste trat. Friedrich II. verwendete den gewandten Mann zu heiklen Missionen, gab ihm aber kein Commando und ließ ihm Mißtrauen und Abneigung deutlich fühlen. Nicht viel besser erging es einem anderen Ueberläufer, dem schon mehrmals erwähnten Feldmarschall Seckendorf, der die Milde Maria Theresia's dadurch lohnte, daß er in bayerische Dienste trat, aber für die späteren Mißerfolge verantwortlich gemacht und der Verrätherei beschuldigt wurde.

Zum Glück für die Sache Maria Theresia's waren ihre verbündeten Gegner — und vielleicht mit gutem Grund — von tiefem gegenseitigen Mißtrauen erfüllt. Das Eindringen eines sächsischen Heeres in Böhmen weckte in Carl Albert die Besorgniß, daß König August Absichten auf dieses Land habe. Darin lag der Grund, warum er gegen Schmettau's an sich richtigem Rath den Marsch gegen Wien verzögerte und seine französischen Freunde zu einer Schwenkung nach Böhmen zu bestimmen suchte.

Gleichwohl bewegte sich ein französisch-bayerisches Corps unter General Heinrich Franz Graf Segur donauabwärts gegen Wien. Ernsten Widerstand fand er dabei nicht, aber durch einen gelungenen Witz wußten die wackeren Bewohner des Städtchens Dürrenstein sich vor einer französischen Invasion zu schützen.

Zu seinem größten Erstaunen nämlich sah Segur, der überzeugt war, überall offene Thore zu finden, daß die Mauern des altersgrauen Dürrenstein sich in gar nicht zu verachtenden Vertheidigungsstand geworfen hatten. Aus den verfallenen Schießscharten drohten die dunklen Schlünde von Geschützen, auf den Wällen deutete das Gewimmel der vielen bordirten Hüte auf eine zahlreiche Besatzung, rasselnder Trommelwirbel und Commandorufe schollen aus der Stadt den Recognoscirenden entgegen.

Das machte Segur stutzen; er glaubte das kleine Städtchen von der starken Vorhut einer anrückenden feindlichen Armee besetzt, welcher er in die Hände laufen konnte, falls er sich mit der Bestürmung eines so wohl vertheidigten Platzes erhielt. Er stellte sogar die weitere Vorrückung ein und zog gegen Linz ab. Natürlich zum nicht geringen Ergötzen der tapferen Dürrensteiner, in deren Mauern es weder Soldaten noch Geschütze gab. Harmlose Ofenröhren hatten die Rolle der Letzteren gespielt, den bürgerlichen Kofbedeckungen hatte man durch mit Kreide gemalte Borten den kriegerischen Anstrich gegeben und die Trommel hatte man durch allerlei nützliche Küchengeräthe ersetzt, die von kräftigen Armen bearbeitet wurden.

In Wien hatte die Nachricht vom Eintreffen der Bayern in Linz große Bestürzung hervorgerufen, denn man erzählte sich, Schmettau habe geschworen, die Residenzstadt beim geringsten Widerstandsversuche mit glühenden Kugeln zu überschütten. Einschüchtern ließ man sich dadurch aber nicht, nur wenige der wohlhabenderen Einwohner ergriffen die Flucht, die Mehrzahl der Bevölkerung schien entschlossen, gemeinsam mit den Truppen die Stadt zu vertheidigen.

Wieder hatte Maria Theresia den rechten Mann mit der Leitung der Vertheidigungs-Anstalten und der Bildung eines gegen die Bayern bestimmten Heeres betraut. Es war dies der Feldmarschall Ludwig Andreas Graf Khevenhüller,

ein hochgebildeter, aus der Schule des Prinzen Eugen stammender General, dessen Verdienst es namentlich ist, zuerst förmliche Dienst- und Exercir-Reglements in die Armee eingeführt zu haben.

Er brachte Ordnung in das Chaos der Vertheidigungs-Anstalten, ließ namentlich die Festungswerke verstärken, Proviant zusammenkaufen und zog alle nur irgend disponiblen Truppen nach Wien, so daß er schließlich doch über 8000 Mann gebot, welchen sich 11.000 conscribirte Bürger, Studenten und Handwerker anschlossen.

Als das französisch-bayerische Heer die weitere Vorrückung gegen Wien, wie schon oben berichtet wurde, einstellte und nach Böhmen zog, bildeten jene 8000 Mann den Kern eines Heeres, das durch Zuzüge aus Ungarn auf die doppelte Anzahl gebracht und zur Vertreibung der Gegner aus Ober-Oesterreich bestimmt wurde.

Die Verhältnisse hatten sich im Allgemeinen zum Besseren gewendet, obwohl eine Provinz verloren und nun auch Böhmen bedroht war. Nach der Besetzung Breslaus stellte Friedrich II. seine Operationen fast ganz ein; auch er traute seinen Verbündeten nicht recht. Die Belagerung Neisses wurde begonnen, gleichzeitig aber wieder Unterhandlungen angeknüpft, die im October zu dem geheim gehaltenen Vertrag von Kleinschnellendorf führten, den man eine Art von Waffenstillstand nennen kann. Neisse wurde übergeben, aber alle anderen Feindseligkeiten eingestellt bis zum Friedensschluß, in welchem die Abtretung von Nieder-Schlesien und Neisse erfolgen sollte. Damit hatte der König vorläufig seine Absicht erreicht, — die seiner Verbündeten allzu eifrig zu fördern hatte er keine Lust.

Dadurch konnte Neipperg zum Schutze Böhmens herangezogen werden, der aber mit gewohnter Langsamkeit erst im November in Znaim eintraf, wo er sich mit Lobkowitz vereinigte. Den nominellen Oberbefehl über dieses 40.000 Mann

starke und aus den besten österreichischen Truppen bestehende Heer übernahm der Gatte Maria Theresia's, dem Neipperg als eigentlicher Ober-Commandant zur Seite stand.

Wenn diese Armee auch um die Hälfte schwächer war, als die von verschiedenen Seiten mit 80.000 Mann gegen Prag vordringenden Bayern und Franzosen, so hätte ein entschlossener Feldherr doch mit ihr wenigstens Prag decken können. Aber der Großherzog war, unbeschadet seiner sonstigen trefflichen Eigenschaften, überhaupt kein Feldherr und Neipperg ermangelte, wie wir wissen, von jeher der Entschlossenheit. Maria Theresia selbst drängte unabläſſig und schrieb unter Anderem: „Hier ist nicht viel zu tandeln und muß gleich geschehen; der gute Kriegspräsident ist langsam, Geld, Artigleristen und Befehl, wo Hilf? und die Stadt (Prag) zu providiren (verproviantiren). Der Feind ist schon avanciret (vorgerückt)".

Aber sie vermochte ihren Feuereifer nicht Jedermann mitzutheilen. Thatsächlich geschah für Prag, das nur eine Besatzung von 2500 Mann hatte, fast nichts und die österreichische Armee stand noch bei Tabor, als sich die Franzosen und Bayern schon Prag näherten.

Wäre Prag in besserem Vertheidigungszustand gewesen, so hätten die Gegner bei der Nähe des österreichischen Heeres jede Absicht auf dasselbe aufgeben müssen. So aber fiel es in der Nacht des 25. November durch einen von zwei Seiten unternommenen Angriff, welchen der berühmte Moriz von Sachsen leitete, ohne viel Mühe in die Gewalt der Gegner. Die Sache ging so glatt ab, daß am nächsten Morgen die Bewohner ihren Geschäften nachgingen, als ob nichts geschehen wäre. Nie hat eine Stadt, die mit Sturm eingenommen worden, so wenig gelitten.

Maria Theresia wurde durch diese Nachricht tief getroffen, aber sie verzagte nicht. „Die Gerechtigkeit ihrer Sache", sagt der Venetianer Capello, „ermuthigt ihre

Wünsche und ihre Hoffnungen, und diese unvergleichliche aber unglückliche Fürstin ermüdet nicht, durch ihre Tugenden der Ergebung und der Demuth den Segen des Himmels herabzurufen auf ihre schwer bedrängten Völker und Länder."

Von hohem Interesse ist ein Schreiben, das sie unmittelbar nach dem Fall von Prag an den Oberstburggrafen Kinsky richtete. Es ist erhebend und rührend, wie sie gefaßt den herben Schlag erträgt und der eisernen Nothwendigkeit gegenüber selbst die Stimme der Milde, so vernehmbar sie auch aus ihrem Herzen tönt, unterdrückt.

„So ist denn nun Prag verloren", schreibt sie, „und die Folgen werden noch schrecklicher sein, wenn man nicht auf drei Monate für den Unterhalt der Truppen zu sorgen vermag, denn aus Oesterreich etwas zu beziehen, daran ist nicht zu denken, und auch aus Ungarn ist vor drei Monaten nichts zu erlangen; ja selbst dann ist es noch ungewiß. Jetzt endlich, Kinsky, ist der Augenblick gekommen, in welchem man Muth zeigen muß, um sich das Land zu erhalten und mit ihm die Königin, denn ohne dasselbe wäre ich nur eine arme Fürstin. Mein Entschluß ist gefaßt, Alles auf's Spiel zu setzen und zu verlieren, um nur Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen Euere Bemühungen, Euere Maßregeln gerichtet sein. Alle meine Heere, alle Ungarn sollen eher vernichtet werden, als daß ich irgend etwas abtrete. Der kritische Augenblick ist endlich da; schonet das Land nicht, um es zu erhalten. Helft dazu, daß der Soldat zufriedengestellt werde und nichts entbehre. Ihr kennt in noch höherem Maße als ich die Folgen davon."

„Unterstützt meinen armen Gatten, der sich eben so sehr für die Truppen wie für das Land härmt, der versichert, daß die Ersteren Alles leisten, was sie nur vermögen, daß ihr Zustand ihn mit Mitleid erfüllt und daß, was man vom Land nicht freiwillig erlangen kann,

man nehmen muß. Ihr werdet sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr; ich weiß aber auch, daß alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, daß ich sie alle hundertfältig zu vergüten im Stande sein werde. Das will ich thun; jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleid. Ich verlasse mich auf Euch. Ihr wißt, daß ich in Euch mein Zutrauen gesetzt habe; wie sehr es mir angenehm war, daß Ihr Euch zur Armee verfügtet. Ich schmeichle mir, daß dies nicht fruchtlos sein soll und daß, nachdem ich fortwährend unglücklich gewesen, Gott mir endlich seinen Segen geben wird. Ich bin etwas niedergeschlagen und Alles, was sich auf die jetzige Lage der Dinge bezieht, ergreift mich sehr, ja für meinen gegenwärtigen Zustand in allzu hohem Maße. Ich beklage das Schicksal von Euch Allen, die ich unglücklich mache, und dies ist vielleicht mein größter Schmerz, aber Ihr werdet wenigstens immer in mir ein dankbares Herz finden."

Die unerschütterliche Standhaftigkeit, die Zuversicht auf ihr gutes Recht, ein fast männlicher Geist und doch das echt weibliche Herz, das sich nicht ganz zum Schweigen bringen läßt, leuchten aus diesen Zeilen hervor. Es ist nicht zu wundern, daß sie trotz ihrer Bedrängnisse so begeisterte Anhänger und Diener fand, denn ihr Beispiel mußte ihr solche gewinnen.

An einen Angriff auf die um Prag concentrirte bayerisch-französische Armee konnte nicht gedacht werden. Man wählte daher für das österreichische Heer eine Stellung in den occupirten und bewaldeten Gegenden zwischen Donau und Moldau, um einerseits die Gegner an einem Vorstoß gegen Wien zu hindern, andererseits den Marsch Khevenhüller's gegen Ober-Oesterreich zu decken. Selbst Friedrich II. nennt diese Stellung eine sehr glückliche, weil sie auch einem offensiven Angriff des Gegners große Schwierigkeiten bereitet hätte.

Trotzdem drängte Belle-Isle zum Fortsetzen der Operationen. Aber Churfürst Karl Albert mußte zuerst auch

in Prag wieder seiner Eitelkeit und Genußsucht freien Lauf lassen. Am 7. December erfolgte durch Herolde seine Ausrufung zum König von Böhmen, am 19. nahm er die Huldigung entgegen, zu welcher sich ein nicht unbeträchtlicher Theil des böhmischen Adels einfand und gierig nach den vom neuen Herrscher freigebig gebotenen Würden und Aemtern haschte.

Die am 24. Jänner 1742 in Frankfurt erfolgende Wahl zum römisch-deutschen Kaiser und die am 12. Februar vollzogene Krönung schien auch den letzten Wunsch dieses Fürsten zu erfüllen, dessen Ehrgeiz um so viel größer war, als sein Werth. Aber damit hatte er auch den Gipfelpunkt eines Glückes erreicht, das er fast nur seiner Treulosigkeit, seinen Ränken und den Anstrengungen seiner Verbündeten verdankte; rasch ging es nun abwärts von einer mit so verwerflichen Mitteln erreichten Höhe.



Wendung zum Besseren.

Der erste Anstoß dazu kam von der bei Wien zusammengezogenen Armee. Es war ein kühner Plan Khevenhüller's, der aber Maria Theresia's volle Billigung fand, den Krieg in das Herz des feindlichen Landes zu tragen, während der eigene Besitz noch so schwer bedroht war. Aber wie stets, wenn sich Kühnheit mit Vorsicht und Klugheit paart, war der Erfolg ein vollkommener.

Ende December 1741 brach Khevenhüller mit seiner nicht ganz 20.000 Mann zählenden Armee auf. In der Mehrzahl bestand sie aus Truppen des ungarischen Aufgebotes; ihre Vorhut wurde von den Panduren Trenck's, von den Freicorps der Obersten Menzel und Bärnklau gebildet, die durch Schnelligkeit der Bewegungen gute Dienste leisteten, sich aber sonst einen schlimmen Ruf in Freundes- und Feindesland erwarben.

Für Khevenhüller ist es ehrend, daß man ihn ungern von Wien scheiden sah, obwohl man die besten Hoffnungen auf sein Unternehmen setzte; wenngleich er der Bevölkerung schwere Lasten hatte auferlegen müssen, war dies doch in einer Weise geschehen, daß er alle Herzen gewonnen. Die Bevölkerung umringte bei seiner Abreise seinen Wagen, um ihm zu danken und Glückwünsche zuzurufen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, den wechselvollen und gleichzeitig auf mehreren Kriegstheatern sich abspielenden Verlauf der Operationen in allen Einzelheiten zu folgen. Es kann dies nur so weit in den allgemeinen Umrissen geschehen, als es zum Verständniß der Zeitereignisse nöthig ist oder sich eine

Gelegenheit bietet, demselben eine für das Denken und Handeln Maria Theresia's besonders bezeichnende Seite abzugewinnen.

Khevenhüller schritt von Erfolg zu Erfolg. In drei Abtheilungen erfolgte der Uebergang über die Enns, wobei nach dem Bericht des Feldherrn die Soldaten „gar zu voll Muth und Begierde“ waren, so daß Manche in dem noch nicht ganz von Eis freien Fluß den Tod fanden. Mit Beginn des Jahres 1742 stand er vor Linz, das durch Feldverschanzungen gedeckt und von 13.000 Franzosen unter Segur vertheidigt war.

Khevenhüller wäre lieber sofort gegen Bayern vorgedrungen, aber Maria Theresia bestand auf der Wiedereinnahme von Linz. Schon die Gefangennahme so vieler Truppen würde dem Gegner empfindlich schaden, außerdem solle er suchen, alle Abtrünnigen, die sich Carl Albert angeschlossen hatten, „beim Kopf zu nehmen“. Keiner, der dem Feinde irgend gedient, solle eine Anstellung erhalten, ordnete Maria Theresia an, und setzte bei: „Es werden noch genug treue und ehrliche Leute gefunden werden, diese Dienste zu versehen, und noch gehen viele Schlesier umher, die wegen ihrer Treue nicht Brod zu essen haben, worunter schon taugliche Leute sich finden würden“. Dabei schärfte sie aber wiederholt ein, die Stadt Linz und ihre Bewohner möglichst zu schonen und für Mannszucht zu sorgen, was mit den ihm zu Gebote stehenden Soldaten vielleicht die größte Schwierigkeit war, die Khevenhüller zu bewältigen hatte.

Denn Segur machte ihm seine Aufgabe nicht sehr schwer. Mehrere seiner Versuche sich durchzuschlagen mißglückten dem französischen General. Am 25. Jänner drangen die Oesterreicher in die Vorstädte ein und am nächsten Tag capitulirte Segur und erhielt gegen das Gelöbniß, ein Jahr nicht gegen Oesterreich zu fechten, freien Abzug.

Friedrich II. sagte in seinen Schriften über diesen ersten größeren Erfolg der Waffen Maria Theresia's: „Die Welt hörte zum Erstaunen, daß 15.000 Oesterreicher ebenso viel Franzosen in Linz blockiren konnten. So sehr kann ein einzelner Mann seinem Heer das Uebergewicht über die Truppen des Feindes verschaffen.“

Maria Theresia, die unter dem Jubel der Bevölkerung nach Wien zurückgekehrt war, überfloß von Anerkennung und Dankbarkeit gegen ihren „Ritter“, wie sie Khevenhüller nannte. Nebst ihrem Bild sendete sie ihm folgendes rührende Schreiben zu:

„Lieber und getreuer Khevenhüller!

Hier hast Du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen, mit ihrem männlichen Erben, was vermeinst Du, will aus diesem Kinde werden? Sieh', Deine gnädigste Frau erbietet sich Dir als einem getreuen Minister, mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und Alles, was Unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der ganzen Welt zu verantworten Dich getrauest. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild, thue, was Du recht zu sein glaubst, sei blind in Verurtheilung der Meineidigen, folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in den unsterblichen Eugen'schen Thaten und sei versichert, daß Du und Deine Familie in den jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangest. Solches schwören Wir Dir bei Unserer Majestät. Lebe wohl und streite wohl.“

Schon in den ersten Jännertagen war Bärnklau bis an den Inn vorgedrungen und hatte Schärding genommen. Den Grafen Toerring, welchen wir schon als Haupt der bayerischen Kriegspartei kennen lernten, schlug er bei Braunau bis zur Vernichtung und das rasche Vordringen

der leichten Truppen Menzel's und Trenck's machte den projectirten Massenaufstand des Volkes unmöglich. Am 25. Jänner nahm Bärnklau Passau, am 12. Februar erschien Menzel vor München, das sich ihm sofort öffnete. Am gleichen Tage, wo sich Carl Albert die deutsche Kaiserkrone als Carl VII. aufsetzen ließ, ging ihm die Hauptstadt seines Stammlandes verloren.

Maria Theresia mahnt unabläſſig zu Mannszucht und Schonung auch der bayerischen Landbewohner. Noch am 12. Jänner 1742 schreibt sie an Khevenhüller: „daß der vor Uns weit besser als vor Frankreich gesinnt seyn sollende Landmann bey der nemblichen guthen Gesinnung erhalthen werde, so von selbsten wie natürlich alßdann aufhören wurde, wofern durch brennung oder andere allzu große excessen der Landmann zur desperation gebracht wurde". Und noch später erinnert sie: „Gleiche excessen als von denen Feinden in Meinen Landen ausgeübet worden, bin der mir angestambten österreichischen Milde gegen unschuldige Unterthanen zu verhengen nicht gemeinet."

Khevenhüller verspricht alles Gute und erwähnt sogar, daß der „Ruff allenthalben ergeht, daß man Euer kais. Majestät Truppen lieber als die eigne landesfürstliche und die sogenannte alliirte habe", allein seine wiederholten Klagen über Freicorps und Panduren beweisen doch, daß nicht überall und immer der milden Meinung der Königin Rechnung getragen wurde.

Friedrich II. verfolgte das Waffenglück Khevenhüller's nicht ohne Besorgniß; nicht ihn allein, ganz Europa hatte die Machtentfaltung eines von so vielen Feinden angefallenen, schon als verloren betrachteten Staates überrascht. „Europa begann zu ahnen, welche Kräfte in Oesterreich schlummern; gewöhnt an Cabinetskriege und an Heere von gepreßten Miethlingen, sah man jetzt auf einmal ein ganzes Volk mit stürmischer Begeisterung für seine Herrscherin und für die

Größe des Reiches sich in Waffen erheben, und auf einmal stand das für todt ausgeschriene Oesterreich in neuer kriegerischer Mächtigkeit da."

Diese von einem österreichischen Historiker so richtig gekennzeichnete Wendung erschien aber Friedrich II. gefahrdrohend. Von seinem Standpunkt aus mit Recht, denn er mußte fürchten, daß sich diese ganze neuerstandene Macht nach Abschüttlung der kleineren Feinde gegen ihn kehren würde. Einer solchen Gefahr durch den Bruch eines Vertrages entgegenzuarbeiten, bot für Friedrich's II. weites politisches Gewissen keine Schwierigkeiten.

Ohne Rücksicht auf den Kleinschnellendorfer-Vertrag rückte er selbst vor Glatz, das aber von Oberstlieutenant Fontanella so tapfer vertheidigt wurde, daß erst am 24. April 1742 die Cidatelle wegen Mangel an Lebensmitteln übergeben wurde. Mit dem Churfürsten von Sachsen aber schloß er einen Vertrag ab, welcher diesem Mähren zusicherte, das durch ein aus Preußen, Sachsen und Franzosen gebildetes Heer erobert werden sollte. Dieser Vorstoß gebot dem Siegeslauf Khevenhüller's Einhalt. Er mußte mit dem größeren Theil seines Heeres nach Mähren rücken, der tüchtige Bärnklau aber konnte mit den ihm verbleibenden 8000 Mann nicht daran denken, weiter offensiv vorzugehen.

Indessen verlief das Unternehmen gegen Mähren, auf das die Gegner so große Hoffnungen gesetzt hatten, ganz in den Sand. Die Sachsen waren schlecht ausgerüstet und trauten Friedrich II. selbst Absichten auf Mähren zu; ein Versuch, Brünn zu nehmen, scheiterte an der tapferen Haltung des Generals Roth, und die Gesinnung der Bevölkerung war so feindselig, daß die Verproviantirung die größten Schwierigkeiten machte und Friedrich II. sein Lager stets durch Schanzen gegen Ueberfälle sichern mußte.

Diese Umstände und das Anrücken der österreichischen Armee zwangen den König, nachdem sich die Sachsen von

ihm trennten, um nach Böhmen abzurücken, nach großen Verlusten zum Rückzug. „Mähren ist ein böses Land", urtheilt Friedrich II. verdrießlich über diesen Feldzug. „Der Plan mißlang, weil die Franzosen sich wie Narren benahmen und die Sachsen wie Verräther."

Die Nothwendigkeit, in dem Commando der Armee in Böhmen eine Aenderung eintreten zu lassen, war nicht mehr zu leugnen. Maria Theresia selbst anerkannte sie, und weil sie die bisherige Langsamkeit der Bewegungen und Entschlüsse, welcher sie den Verlust Prags zuschrieb, auf das hohe Alter Neipperg's zurückführte, traf ihre Wahl einen jüngeren Mann, von dem sie Thatkraft und Kühnheit erwarten zu dürfen glaubte. Es war dies ihr Schwager Carl Alexander von Lothringen.

Unleugbar war dies ein Prinz von großen Fähigkeiten und vielleicht besaß er auch jene Eigenschaften, welche Maria Theresia voraussetzte. Aber gerade seine Jugend und die in Folge derselben erklärliche geringe Kriegserfahrung machten, daß er in die Fehler des Alters verfiel. Er kam aus dem Schwanken selten heraus, gab oft fremden Meinungen zu viel nach, um ein andermal hartnäckig bei seiner eigenen zu bleiben, so daß seiner Kriegführung stets der einheitliche Gedanke fehlte.

Von der Ansicht ausgehend, daß „man zuerst in den eigenen Landen das Kriegsfeuer zu verlöschen trachten müsse, bevor man es auf feindlichem Gebiet zu entzünden versuche", setzte er bei Maria Theresia die Abberufung Khevenhüller's aus Bayern durch. Statt sich aber, wie der kriegserfahrene Browne rieth, gegen die Franzosen und Sachsen zu wenden, um diese aus Böhmen zu werfen, wollte Prinz Carl den aus Mähren abrückenden Friedrich II. von seiner Basis abdrücken. Trotz mancher kleiner Erfolge erzielte er seine Absicht nicht, denn der König erreichte seine Magazine und bezog bei Chrudim eine feste Stellung, in welcher er

Verstärkungen aus Schlesien an sich zog. Dagegen ging durch diesen vergeblichen Zug der wichtigste Punkt im Westen Böhmens, Eger, an die Franzosen verloren.

Von Wien aus legte man nun dem Prinzen nahe, die Rückeroberung Prags zu unternehmen, und er folgte dieser Weisung. Auf dem Marsch aber stieß er am 17. Mai 1742 auf die Armee Friedrich's II., der eine Schlacht erzwingen wollte, um die wieder durch Englands Vermittlung angesponnenen Friedensunterhandlungen zu beschleunigen. Trotz der heldenmüthigen Tapferkeit der Oesterreicher endete die Schlacht bei Chotusitz oder Czaslau mit einem preußischen Sieg. Wieder hatte neben der größeren Feldherrnbegabung Friedrich II. das preußische Fußvolk den Ausschlag gegeben.

Beide Theile zeigten sich nun zum Frieden geneigt, der zu Breslau unterhandelt und am 28. Juni zu Berlin abgeschlossen wurde. Mit Ausnahme der Fürstenthümer Troppau und Teschen erhielt Friedrich II. ganz Schlesien, — 641 Quadratmeilen mit 1,400.000 Einwohnern, ein Gewinn, welcher den König davon absehen ließ, daß er wieder gegen die bestehenden Verträge ohne Rücksicht auf seine Verbündeten Frieden schloß.

Maria Theresia entschloß sich nicht leicht zu diesem Opfer, und der englische Gesandte berichtet, daß ihr noch später stets die Thränen in die Augen traten, so oft sie an Schlesien erinnert wurde. Aber fürs Erste drängte England zum Friedensschluß, das sogar mit der Einstellung der bis jetzt gezahlten reichen Subsidien drohte, zweitens war es nun möglich, die gesammelte Kraft aufzubieten, um Franzosen und Bayern aus Böhmen zu werfen. Auch mit Sachsen, das im Krieg eben keine sehr erbauliche Rolle gespielt hatte, kam im September 1742 ein Friede zu Stande.

Nun wurde, während Khevenhüller die westliche Grenze gegen ein zur Verstärkung heranziehendes französisches Corps unter Harcourt deckte, eine Art Kesseltreiben gegen

Franzosen und Bayern veranstaltet, das ganze nördliche und westliche Böhmen wurde von ihnen gereinigt, Belle-Isle nach Prag zurückgedrängt und endlich darin von einer über 40.000 Mann starken Armee unter dem Großherzog Franz Stefan eingeschlossen.

Drei französische Heere unter Broglie, Maillebois und Harcourt versuchten es, bis Prag durchzudringen, aber überall stoßen sie auf die Truppen des Prinzen Carl und Khevenhüller's. Die französischen Operationen sind kraftlos und verfehlt, die Heerführer wagen keine Schlacht, ermüden und verlieren aber ihre Truppen in zwecklosen Märschen. Endlich tritt Broglie nach Sachsen, Maillebois nach Bayern über und die schon am 27. August begonnene zeitweilig in eine Cernirung umgewandelte Belagerung von Prag wird wieder in Angriff genommen. Die Vertheidigung dieses Platzes gereichte dagegen den französischen Waffen zum Ruhm, obwohl man österreichischerseits von einer eigentlichen Beschießung aus Schonung für die Stadt Umgang nahm.

Als jede Hoffnung auf Entsatz schwand, unternahm Belle-Isle in der Nacht des 16. December 1742 mit 14.000 Mann, 30 Geschützen und 300 Wagen den Durchbruch durch das nur 20.000 Mann starke Cernirungscorps des Fürsten Lobkowitz. Sein Unternehmen gelingt, aber nach dem Ziel seines Marsches, nach Eger, kommen nur Trümmer des stolzen Heeres, dem Minister Fleury vor wenigen Monaten die prahlerische Devise mitgegeben hatte: „Es gibt kein Haus Oesterreich mehr!“ Hunger und Kälte tödteten die Soldaten zu Tausenden und viele erlagen auch den Streichen der erbitterten Landleute.

Nur 4000 Mann, meist Kranke, waren in Prag unter dem tapferen Franz von Chevert zurückgeblieben. Obwohl schon der furchtbarste Mangel herrschte, weigerte er sich zu capituliren und drohte mit der Einäscherung Prags, wenn man ihm nicht freien Abzug zugestehe. Schon aus Mensch-

lichkeit bewilligte man denselben, und am 2. Jänner 1743 verließ Chevert mit seinen zu Skeletten abgemagerten Leuten Prag, um nach Eger zu ziehen. Für die zahlreichen im erbarmungswürdigsten Zustande befindlichen Kranken stellten die Oesterreicher Wägen bei.

Bevor wir, diesen großen Erfolg der österreichischen Waffen als Abschluß einer Periode des Kampfes ansehend, den weiteren Ereignissen folgen, bleibt noch zu erwähnen, daß im Jahre 1742 der Krieg auch in Italien entbrannt war. Die Spanier unter dem Herzog von Mortemar und Gages versuchten vergeblich gegen den Grafen Otto Abensberg-Traun Erfolge zu erringen. Dieser General stammte gleichfalls aus Eugen's Schule, und wenn sein Name nicht so bekannt ist wie mancher andere, so trägt daran weder seine Begabung, noch sein Verdienst eine Schuld, sondern nur der Umstand, daß er stets mit Aufgaben betraut wurde, die von vornherein glänzende Erfolge ausschlossen. Mit nur 11.000 Mann hielt er den mehr als doppelt so starken Spaniern Stand, verdrängte sie aus Modena und brachte ihnen am 8. Februar 1743 in der Schlacht am Panaro eine blutige Niederlage bei. Maria Theresia wußte sein Verdienst zu schätzen und nannte ihn ihren „Schild".

Die Wiedereroberung Prags erregte in Wien den größten Enthusiasmus und wurde durch große Hoffestlichkeiten gefeiert, unter welchen ein in der Reitschule abgehaltenes Damen-Carroussel hervorragte, in welchem Maria Theresia selbst mitwirkte.

In Böhmen sah man von mancher Seite mit nicht ungerechtfertigter Angst den kommenden Dingen entgegen, man fürchtete ein strenges Strafgericht; unverdient wäre es nicht gewesen, denn gar zu rasch hatten Viele, die schon aus Dankbarkeit Treue bewahren sollten, sich dem Churfürsten von Bayern zugewendet. Die meist gravirten Herren vom Adel flohen sogar aus dem Lande.

Obwohl Maria Theresia ursprünglich selbst zur Strenge neigte, so gab sie doch bald der Stimme der Klugheit und Milde Gehör. Ein Todesurtheil wurde gefällt, aber nicht vollstreckt. Außerdem wurden einige schwer Gravirte verbannt, Andere mit Geldbußen bestraft, die große Zahl derer, die an Carl VII. abgefallen waren, jedoch begnadigt. Was von heimlichen Hinrichtungen und massenhaften Vermögensconfiscationen berichtet wurde, ist durchaus unwahr und stammt aus bayerischen Quellen, die natürlich alle Ursache hatten, die Zustände in Böhmen so schwarz als möglich darzustellen.

In kurzer Zeit ging Maria Theresia nicht nur von ihrem Entschlusse, keinen „Abgefallenen" anzustellen, ab, sondern sie zog mehrere sogar in ihre Nähe. Einer ihrer späteren vertrautesten Räthe, Graf Rudolf Chotek, hatte auch zu Jenen gehört, die, an Oesterreichs Bestand verzweifelnd, sich dem bayerischen Regiment angeschlossen hatten.

Am 29. April 1743 hielt Maria Theresia unter großem Gepränge ihren Einzug in Prag, umjubelt vom Volk, dessen Masse stets am angestammten Herrscherhause festgehalten. Statt des Erzbischofes von Prag, Johann Moriz Gustav Graf Manderscheid, der die Krönung Carl's VII. vollzogen hatte und deshalb aus Prag verwiesen war, vollzog der Bischof von Olmütz, Jacob Ernest Graf Liechtenstein, am 11. Mai im ehrwürdigen Veitsdome die Krönung zur Königin von Böhmen. Es war ein stolzer Moment, ein erster Lohn ihres standhaften Festhaltens am guten Recht, der ihr nach so vielen trüben Tagen ward.



Maria Theresia als Siegerin.

Maria Theresia's Zuversicht hatte sich endlich doch erfüllt. In verhältnißmäßig kurzer Zeit war ein völliger Umschwung eingetreten. Des gefährlichsten Gegners hatte sie sich, wenn auch mit schmerzlichen Opfern, die aber der furchtbaren Lage gegenüber kaum bedeutend genannt werden konnten, entledigt. Drei fast ganz vom Feind besetzte Provinzen waren durch die siegreichen Waffen von fast neu gebildeten Heeren befreit und man stand im Begriffe, zum zweiten Male den Krieg nach Bayern zu tragen. Frankreich hatte mit riesigen Opfern nur Mißerfolge geerntet, in Spanien war man des Krieges, der so wenig Ehren brachte, überdrüssig.

Es ist nur natürlich, daß die angeborene Lebhaftigkeit und Heiterkeit Maria Theresia's nun zum Durchbruch kam, nachdem die drohenden Gefahren so lange nur trübe und schmerzliche Gedanken hatten aufkommen lassen. Jetzt erst konnte sie sich vollen Herzens ihres glücklichen Familienlebens freuen, zudem die traurigen Verluste früherer Jahre durch die Geburt der Erzherzogin Maria Christine, ihrer Lieblingstochter, — 13. Mai 1742 — vergessen gemacht wurden.

Diese veränderte Stimmung der Herrscherin wirkte in erster Linie auf das Hofleben ein, das sich bisher in den engsten Grenzen und ziemlich geräuschlos abgespielt hatte. Ja es scheint, als ob Maria Theresia dem so lange unterdrückten und doch bei ihrer Jugend so natürlichen Zug zu

Lebensfreudigkeit, der überdies am Hof ihres prachtliebenden Vaters so viel Nahrung erhielt, sich mehr überlassen hätte, als es ihren nächsten Rathgebern gut erschien. Darauf deuten vor Allem leise Mahnungen, die der Großherzog an seine Gattin richtete; noch klarer geht es jedoch aus dem Briefwechsel Maria Theresia's mit dem Grafen Emanuel von Sylva-Taroucca hervor. Dieser hatte unter Eugen gekämpft, war dann in den Civildienst übergetreten und von Maria Theresia zum Präsidenten des niederländischen Rathes ernannt worden. Er war ein hochgebildeter, charaktervoller Mann, zu dem Maria Theresia unbegrenztes Vertrauen besaß. Er mußte täglich vor ihr erscheinen, sie besprach nicht allein die öffentlichen Angelegenheiten, sondern auch ihre persönlichen, die ihre Familie und den Hofstaat betreffenden, mit ihm.

Den schönsten und liebenswürdigsten Beweis dieses Vertrauens gab sie wohl in dem Auftrag, Graf Taroucca möge ihr stets seine Meinung ganz unumwunden sagen und auch nicht zurückhalten, wenn sie Fehler begehe oder er Mangel des Charakters an ihr zu bemerken glaubte. Daß Taroucca des Vertrauens würdig war, bewies er dadurch, daß er in der That diesem Wunsche nachkam und ihr wiederholt Vorstellungen machte. So geschah es auch wegen der so plötzlich wieder in der jungen Herrscherin erwachten Lust an glänzenden Festlichkeiten.

Die Vorstellungen, die, wie er selbst bemerkt, Verweisen nicht unähnlich sahen und von Maria Theresia mit einer Geduld angehört wurden, „die man eher in einer Klosterzelle als auf dem Thron zu finden hoffen dürfte", wirkten nicht immer gleich. Aber die Königin selbst schrieb dem Grafen darüber: „Sprechen Sie immerhin fort, wenn ich auch Ihren Rath nicht gleich befolge, Ihre Worte kommen mir später doch wieder in den Sinn".

Indessen darf man nicht annehmen, daß Maria Theresia je über diesen Vergnügungen ihre wichtigeren Pflichten, sei

es gegen den Staat oder ihre Familie, vernachlässigt hätte. Diesen kam sie nach dem Zeugniß aller Zeitgenossen mit nie ermüdender Pünktlichkeit nach. Diesen Sinn hatten wohl auch die an sie gerichteten Mahnungen nicht, sondern der Großherzog und Graf Taroucca mochten der Meinung sein, daß der Ernst der Lage noch immer solche Ausbrüche der Triumphfreudigkeit nicht rechtfertige.

Von der Weise, wie Maria Theresia ihren Pflichten nachkam, gibt der venetianische Gesandte Capello ein anschauliches Bild. Sie begann schon in den frühesten Morgenstunden mit dem Lesen und Erledigen von Actenstücken. In jeder Weise bewies sie es durch die That, daß sie von der Ueberzeugung durchdrungen war, den Monarchen liege die Pflicht ob, die Last des Regierens selbst zu tragen und sie hätten sich der Minister als Werkzeuge zu bedienen, nicht aber die eigentliche Entscheidung der Staatssachen in deren Hände zu legen. Darum wohnte sie so oft als möglich den Berathungen der Minister bei, schrieb selbst die Gegenstände vor, welche zur Erörterung kommen sollten und setzte durch den Scharfsinn und durch die Gewandtheit, die sie in der Discussion zeigte, Jedermann in Erstaunen.

Alle Berichte der Behörden, die Depeschen der Gesandten, die Eingaben von Unterthanen las sie selbst und machte in den verschiedensten Sprachen, stets in kurzer, bezeichnender Weise ihre Bemerkungen und Entscheidungen dazu. Häufig fielen dieselben als Beweis ihres selbstständigen Denkens nicht im Sinne der gestellten Anträge aus. Sie verließ sich nie blos auf den Bericht oder Antrag der Behörde, sondern verfolgte jeden Gegenstand bis in seine kleinsten Details. Niemals erschrak sie vor der Last der Geschäfte, niemals zeigte sie sich durch dieselbe ermüdet. Mit einer Beharrlichkeit ohne Gleichen trachtete sie sich in Alles einzuweihen, was die öffentlichen Geschäfte betraf, und sie wiederholte oft, sie könne Gott um nichts inniger bitten,

als daß er ihr bei Erfüllung ihrer Pflichten beistehe und sie stets das Wahre und Gerechte erkennen lasse.

Erschwert wurde der jungen Herrscherin ihr Amt durch das Ableben mehrerer ihrer ersten Räthe; von den Mitgliedern der geheimen Conferenz starben sowohl Sinzendorf als Harrach. So viel sich auch in mancher Beziehung gegen das Wirken dieser Männer einwenden ließ, so hatte doch ihre langjährige Dienstzeit ihnen eine Erfahrung verschafft, welche Maria Theresia nur schwer entbehrte. Um so schwerer, als es nicht leicht war, sie zu ersetzen, denn, wie Arneth bemerkt, scheint es, daß sie während ihrer ersten Regierungszeit nur die Wahl unter mittelmäßigen Köpfen hatte.

Um Sinzendorf in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu ersetzen, wäre den Kenntnissen und der Erfahrung nach Bartenstein der richtige Mann gewesen. Aber abgesehen davon, daß die obersten Regierungsämter seit Jahrhunderten den Mitgliedern des Hochadels vorbehalten waren, hatte sich Bartenstein durch sein hochfahrendes Wesen sehr unbeliebt gemacht und wiederholt taucht die Klage auf, daß Niemand mit ihm unterhandeln wolle.

Man legte also die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hände des Grafen Corfiz Anton von Uhlfeldt, der durch die Gunst Carl's VI. rasch emporgetragen war, aber „zu jedem Amte eher, als zu dem eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten getaugt hätte". Die inneren Angelegenheiten der Erbländer erhielt Johann Friedrich Graf Seilern zugewiesen.

Bevor wir dem weiteren Verlauf der Zeitereignisse folgen, muß noch eines für Maria Theresia bedeutenden Umschwunges gedacht werden. England war schon lange die einzige Macht, welche offene Sympathie für ihre Herrschaft an den Tag legte, — aus politischen Gründen, da man die Unerläßlichkeit Oesterreichs zur Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichtes erkannte. Der heldenmüthige



Feldmarschall Daun.



Minister Kaunitz.



Dichter Metastasio.



Bildhauer Donner.

Widerstand der von allen Seiten bedrohten Fürstin, die Kunde von ihrer Anmuth und ihren Tugenden, wendete ihr aber auch das Mitgefühl, ja endlich die begeisterte Verehrung des englischen Volkes in einer Weise zu, die auch nicht ohne politische Folgen blieb.

Im April 1742 richtete das Unterhaus eine Adresse an König Georg II., in welcher er zur Unterstützung Maria Theresia's aufgefordert wurde, und diesem Beispiel folgte in gleichem Sinne das Oberhaus. Als Subsidie für Maria Theresia votirten die Gemeinen 500.000 Pfund Sterling und später stellten sie der Regierung von England fünf Millionen Pfund zu Rüstungs- und Kriegszwecken zur Verfügung. Aber auch unmittelbar aus dem englischen Volke machten sich die warmen Gefühle, die man der jungen und standhaften Herrscherin Oesterreichs widmete, in wirksamer Weise geltend; die Zeitungen brachten einen Aufruf zu Sammlungen für die Fürstin, welche mit ihrem Rechte zugleich die Freiheit Europas vertheidigte, und hochgestellte Damen leiteten zu demselben Zweck eine förmliche Collecte ein, um Maria Theresia eine namhafte Beisteuer zu den Kriegskosten anbieten zu können. Es lag darin, wenn auch vorderhand noch keine praktischen politischen Folgen sich daran knüpften, immerhin ein Fingerzeig von der Wendung, die sich in der öffentlichen Meinung Europas einem Staate gegenüber vollzog, den man vor Kurzem noch dem Verfall geweiht glaubte.

Der Schattenkaiser Carl VII. hatte so bittere Früchte seines Ehrgeizes kosten müssen, daß er gerne auf die weitere Verfolgung seiner hochfliegenden Pläne verzichtet haben würde, wenn er dem eigenen Land den Frieden dadurch hätte geben können. Aber von zwei Seiten wurde ihm dies unmöglich gemacht. Trotz aller üblen Erfahrungen, die man mit diesem Krieg gemacht hatte, bestand man in Frankreich „um der Waffenehre willen" hartnäckig auf der Fortsetzung desselben. Und diese Politik siegte vollends, als Anfangs 1743 Minister Fleury starb, der wenigstens innerlich zum Frieden neigte.

Ludwig XV. erklärte prahlend, er werde nun „selbst sein erster Minister sein", was ungefähr so viel hieß, als daß Frankreich durch die von ihm begünstigten Damen und deren militärische Anbeter regiert werden würde.

Aber auch Maria Theresia war entschlossen, den Krieg nach dieser Seite energisch fortzusetzen. Als Carl VII. daher in Wien sondiren ließ, ob man ihm nicht durch eine kleine Abtretung den Rückzug erleichtern wolle, lehnte die Königin jede solche Zumuthung entschieden ab, ja sie erklärte offen, sich auf Kosten Bayerns für den Verlust in Schlesien entschädigen zu wollen. Unter solchen Umständen mußte sich der halt- und willenlose Carl VII. neuerdings völlig den Franzosen anvertrauen, ja er entwürdigte sich so weit, als deutscher Kaiser und Churfürst den Titel eines französischen General-Lieutenants anzunehmen.

Marschall Broglie brachte ein Heer von 55.000 Franzosen zusammen, welchen sich 35.000 Bayern anschlossen. Aber Khevenhüller hielt ihm mit 60.000 Mann wacker Stand und errang im Mai 1743 bei Simbach und Deggendorf so schöne Erfolge, daß auch das feste Landau in seine Hände fiel. Mit den Bayern, deren Commando nun der Ueberläufer Seckendorf übernahm, wich Broglie bis an die Isar. Ohne einen directen Angriff auf den überlegenen Gegner zu riskiren, kam Khevenhüller durch einen Marsch entlang der Donau in den Rücken desselben, was Broglie so erschreckte, daß er erklärte, an den Rhein weichen und Verstärkung an sich ziehen zu müssen. Zum zweiten Male kehrte Kaiser Carl VII. seiner Residenz München den Rücken, die am 9. Juni von Bärnklau besetzt wurde. Auch Amberg und Straubing fielen in die Hände der Oesterreicher.

Unter diesen Verhältnissen verlor Carl VII. den wenigen Muth, welchen er hatte. Er ließ durch Seckendorf mit Carl von Lothringen den schimpflichen Vertrag von Niederschönfeld schließen, der ihn verpflichtete, seine Truppen

ganz aus Bayern zu ziehen und sich von den Franzosen zu trennen. Das war das Ende der hochfliegenden Pläne, in denen er Oesterreich zertrümmern und sich den Löwentheil der Beute sichern wollte. Nun wich Broglie in der That im Juli über den Rhein zurück, fortwährend von den zahlreichen leichten Truppen der Oesterreicher unter Menzel und Nadasdy bedroht.

Nicht glücklicher waren die Franzosen im Kampf mit der sogenannten „pragmatischen Armee". Diese entstand in Folge der endlichen Kriegserklärung Englands gegen Frankreich und war mit Hilfe reicher holländischer Subsidien aus 16.000 Engländern unter Lord John Stair, einem der begeistertsten Paladine Maria Theresia's, 16.000 Hannoveranern und 12.000 Oesterreichern unter dem Prinzen Arenberg zusammengesetzt.

Den Oberbefehl führte Georg II. selbst, der darnach dürstet, sich Feldherrnruhm zu erwerben. Sein obwohl bedeutend überlegener Gegner, der Herzog von Noailles, machte ihm dies nicht allzu schwer, denn als es nach beiderseitigen ziemlich überflüssigen Märschen am 27. Juni 1743 bei Dettingen zur Schlacht kam, hatte Noailles durch unnütze Detachirungen sogar den Vortheil der Ueberzahl eingebüßt und konnte den 45.000 Mann der pragmatischen Armee nur 35.000 gegenüberstellen. Er erlitt eine vollständige Niederlage, die namentlich durch die musterhafte Haltung des österreichischen und hannoveranischen Fußvolkes herbeigeführt wurde.

Hatte Georg II. in der Schlacht bei Dettingen, die auch Beweise für seine Tapferkeit brachte, seinen Anspruch auf Feldherrnruhm bewährt, so verscherzte er ihn wieder, weil er seinen Sieg nicht zu benützen wußte. Nur dadurch gelang es Noailles, mit seinen gänzlich erschütterten Truppen über den Rhein zu entkommen, nachdem er den am Oberrhein stehenden Broglie bedeutend verstärkt hatte. Dieses Zaudern charakterisirte die weitere Kriegführung des Jahres 1743, denn mit Ausnahme der verheerenden Streifzüge, welche die Husaren

und Panduren Menzel's und Trenck's auf das linke Rheinufer unternahmen, ruhten die Waffen.

Dagegen waren, wie dies meist der Fall zu sein pflegt, die Federn der Diplomaten umso thätiger. In Worms wurde durch den genialen österreichischen Gesandten Wasner am 13. September 1743 ein neuer Vertrag zwischen England und Oesterreich abgeschlossen, der die Bekämpfung Frankreichs und Spaniens als Zweck feststellte. Durch Zusage kleiner Gebietserwerbungen wurde auch Sardinien bewogen, dem Wormser-Vertrag beizutreten.

Dadurch wurden die Verhältnisse auf dem italienischen Kriegsschauplatz wesentlich zu Gunsten Maria Theresia's verändert. An die Spitze der österreichischen Truppen war dort Fürst Christian Lobkowitz statt des Grafen Traun getreten. Erbittert über den Anschluß Sardiniens an die Gegner, wollte Frankreich jenes noch im Herbst 1743 züchtigen. Aber durch einen früh einfallenden Winter scheiterte der Versuch eines französisch-spanischen Heeres, die Alpen zu überschreiten, vollständig und brachte den Verlust der Artillerie, des Gepäckes und zahlreicher Leute mit sich. Nicht besser erging es 1744 einem vom Infanten Don Philipp befehligten Heer von fast 40.000 Franzosen und Spaniern. Die vom General Leutrum mannhaft vertheidigte Festung Cuneo konnte nicht genommen werden, und nach blutigen aber erfolglos bleibenden Kämpfen mußte wieder ein verlustreicher Rückzug angetreten werden.

In Mittelitalien hatte Fürst Lobkowitz durch die vom trefflichen Browne geführten Verstärkungen nun auch die numerische Ueberlegenheit über die Spanier unter Gages, der bis nach Neapel zurückwich. Aus Furcht, daß Maria Theresia die alten österreichischen Ansprüche erneuern könnte, schloß sich der König an die Spanier an. Dadurch erhielt Gages wieder das Uebergewicht, ohne indessen gegen die von Browne beeinflußte umsichtige und energische Kriegführung der Oesterreicher etwas ausrichten zu können.

Berühmt wurde in der Kriegsgeschichte der von Browne ausgeführte Ueberfall von Velletri (11. August 1743), dessen eigentliche Absicht — die Gefangennahme des Königs von Neapel und des Herzogs von Modena — zwar nicht erreicht wurde, der aber eine so reiche Beute brachte, daß die Soldaten die Masse des Silbergeschirres gar nicht fortschleppen konnten. Gages wurde aber so eingeschüchtert, daß Lobkowitz ohne Gefahr dem Befehl folgen konnte, nur ein Beobachtungscorps gegen Neapel zurückzulassen, mit 10.000 Mann aber zum König von Sardinien zu stoßen.

So waren im Großen und Ganzen die Waffen Maria Theresia's im Jahre 1743 vom Glück begünstigt gewesen. Da traf im Beginne des nächsten Jahres sie, den Staat und die Armee ein tiefschmerzlicher Verlust. Mit den Vorbereitungen für den Feldzug beschäftigt, wurde Feldmarschall Khevenhüller von einer schweren Krankheit erfaßt, welcher der hochbetagte Mann am 26. Jänner 1744 erlag. Maria Theresia war von dem Verluste dieses ausgezeichneten Dieners, dem sie die ersten Erfolge inmitten trüber Zeit verdankte, tief ergriffen. Sie ehrte ihn durch einen Besuch an seinem Krankenbett und rief bei der Nachricht von seinem Tod weinend aus: „Ich verliere an ihm einen getreuen Unterthan und Beschützer, welchen nur Gott belohnen kann!“ Noch im März schreibt sie an Bartenstein: „Ich bin gantz traurig, daß ihr das Hertz sinken last, meines ist seit Khevenhüller todt weg, also habe viel nötiger euren soutient“.

Der Verlust eines so erprobten Mannes war umso fühlbarer, als das Jahr 1744 unter wenig günstigen Anzeichen begann. Kaum war mehr ein Zweifel gestattet, daß Friedrich II., der gefährlichste und allein erfolgreiche Gegner Maria Theresia's, entschlossen war, neuerdings die Waffen zu ergreifen. Alle mit so großen Opfern erreichten Erfolge schienen in Frage gestellt, die ganze Gefahr drohte von Neuem.



Das Ende des österreichischen Erbfolgekrieges.

Nur natürlich war es, daß Friedrich II. den überraschenden Erfolgen der österreichischen Waffen aufmerksam und nicht ohne Besorgniß zusah. In der festen Ueberzeugung, daß sich dieselben, sobald die übrigen Gegner besiegt seien, gegen ihn kehren würden, um ihn zur Herausgabe von Schlesien zu zwingen, richtete er schon während des Jahres 1743 seine Politik mit Rücksicht auf einen neuen Zusammenstoß mit Oesterreich ein, dessen Herbeiführung im geeigneten Moment er sich selbst vorbehielt. Mehrere Versuche, die Allianz mit England zu sprengen, hatten keinen Erfolg, dagegen gelang es Friedrich II. sich zu den Höfen von Petersburg und Stockholm so zu stellen, daß er von ihnen keine Schwierigkeiten, am wenigsten eine Unterstützung Maria Theresia's zu fürchten hatte.

Man wird die Mittel, welche Friedrich II. für die Erreichung seiner Zwecke anwendete, in der Mehrzahl verdammen müssen, ja, die Art, wie er nachträglich seine zweideutige Politik mit Cynismus zugibt und zu rechtfertigen sucht, wirkt oft abstoßend. Es ist eines Mannes von Herz, eines Königs unwürdig, Grundsätze zu befolgen und niederzuschreiben, wie z. B. jene berüchtigten in einem Brief an den Grafen Podewils: „Wenn durch Ehrlichkeit etwas zu gewinnen ist, so wollen wir ehrlich sein; ist es hingegen nothwendig zu täuschen, so seien wir Betrüger“.

Daß er aber bei einer Fortdauer des österreichischen Waffenglückes Besorgnisse um den ruhigen Besitz Schlesiens hegte, wird man ihm bei unbefangener Prüfung der Sachlage nicht verübeln können. Allerdings versicherte Maria Theresia im Herbst 1743: „Wir werden den mit Preußen geschlossenen Frieden, ungehindert des darinnen eingestandenen großen Opfers, auf das Herzlichste forthin halten, auch für den König dieses nahmens alle menschmögliche Aufmerksamkeit immerfort bezeugen". Und im April 1743 ermahnt sie den Gesandten Botta in Berlin: „Zuvorderst nun hat es bei dem dir vorhin eingebundenen grundsatz sein gänzliches Verbleiben, daß dem König von Preußen auch nur von Weittem der mindeste scheinbare Anlaß zu einiger klag, unruhe oder mißtrauen nicht zu geben sey". Ja, sie knüpft sogar den Vorschlag einer gegenseitigen Garantie des Besitzstandes daran, wobei sie für Preußen ausdrücklich Schlesien und Glatz einbezieht.

Es wäre thöricht zu vermuthen, daß es Maria Theresia mit diesen Aeußerungen nicht Ernst war. Aber wenn Friedrich II. einen solchen Zweifel hegte, so war es verzeihlich, will man schon die Entschuldigung, daß er die Politik Anderer nach seiner eigenen beurtheilte, nicht gelten lassen. Zu oft betonte man, daß der Krieg mit Frankreich und Bayern fortgesetzt würde, um eine Entschädigung für das abgetretene Schlesien zu erlangen. Wenn dies nun nicht möglich war, lag es nicht nahe, daß Oesterreich vielleicht mit Hilfe der bisherigen Gegner diese Abtretung rückgängig zu machen suchen werde?

Daß Maria Theresia dieses Opfer nie ganz verwand, bewiesen zahlreiche Aeußerungen von ihr, von welchen Friedrich II. gewiß Kenntniß erhielt. Wer wollte übrigens behaupten, daß Maria Theresia eine günstige Gelegenheit, Schlesien wieder zu gewinnen, von der Hand gewiesen hätte oder dazu auch nur verpflichtet gewesen wäre? Für

Friedrich II. war aber schon eine solche Möglichkeit bedrohlich, — wobei aber wiederholt werden muß, daß seine Mittel, ihr vorzubeugen, durchaus nicht alle zu billigen sind.

Von einer Täuschung kann übrigens keine Rede sein. Wenn es auch gegenseitig schöne Worte gab, so behielt man sich doch zu fest im Auge, um nicht die Absichten des Gegners errathen zu können. Und jene Friedrich's wurden schon durch seine unermüdliche Sorgfalt für die Armee klar, die er vermehrte, ausrüstete und durch Uebungen stets in Athem hielt. Nach welcher Seite diese Anstrengungen zielten, bewies die Neubefestigung, die in Neisse, Glatz, Kosel, Glogau, Brieg und Schweidnitz mit großen Kosten durchgeführt wurde.

Als die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich immer größer wurde, warf sich Friedrich II. zum Schützer der Reichsverfassung auf, — ein fast komischer Vorwand, denn Friedrich kümmerte sich sehr wenig um das Reich und hatte sich von demselben ganz unabhängig zu machen gewußt. Dessenungeachtet schloß er im Mai 1744 mit Frankreich, das aus dem unseligen westfälischen Frieden die Berechtigung ableitete, sich in innere Angelegenheiten Deutschlands zu mengen, mit Hessen-Cassel und Churpfalz eine „Union“ zur Rettung der deutschen Freiheit. Gleichzeitig trat König Friedrich II. in Verhandlungen mit Kaiser Carl VII., von welchen dieser selbst mittheilt, daß er für das Eintreten Preußens in den Kampf diesem den am rechten Elbe-Ufer gelegenen Theil Böhmens zusichern mußte.

Dadurch ist die stets betheuerte Uneigennützigkeit Friedrich's II. zur Genüge gekennzeichnet und man wird auch ermessen, was von der im August erfolgenden Eröffnung des preußischen Gesandten in Wien, Graf Dohna, zu halten ist, der erklärte, sein Monarch könne nicht länger zugeben, daß Oesterreich die kaiserliche Würde mißachte und die Reichsverfassung verletze.

Doch damit greifen wir eigentlich der natürlichen Zeitfolge vor. Die Vorgeschichte des zweiten schlesischen Krieges wurde nur deshalb jetzt schon erwähnt, um die kurze Uebersicht der Kriegs-Ereignisse nicht unterbrechen zu müssen.

Für den Feldzug des Jahres 1744 hatten die Franzosen drei Heere ausgerüstet. Eines war bestimmt, den Krieg in ein neues Land, nach Belgien, zu tragen. Bei diesem führte Noailles den Oberbefehl, aber auch König Ludwig XV. entsagte den Freuden seines üppigen Hofes, um sich bei dieser Armee Kriegslorbeeren zu holen. Ein zweites Heer unter Marschall Moriz von Sachsen hatte den Main zum Ziel, ein drittes unter dem Herzog Coigny brach aus dem Elsaß vor.

Vorsichtig hatte Ludwig XV. sich jener Armee zugesellt, welche das leichteste Spiel hatte. Die in Belgien stehende englisch-österreichische Armee war numerisch schwach, ihre Operationen durch die Uneinigkeit der Führer gelähmt. In rascher Folge fielen Courtray, Ypern und eine Reihe kleinerer fester Plätze in die Hände der Franzosen, so daß man in Paris aus dem Siegesjubel über die Großthaten des Königs gar nicht herauskam. Zum Glück gebot die auf dem deutschen Kriegsschauplatz eingetretene Wendung dem weiteren Vordrängen der Franzosen in Belgien ein Halt.

Bei Heilbronn hatte sich ein österreichisches Heer von 50.000 Mann zusammengezogen. Den nominellen Oberbefehl führte Prinz Carl von Lothringen, dessen Vermälung mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester Maria Theresia's, im vorausgegangenen Winter vollzogen worden war. Thatsächlich lag die Leitung der Operationen in den Händen des trefflichen Feldmarschalls Graf Abensberg-Traun, den wir bereits in Italien als umsichtigen Heerführer kennen gelernt haben.

Die Ueberlegenheit der Franzosen, was die Zahl betraf, wurde durch die Geschicklichkeit Traun's vollkommen

ausgeglichen. Er wußte die Franzosen durch Scheinmanöver zu täuschen und zu zwecklosen Märschen den Rhein auf- und abwärts zu nöthigen, weil er an verschiedenen Orten Anstalten zum Uebergang traf. Bei einem dieser Scheinübergänge fand der kühne Menzel den Tod, dessen militärische Verdienste leider durch Härte und Unverträglichkeit verdunkelt wurden.

Unvermuthet drang endlich Trenck mit den Panduren am 1. Juli bei Schröck über den Rhein und deckte den Brückenschlag, der es der ganzen österreichischen Armee ermöglichte, in das Elsaß einzufallen. Nacheinander nehmen sie die festen Plätze und Coigny weicht so rasch zurück, daß Ludwig XV. den Siegeslauf in Belgien einstellt und 70.000 Mann unter Noailles an den Oberrhein wirft, — vorsichtig aber in Metz unwohl wird, um nicht einem so gefährlichen Gegner in Person gegenübertreten zu müssen.

Aber auch den Erfolgen der Oesterreicher wurde durch den Einfall Friedrich's II. nach Böhmen ein Ende gemacht. In einem meisterhaft geleiteten Rückzug führte Carl von Lothringen die Armee im Angesichte eines überlegenen Feindes über den Rhein und in Eilmärschen durch Bayern nach Böhmen. Bärnklau konnte mit 12.000 Mann sich gegen den dreimal so starken Seckendorf nicht behaupten und mußte bis an den Inn zurückgehen. Die Franzosen hatten alle Lust zum Kampf im offenen Feld verloren und unternahmen mit der Hauptarmee die Belagerung von Freiburg, ein Corps besetzte im Namen Kaisers Carl VII. die österreichischen Vorlande. Noch einmal konnte dieser unglückliche Fürst, der zur bloßen Puppe Frankreichs geworden war, in seine Residenz München zurückkehren, — aber nur, um dort zu sterben (20. Jänner 1745). Freiburg ging nach tapferer Vertheidigung am 24. November 1744 durch eine ehrenvolle Capitulation in die Hände der Franzosen über.

Der Schwerpunkt der Kriegsereignisse lag nun in Böhmen, in das Friedrich II. mit 80.000 Mann, die in drei

Armeen getheilt waren, einfiel. Außerdem standen in Schlesien und Sachsen beträchtliche Reservecorps. In Wien hatte man den Bruch mit Preußen nicht so nahe geglaubt. Böhmen war nahezu wehrlos, so daß z. B. in Prag nur 1600 Mann lagen.

Schon am 2. September war die ganze preußische Armee vor dieser Stadt und nach kurzer Belagerung ging sie am 17. September in ihre Hände über. Friedrich II. hatte darauf gerechnet, daß die Franzosen die Armee Carl's von Lothringen am Rhein zurückhalten würden und verlor kostbare Zeit mit der Bezwingung von Tabor und Budweis.

Dadurch war es dem aus Bayern mit 20.000 Mann herbeieilenden Feldmarschall Batthyany möglich, die im westlichen Böhmen befindlichen reichen Magazine zu decken, und am 26. September stand das Heer des Prinzen Carl von Lothringen schon auf böhmischem Boden. „So geht es, wenn man mit Lumpen Verträge schließt", äußerte sich Friedrich II. wenig respectvoll gegen seinen königlichen Bundesgenossen Ludwig XV.

Abermals machte man in Oesterreich und Ungarn alle Anstrengungen. Ein neuer Aufruf Palffy's fachte den Patriotismus an. Man muß, heißt es in diesem Erlaß, die von der geliebten Landesmutter beschworene Verfassung gegen einen grausamen Feind, der weder Recht noch Freiheit achtet, vertheidigen. An Schlesien könne man sehen, was vom Preußenkönig zu erwarten sei; dort habe er die alten Freiheiten gestürzt, nach tatarischer Weise den Weibern die Männer, den Müttern die Söhne genommen, um sie in einem verwerflichen Krieg tödten zu lassen. Die Opferwilligkeit war eine allgemeine, und als Maria Theresia selbst nach Preßburg kam, wurde sie mit Jubel empfangen und erhielt die Zusage von Geld und Truppen.

Friedrich II. bot alles auf, um seine Ueberlegenheit in einer entscheidenden Schlacht ausnützen zu können. Aber

die österreichische Armee wich ihm mit vollendeter Geschicklichkeit aus, während die zahlreichen leichten Truppen die Preußen durch Ueberfälle, Wegnahme von Convois u. s. w. stets in Athem erhielten. Die Lage Friedrich's wurde durch die feindliche Stimmung der Bevölkerung noch schwieriger und er mußte den Rückzug antreten. Dieser war das Signal zum endgiltigen Anschluß Sachsens an Oesterreich, dessen Heer durch 20.000 Mann sächsischer Truppen verstärkt wurde. So rächte sich die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Friedrich II. den Durchmarsch in Sachsen erzwungen, und die Härte, mit welcher er in diesem Lande geschaltet hatte.

Der Rückzug war ein sehr verlustreicher, alle festen Plätze wurden von den Oesterreichern genommen, die dabei zahlreiche Gefangene machten. Friedrich II. schreibt mit anerkennenswerther Offenheit über diesen Feldzug: „Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen nnd selbst Oesterreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der spanischen Flotte, die den Beinamen der unüberwindlichen führte. Der ganze Vortheil dieses Feldzuges war auf Seite der Oesterreicher. Des Herrn von Traun Benehmen ist ein vollkommenes Muster, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, studiren muß, um es nachzuahmen."

Auch die politische Lage wendete sich zu Gunsten Oesterreichs. Im Jänner 1745 war eine neue Allianz zwischen diesem Staat, Sachsen, England und Holland geschlossen worden. Noch bedenklicher für Friedrich II. dagegen war die Wendung in der bayerischen Politik. Noch im Winter 1744–45 rückten drei österreichische Corps neuerdings in Bayern ein und besetzten es nach kurzen Kämpfen völlig. Der junge Churfürst Max Josef zog aus dem Schicksal seines Vaters eine Lehre und trennte sich von seinen zweifelhaften Bundesgenossen, den Franzosen und Preußen. Schon am 22. April 1745 wurde der Friede zu Füssen geschlossen, welcher dem Churfürsten keine Opfer an Land auferlegte, ihn aber zum Verzicht auf

alle vermeintlichen Ansprüche auf Oesterreich nöthigte und die auf 6000 Mann zu reducirende bayerische Armee zur Disposition Maria Theresia's stellte.

Friedrich II. verkannte das Mißliche seiner Lage nicht. Er, der vor Kurzem noch gespöttelt hatte, Maria Theresia sei verloren, wenn nicht „ein österreichisches Wunder" sie rette, berief sich jetzt auf das Beispiel von Muth und Standhaftigkeit, das die außerordentliche Frau gegeben. „Eine Frau, die Königin von Ungarn", schrieb er in jener Zeit, „hat nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien standen und ihre besten Provinzen besetzt waren!" Ein glänzenderes Zeugniß als diese Anrufung des erbitterten Gegners als nachahmungswürdiges Beispiel ist für Maria Theresia kaum zu denken.

Umgekehrt muß zugegeben werden, daß mit der Schwierigkeit seiner Lage das Genie und Feldherrntalent Friedrich's II. sich erst vollkommen entfaltete. Man machte alle Anstrengungen, ihm mit überlegener Macht entgegenzutreten und auch gar kein Hehl mehr daraus, daß nicht allein Schlesien, sondern als Beute für Sachsen auch Magdeburg ihm abgenommen werden sollte.

„Großes wäre geleistet", schreibt Großherzog Franz an seinen Bruder Carl von Lothringen, „wenn es gelänge, diesen Teufel mit einem Schlage zu zermalmen und ihn für alle Zukunft außer Stand zu setzen, sich neuerdings furchtbar zu machen."

In der That setzten sich 85.000 Oesterreicher und 30.000 Sachsen für den Feldzug des Jahres 1745 gegen Friedrich II. in Bewegung, der nur 60.000 Mann aufzubringen vermocht hatte. Aber die österreichische Heeresleitung, die es so trefflich verstanden hatte, den Nachtheil der Minderzahl auszugleichen, wußte leider den Vortheil des Uebergewichtes nicht zu benützen. Man verlor denselben, weil man die Truppen durch Besetzung schlesischer Orte verzettelte, und ließ sich durch einen Scheinrückzug Friedrich's täuschen. In

der blutigen Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) errang er einen vollkommenen Sieg, welcher den Prinzen Carl von Lothringen zur Räumung Schlesiens und zum Rückzug bis an die Elbe nöthigte.

Friedrich II. folgte nach Böhmen, zufrieden damit, sein Land von den Lasten des Krieges befreit zu haben. Erst im Herbst, als man den Prinzen Carl durch den Feldmarschall Lobkowitz zu neuer Energie auffordern ließ, kamen die Operationen wieder in Gang. Aber der Erfolg war wieder nicht glücklich. In der vierstündigen Schlacht bei Soor (30. September 1745) erfocht die überlegene Taktik des Königs einen abermaligen Sieg, mit dem er den Feldzug beendet glaubte. In Folge des Nachdrängens der Sachsen und eines österreichischen Corps gegen die abziehenden Preußen kam es am 13. September abermals bei Kesselsdorf in der Nähe von Dresden zur Schlacht, in welcher der „alte Dessauer" einen glänzenden Sieg erfocht.

Nicht günstiger war der Kampf für die österreichische Sache in der Niederlanden verlaufen. Marschall Moriz von Sachsen fügte am 11. Mai in der mörderischen Schlacht bei Fontenoy dem 55.000 Mann starken Heer der Verbündeten (darunter 8000 Oesterreicher) eine vernichtende Niederlage zu, in Folge deren eine Reihe fester Plätze in die Hände der Franzosen fiel, England nebst Holland des Krieges überdrüssig wurden und vorderhand wenigstens gegen Preußen ihre Neutralität erklärten.

Nur am Rhein waren die österreichischen Waffen glücklich. Hier commandirte der tüchtigste Feldherr Maria Theresia's in dieser Zeit, Graf Abensberg-Traun, eine Armee von 45.000 Mann, deren nominellen Oberbefehl der Großherzog Franz führte. Um dessen bevorstehende Wahl zum deutschen Kaiser zu stören, zogen 50.000 Franzosen unter dem Prinzen Conti heran. Aber Traun drängte ihn zurück, und als der ebenso geschickte als unternehmende Bärn-

klau mit einem fliegenden Corps über den Rhein ging, beeilte sich auch Prinz Conti, mit heiler Haut wieder heimzukommen. Ungestört vollzog sich am 13. September 1745 die Wahl des Großherzogs Franz zum römisch-deutschen Kaiser, womit einer der Herzenswünsche Maria Theresia's und der ganzen Bevölkerung erfüllt war.

Zu der am 4. October vor sich gehenden Krönung war Maria Theresia selbst nach Frankfurt gekommen, wie überall auch dort durch Liebreiz und Anmuth die Herzen der Bewohner einer Stadt gewinnend, die stets gut österreichisch gesinnt war. Gleichzeitige Berichte enthalten reizende Schilderungen der Krönungsfeierlichkeiten. Sie erwähnten die gewinnende Schönheit Maria Theresia's, die würdevolle Stattlichkeit des deutschen Kaisers, und es fehlt auch nicht an rührenden und heiteren Zügen.

Als der Zug nach der Krönung aus dem Dom zurückkam, rief Maria Theresia dem Gatten vom Balkon eines Hauses das erste Hoch zu, in das die Menge begeistert einstimmte. Aber auch das Lachen theilte sich den übrigen Zuschauern mit, in das Maria Theresia ausbrach, als der neue Kaiser die Gattin auf seinen schwerfälligen Prunk aufmerksam machte und namentlich die Hände mit den etwas unförmlichen Handschuhen zur Höhe hob.

Obwohl man von beiden Seiten eines im Grunde zwecklosen Krieges müde war, bedurfte es doch kräftiger äußerer Einwirkung, um einen Frieden zwischen Oesterreich und Preußen zu Stande zu bringen. England drohte mit der Einstellung der Subsidien in Wien, Rußland erklärte, sich auf Oesterreichs Seite zu stellen, wenn Preußen den Frieden vereitle. Unter diesen Umständen blieb keinem der beiden Theile eine Wahl. Am 25. December 1745 wurde der Friede zu Dresden geschlossen, welcher Friedrich II. den Besitz Schlesiens bestätigte, wogegen er seinen Protest gegen die Kaiserwahl zurückzog.

Nur Frankreich und Spanien waren nunmehr noch von den zahlreichen Gegnern Maria Theresia's übrig. In den Niederlanden konnte keiner der österreichischen Feldherren, weder Batthyany, noch Lobkowitz oder Carl von Lothringen, gegen das überlegene Genie des Marschalls Moriz von Sachsen aufkommen. Nach dem Fall von Mastricht (17. Mai 1748), waren fast die ganzen österreichischen Niederlande in den Händen der Franzosen.

Im Allgemeinen günstiger verliefen die Feldzüge in Italien, obwohl die Klagen der Generäle über geringe Verstärkungen, Geldmangel und schlechte Ausrüstung kein Ende nahmen. Aber die Führung lag in den Händen tüchtiger Männer, wie Wenzel Liechtenstein, Ulysses Browne, Johann Leopold von Bärnklau und Anderer, die ihre schwachen Kräfte trefflich auszunützen wußten, während die Kriegführung der Franzosen eine zaudernde war, die Spanier aber gewaltigen Respect vor jedem offenen Zusammenstoß hatten.

Das Jahr 1745 hatte nicht ungünstig für die Franzosen geendet, da sie Mailand und einen großen Theil Ober-Italiens nahmen. Als aber im nächsten Jahre österreichische Verstärkungen kamen, wendete sich das Blatt. Fürst Wenzel Liechtenstein vertrieb die Gegner aus Mailand, Casale, Parma und schlug am 15. Juni die verbündeten Franzosen und Spanier in der blutigen Schlacht bei Piacenza. Unaufhaltsam wurden diese nun gegen Süden gedrängt, schon am 16. Juni kam es bei Roddofreddo wieder zur Schlacht, die das Heer des General Gages fast vernichtete, aber leider das Leben des tüchtigen Bärnklau kostete.

In Ober-Italien unternahm Browne einen kühnen Zug in die Provence, der ihn bis vor Antibes führte, aber durch einen Aufstand in Genua unterbrochen wurde. Um den Besitz dieses Punktes drehten sich die resultatlosen Kämpfe des Jahres 1747, bis der schon lange unterhandelte, am 18. October 1748 ratificirte Friede von Aachen ihnen

ein Ende machte. Gegen die Räumung der von den Franzosen thatsächlich eroberten österreichischen Niederlande trat Maria Theresia Parma und Piacenza an den spanischen Infanten Don Philipp ab.

Damit hatte der furchtbare achtjährige Krieg sein Ende gefunden. So schmerzlich Maria Theresia auch die Opfer empfand, welche trotz heldenmüthigem Kampf gebracht werden mußten, so hatte sie doch Ursache, auf das Resultat mit stolzer Befriedigung zu blicken. Wenn sie die Glückwünsche nach Abschluß des Aachener Friedens mit den Worten zurückwies: „Beileidsbezeugungen seien besser am Platz, als Kundgebungen einer Zufriedenheit, die sie nicht fühlen könne“, so ist eine solche Stimmung begreiflich. Wenn man aber die gebrachten Opfer mit den öfters ausgesprochenen Absichten der Gegner, die auf eine völlige Zerreißung der Monarchie hinausliefen, vergleicht, — wenn man erwägt, daß man den Kampf mit so zahlreichen, mächtigen und vollkommen scrupellosen Gegnern geführt hatte, so wird man zugeben müssen, daß diese Opfer im Verhältniß zur Größe der abgewendeten Gefahr verschwindend genannt werden können.

Ja, vielleicht ist der Vortheil, welcher der Monarchie aus diesen Kämpfen erwuchs, höher anzuschlagen, als die Opfer. Denn die unversiegbare Kraft des Staates hatte sich unter den furchtbarsten Stürmen so glänzend bewährt, daß berechtigtes Selbstgefühl die Brust aller Bewohner erfüllte und er mit nie besserer Geltung seine Stimme in Europa erheben konnte. Das war errungen worden durch die Kraft und Weisheit einer unvergleichlichen Regentin, durch den Opfermuth und die Treue des Volkes.

Bevor wir zur nächsten Periode der Regierungszeit Maria Theresia's übergehen, die uns Anlaß zu freundlicheren und ergötzenderen Schilderungen bieten wird, muß noch des Abschlusses der Laufbahn eines öfter genannten Mannes gedacht werden. Es ist dies Franz von Trenck, dessen

unleugbare Verdienste leider durch so viele häßliche Flecken verdunkelt werden.

Schon nach dem Feldzuge 1742 liefen die haarsträubendsten Berichte über sein Schalten in Bayern ein. Wenn Khevenhüller klagt, daß „die Freicorps vielfältige Mordbrennereien aus bloßer Lust verüben, Unschuldige nach Belieben an die Stadtthore oder die nächsten Bäume hängen, Kirchen berauben, und was der gräulichen Unthaten mehr sind“, so galt das in erster Linie von Trenck's Panduren. Vergeblich blieben alle Mahnungen der Herrscherin, alle strengen Befehle des Feldherrn; dem Unwesen war nicht zu steuern, da es Trenck und theilweise auch Menzel am nöthigen Ernst fehlte, um ihre wilden Schaaren an Mannszucht zu gewöhnen. Dazu kam, daß der Erstere sich seiner alten Gewohnheit nach schwere Verletzungen des militärischen Gehorsams zu Schulden kommen ließ. Im Jahre 1743 wurde er nach Wien beschieden und ein Proceß gegen ihn eingeleitet, der aber in Anbetracht der von ihm geleisteten Dienste von Maria Theresia eingestellt wurde. Ja, er fand neuerdings Verwendung und wurde sogar zum Obersten ernannt.

Aber der Trotz und die Zügellosigkeit ließen ihn weder darin eine Warnung erkennen, noch für die erwiesene Milde dankbar sein. Am Rhein und im Elsaß trieb er es ärger, als je zuvor. Man hatte, um ihm ein Gegengewicht zu geben, tüchtige Officiere in sein Corps eingereiht, von welchen sich erwarten ließ, daß sie die Leute im Zaum halten würden. Aber auch dieses Mittel fruchtete nichts; Trenck kam nur dadurch mit seinen untergebenen Officieren in Conflicte, wie er selbst es stets mit seinen Vorgesetzten war. Auch mit dem nachmals so berühmten Loudon, der zuerst bei den Panduren diente, hatte er stets Mißhelligkeiten, die diesen so tüchtigen Officier sogar zum Austritte bewogen.

Immer lauter erhob sich aber endlich die schlimmste Klage, — daß er nämlich zu seinen anderen Fehlern auch

die ärgste Habsucht füge und den Krieg nur als Mittel ansehe, sich auf gewaltsame Weise zu bereichern. Es wurden so überzeugende Beweise für diese Anschuldigung vorgebracht und zugleich so schwere Subordinations-Verletzungen angezeigt, daß er neuerdings unter Anklage gestellt wurde. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode und sprach die Confiscation seines über zwei Millionen betragenden Vermögens aus. Nochmals griff die Dankbarkeit Maria Theresia's ein, indem sie dieses Urtheil aufhob und nur eine ziemlich milde lebenslängliche Haft auf dem Spielberg über ihn verhängte.

Trenck blieb sich auch in der Haft gleich; abwechselnd wild und unbändig, dann wieder den zerknirschten Sünder spielend, folgte er jedem Impuls seiner unbändigen Natur. Er starb, angeblich durch selbst genommenes Gift, am 4. October 1749 in einer Kapuzinerkutte, die er angelegt hatte, um nach seinen eigenen Worten „den Teufel um seine arme Seele zu prellen". Sein Testament enthält eine ziemlich deutliche Bestätigung seiner Unthaten, denn er bestimmt, daß in ein von ihm gegründetes Spital besonders solche Leute aufgenommen werden sollten, welche durch das Treiben der Panduren in der Umgegend von Cham in Bayern und an der Isar verarmt oder sonst zu Schaden gekommen seien. Trenck ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie leicht alle Gaben der Natur und des Glückes ohne der Basis eines gefesteten Moral-Bewußtseins zum Unheil führen können.



Maria Theresia nach dem Urtheile eines Unbefangenen.

Mit dem Abschluß des Kampfes für ihr Erbe hatte Maria Theresia die erste große Aufgabe gelöst, welche ihr gestellt war und vor deren Bedeutung alles Andere zurücktrat. Der Friede stellte ihre Weisheit und rastlosen Thätigkeit vor ein zweites — kaum minder wichtiges Ziel — die Neugestaltung des Staates.

Bevor wir daran gehen, in großen Umrissen zu schildern, wie sie diese Aufgabe erfaßte, wird es zum besseren Verständniß nöthig sein, die Person und den Charakter der nunmehrigen Kaiserin selbst und ihre Umgebung einer Schilderung zu unterziehen.

Es wäre nicht schwer, aus den Schilderungen ihrer zeitgenössischen Bewunderer — und wer wäre das nicht gewesen! — ein Bild zusammenzustellen. Aber wir ziehen es vor, das Zeugniß eines Mannes anzurufen, dem man Voreingenommenheit oder Parteilichkeit gewiß nicht vorwerfen kann und der naturgemäß eher dazu neigte, in dem Bilde der großen Kaiserin die Lichter abzudämpfen und die Schatten zu verstärken. Es ist der preußische Minister und Gesandte von Podowils, einer der vertrautesten Diener und Rathgeber Friedrich's II. Für Letzteren war die nachfolgende Schilderung Maria Theresia's bestimmt, welche aus der Feder des Grafen Heinrich von Podowils und dem Ende der Vierziger Jahre stammt.

„Ich beginne mit dem Porträt der Kaiserin, als der Hauptperson auf meinem Bilde“, schreibt Podowils, der

von Friedrich II. beauftragt war, genaue Berichte über den Wiener Hof und die maßgebenden Persönlichkeiten einzusenden. „Ihr Gang ist frei, ihre Haltung majestätisch, ihre Gestalt ist groß, ihr Antlitz rund und voll, ihre Stimme klar. Ihre Augenbrauen sind schön gezogen und wie ihre Haare blond, ohne in's Roth zu streifen. Ihre Augen sind groß, lebhaft und zugleich voll Milde, wozu ihre Farbe, ein tiefes Blau, nicht wenig beiträgt. Die Nase ist regelmäßig, nicht Adler-, nicht Stumpfnase. Ihre Zähne sind weiß, ihr Lächeln ist angenehm. Ihr Mund ist etwas groß, aber recht schön; Nacken und Hals sind wohlgebildet, die Arme und Hände aber bewunderungswürdig. Ihr Teint muß ebenso gewesen sein, trotz der geringen Sorgfalt, welche sie darauf verwendet Sie hat regelmäßig viel Farbe. Ihre Physiognomie ist offen und glücklich, ihr Benehmen heiter und anmuthig, kurz, man kann es nicht bestreiten, daß sie eine schöne und liebenswürdige Dame sei.“ (Siehe das Bild S. 17.)

„Als sie den Thron bestieg, fand sie das Geheimniß, die Liebe und Bewunderung Aller zu erregen. Ihr Geschlecht, ihre Schönheit, ihr Unglück trugen nicht wenig zur Verbreitung ihres Lobes bei. Sie nahm sich zusammen, kehrte alle ihre guten Seiten heraus, zeigte sich leutselig, fromm, freisinnig, barmherzig, muthig, hochdenkend; so gewann sie bald das Herz ihrer Unterthanen, die nun jeden Gedanken an Bayern sich als eine Sünde anrechneten. Sie gab Jedem Gehör, las selber die Bittschriften, sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, nahm sich selber der Geschäfte an, belohnte den Einen mit guten Worten, den Andern mit einem Lächeln, und selbst wenn sie eine Bitte abschlagen mußte, that sie es in der verbindlichsten Weise.“

„Sie machte großartige Versprechungen und bezeugte den frömmsten Sinn, indem sie oft erklärte, sie vertraue in Allem auf Gott, hielt die Geistlichkeit in Ehren, bezeugte Achtung vor der Kirche, tröstete öffentlich die Armen, gründete Spitäler, ver-

theilte Geld unter die Soldaten, trat aber, wo es nöthig war, im vollen Glanz einer Herrscherin auf, redete die Standesversammlung selber an, schilderte in rührender Weise ihre Lage, klagte über das Unglück, in das ihre Feinde sie stürzten, und setzte bei, sie sei untröstlich, daß ihre Unterthanen mit ihr und für sie leiden mußten. Dabei verhieß sie in günstiger Zeit den Eifer eines Jeden zu belohnen, sicherte den Ungarn die Aufrechterhaltung ihrer alten Verfassung und die Abstellung vieler Beschwerden zu. Ueberhaupt bekundete sie eine große Stärke der Seele, sie trotzte dem Unglücke und suchte durch ihren eigenen Muth denselben auch in den Herzen ihrer Unterthanen zu entflammen."

„Man hörte nur Lob über sie, Jeder erhob sie zum Himmel, alle priesen sich glücklich, unter ihrem Scepter zu leben. Die Stände steuerten, soviel sie nur aufzubringen vermochten, das Volk trug seine Lasten ohne Murren, die Großen streckten ihr Geld vor, oft ohne erst zu warten, daß man sie darum anging."

„Die Ungarn stürzten sich mit Eifer in den Kampf für sie, Officiere dienten ihr gerne für den halben Sold, ihre Verbündeten waren überzeugt, daß sie ihnen ungern zur Last fiel und leisteten ihr eifrigen Beistand. Jedermann war bereit, sich für die beste der Fürstinnen zu opfern. Man vergötterte sie, Alles wollte ihr Bildniß besitzen, und nie erschien sie öffentlich, ohne daß das Volk sie mit Jubel und Zurufen empfing."

„Ihr Geist ist lebhaft und durchdringend, fähig der ernstesten Anstrengung, um verwickelte Geschäfte zu entwirren. Mit einem sicheren Urtheil vereint sie das glücklichste Gedächtniß, dabei beherrscht sie sich dermaßen selber, daß es schwer ist, aus ihrer Miene zu errathen, was in ihrer Seele vorgeht. Sie tritt Jedermann heiter und huldvoll entgegen und ermuntert auch die Zaghaften. Ihr Benehmen ist ungezwungen und zuvorkommend. Sie spricht gern und gut und drückt sich mit Bestimmtheit und in gefälliger Weise aus. Der Zutritt zu ihr ist

leicht; um Audienz zu bekommen, wendet man sich nur an die Hofdame, welche gerade Dienst bei ihr hat; selten wird Jemand abgewiesen. Die Kaiserin hört voll Geduld und Güte an, was man ihr vorbringt, und nimmt die Bittgesuche selbst in Empfang . . ."

„Die Art und Weise, in welcher die Kaiserin mit den Leuten verkehrt, ist so einnehmend, daß sie auch die Schüchternsten ermuthigt. Ihre an und für sich ungezwungene und zuvorkommende Umgangsweise bringt einen noch tieferen Eindruck auf ihre Unterthanen hervor, weil dieselben seit langer Zeit daran gewöhnt waren, stolzes und hochfahrendes Wesen für unzertrennlich anzusehen mit der Majestät . . ."

„An Empfangstagen verwendet sie den größten Theil der Zeit, um Audienzen zu geben. In der Stadt geschieht dies in einem Winkel des Zimmers, in welchem alle Welt sich befindet, auf dem Lande aber während eines Spazierganges im Garten . . ."

„Sie ist sehr arbeitsam und sucht das Staatswesen genau kennen zu lernen. Sie liest die Berichte ihrer Gesandten von den fremden Höfen selber durch oder läßt sie sich vorlesen. Den Entwurf aller wichtigen Actenstücke revidirt sie selbst nochmals, bevor die endgiltige Ausfertigung erfolgt. Sie wohnt regelmäßig den Berathungen ihrer Minister bei, wenn die Geschäfte nur einigermaßen wichtig sind. Insbesondere sucht sie das Militärwesen gründlich zu durchschauen und gibt sich alle Mühe, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Generale ganz genau kennen zu lernen, und es gelingt ihr dies auch ziemlich gut. Aus eigener Wahl hat sie alle höheren Commandanten ernannt, die im letzten Feldzug in Italien gedient haben, und es waren dies, wie alle Welt versichert, durchaus tüchtige Officiere . . ."

„Aus Ehrgeiz wünscht sie selbstständig zu regieren, und es gelingt ihr das besser, als der Mehrzahl ihrer Vorfahren. Aber das Interesse, das ihre Umgebung hat, ihr eine genaue Kenntniß der Sachlage zu entziehen und sie an Abstellung von

Mißbräuchen zu verhindern, aus welchen diese Personen oder ihre Familien Vortheil ziehen, macht das Streben und den besten Willen der Kaiserin oft nutzlos. Sie durchblickt zwar oft die Täuschung, in welche man sie wiegen will, aber nicht immer gelingt es ihr, durchzugreifen. Oft spricht sie ihren Unmuth darüber aus, und sie erklärt häufig, daß sie Gott um nichts sehnlicher bitte, als daß er ihre Augen klar sehen lasse."

„Im Allgemeinen sucht sie die Schwächen ihres Geschlechtes sich fern zu halten und strebt nach Tugenden, die ihm weniger eigen und nur selten sein Erbtheil sind. Es scheint, als wäre sie oft unmuthig darüber, daß sie als Weib und nicht als Mann zur Welt kam. Aus ihrer Schönheit macht sie sich gar nichts; ohne sich zu schonen, setzt sie sich jedem Wetter aus, geht oft mehrere Stunden in der größten Hitze oder grimmigsten Kälte spazieren, übrigens verträgt sie Kälte besser als Hitze. Ebenso verwendet sie wenig Sorgfalt auf ihren Putz. Galatage ausgenommen trägt sie und nach ihrem Beispiele der Hof ganz einfache Kleider."

„Es wäre unmöglich, sie der Koketterie zu beschuldigen, nie hat sie sich in dieser Beziehung auch nur das Geringste zu Schulden kommen lassen. Sie liebt ihren Gemal treu und aufrichtig, verlangt aber auch gleiche Liebe von ihm. Ihre Kinder, die immer um sie sein müssen, liebt sie zärtlich. Am meisten hing ihr Herz am ältesten Töchterlein, das aber gestorben ist. Jetzt ist sie in den kleinen Erzherzog Josef ganz verliebt und läßt ihm manches passiren, was gerügt werden sollte. Hin und wieder weiß sie aber auch streng zu sein und verzeiht auch dem Liebling nicht so leicht. Eines Tages befahl sie, ihm die Ruthe zu geben. Man stellte ihr vor, daß noch nie ein Erzherzog gezüchtigt worden sei; aber sie entgegnete kurz: „Es ist auch noch nie ein Erzherzog so böse und unfolgsam gewesen, wie dieser". Gegen die Kaiserin-Mutter ist sie voll Zärtlichkeit und Verehrung, gestattet ihr aber keinerlei Einfluß auf die Geschäfte."

„Die Kaiserin liebt das Vergnügen, ohne sich aber daran zu hängen. Früher tanzte sie leidenschaftlich, namentlich hatte sie Maskenbälle gern, jetzt macht sie sich nichts mehr daraus. Obschon sie gut Clavier spielt, sehr schön singt und eine gründliche Kennerin von Musik ist, so kümmert sie sich doch nur wenig darum. Ihr liebstes Vergnügen ist ein Spaziergang, namentlich aber ein Spazierritt. Da fliegt sie wie ein Sturm dahin. Der Kaiser und mehrere Andere haben vergebens versucht, sie davon abzubringen. Sie mußte reiten lernen wegen der ungarischen Krönung und setzte es fort aus Politik, weil sie bemerkte, daß sie von den Ungarn gerne zu Pferd gesehen werde. Nach und nach gewann sie derart Geschmack am Reiten, daß es jetzt ihre liebste Erholung ist. Sie reitet bald dahin, bald dorthin aufs Land und nimmt bei einem ihrer Unterthanen ein Frühstück oder eine Tasse Kaffee. Auch zu Fuß geht sie oft drei oder vier Stunden ohne Rast, an den Jagden nimmt sie nur mehr selten und dann blos ihrem Gatten zu Gefallen theil.“

„Von Natur hat sie eine heitere Gemüthsart, aber es scheint, daß die schweren Schicksalsschläge, unter welchen sie zu leiden hatte, dieselbe etwas verbitterten. Sie ist jetzt bisweilen heftig und barsch. Sie hat sich die schweren Zeiten zu Herzen genommen, und ich hörte sie eines Tages sagen, daß sie ihr Leben nicht nochmals von vorne anfangen möchte. Die Damen ihrer Umgebung wagen es nicht, sich in die Geschäfte mischen zu wollen; wenn ein solcher Einfluß auf die Kaiserin geübt werden soll, geschieht es sehr vorsichtig und auf Umwegen.“

„Einen gewissen Einfluß soll jetzt eine ihrer Kammerfrauen, eine gewisse Fritzin, auf sie haben. Man behauptet, daß diese Dame, die immer um die Kaiserin ist, viel Gewalt über deren Geist habe und selbst über manche Geschäfte zu Rathe gezogen wurde. Doch kann ich Letzteres nur schwer glauben, denn es ist unvereinbar mit dem Ehrgeiz dieser Fürstin und ihrem Wunsch selbst zu herrschen, selbst Alles zu sehen und zu thun. Es verträgt sich auch nicht mit der

Sorgfalt, mit der sie auch den leisesten Verdacht, daß sie sich von Jemand leiten lasse, von sich fern zu halten sucht. . ."

„Eine Eigenschaft hat die Kaiserin nie verleugnet, die der Großmuth. Sie ist von Natur wohlwollend und liebt es, Menschen glücklich zu machen. Aber sie verlangt auch eine dankbare Gesinnung und spricht dies ganz offen aus."

„Ihre Lebensweise ist sehr regelmäßig, sie steht gewöhnlich im Winter um sechs Uhr, im Sommer um vier oder fünf Uhr auf und arbeitet den ganzen Vormittag, liest die eingelaufenen Berichte, unterzeichnet Befehle und wohnt den Berathungen ihrer Minister bei. Um ein Uhr speist sie und ruht kaum anderhalb Stunden aus. Manchmal speist sie auch ganz allein. Im Sommer und manchmal auch im Winter geht sie nach der Tafel spazieren und liest dabei Depeschen. Gegen sieben Uhr setzt sie sich zum Spiel, das in der Regel bis 8½ Uhr währt. Dann ißt sie etwas zu Nacht, meist nur eine Fleischsuppe, geht ein wenig spazieren und legt sich vor zehn Uhr zur Ruhe . . . . Ein rein bürgerliches Hausleben zu führen, wäre ihr gewiß am liebsten . . . . ."

„Um ihre Gesundheit kümmert sie sich wenig und verläßt sich auf ihre gute Constitution. Wenn es ihr sehr warm wird, setzt sie sich oft mitten im Winter an das offene Fenster, das auch in der Regel in ihrem Wohn- oder Arbeitszimmer offen bleiben muß, wodurch Alle belästigt werden, nur sie selbst nicht. Ihre Aerzte stellen ihr unaufhörlich vor, daß dies für die Zukunft üble Folgen haben werde, aber sie lacht nur darüber."

„Was ihre Gesinnung anbelangt, so habe ich schon in früheren Depeschen davon mitgetheilt. Sie hat einen außerordentlichen Ehrgeiz und möchte dem Hause Oesterreich einen noch viel höheren Glanz verschaffen, als es je unter ihren Vorfahren besessen hat. Sie hat von ihren Ahnen den vollen Haß gegen Frankreich geerbt, mit dem sie schwerlich je auf gutem Fuß stehen wird, obschon sie Herrin ihrer Leidenschaft

ist, wenn ihr Interesse es erfordert. Sie kann Eure Majestät (Friedrich II.) nicht leiden, anerkennt aber Ihre Eigenschaften. Sie kann den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, der für sie, wie ich aus guter Quelle weiß, umso schmerzlicher ist, als ihre Truppen zu gleicher Zeit an Ruf verloren hatten. Sie sieht Eure Majestät als das Hinderniß für Oesterreichs Vergrößerung und sein Ansehen im Reiche an, das sie so sehr erweitern möchte, als es je unter einem ihrer Vorfahren geschah."

Diese in jeder Beziehung interessante Schilderung der großen Herrscherin wird in manchem Zug durch die nachfolgenden Abschnitte kleine Correcturen erfahren. Es ist dies umso nöthiger, als sie, wie deutlich zu erkennen, mit Rücksicht auf Jenen geschrieben wurde, zu dessen Information sie bestimmt war. Deutlich merkt man oft das Bestreben, das Lob abzuschwächen, das von der bedeutenden Persönlichkeit der Geschilderten abgezwungen wurde.

Besonders klar tritt dies hervor, wenn Podowils die Leutseligkeit, Güte und Gerechtigkeit Maria Theresia's nicht blos als ihr angeborne Charakter-Eigenschaften gelten lassen will, sondern durchblicken läßt, als ob sie dieselben nur aus Politik zur Schau getragen hätte. Was muß es aber, fragen wir, für eine herrliche, alles bezwingende Persönlichkeit gewesen sein, von welcher selbst die Voreingenommenheit eine so glänzende Schilderung entwerfen muß, wie Podowils es von Maria Theresia als Herrscherin, Frau, Gattin und Mutter thut?

Klarer noch als dieser Diplomat, der seinem Herrn zu Liebe manchen Zug entstellen zu müssen glaubte, erkannte Friedrich II., der erbitterte Gegner Maria Theresia's, ihre Bedeutung, wenn er in seinen Schriften von ihr sagt: „Maria Theresia hat ihrem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht; als Frau führte sie Thaten durch, würdig eines großen Mannes".



Das Hofleben unter Maria Theresia.

Die ersten Regierungsjahre dieser Fürstin waren zu sehr von schwerer Sorge überschattet, als daß sich am Wiener Hofe das Leben so hätte entfalten können, wie es der Jugend und angeborenen Heiterkeit Maria Theresia's entsprochen hätte. Diese düstere Stimmung wurde zwar durch einzelne freudige Ereignisse, die durch prunkvolle Feste gefeiert wurden, für kurze Zeit unterbrochen, im Großen und Ganzen aber wich sie erst nach dem Dresdener-, ja vollständig erst nach dem Aachener-Frieden. Erst von der nun folgenden Friedenszeit kann ein bekannter Historiker sagen: „Die Jahre von 1748 bis 1756 waren eine gesegnete Zeit für Oesterreich und eine fröhliche für den Hof Maria Theresia's“.

Indessen würde man sehr irren, wenn man das Hofleben dieser Periode mit dem prunkvollen, ja in mancher Hinsicht verschwenderisch zu nennenden unter Carl VI. in Zusammenhang bringen wollte. Das Leben und Treiben am Hofe Maria Theresia's, die Festlichkeiten und Vergnügungen hatten viel eher einen bürgerlich-familiären Anflug, als daß die von spanischer Grandezza beeinflußte Prunksucht ihres Vaters sich fortgesetzt hätte.

Eigentliche Galatage waren mit Ausnahme besonderer Vorfälle in der kaiserlichen Familie am Hofe Maria Theresia's nebst dem Neujahr nur die Namenstage des Herrscherpaares. Da war Vormittags große Aufwartung bei den Majestäten, die in der reichen spanischen Hoftracht

erschienen. Das ganze prunkvolle Ceremoniell kam zur Anwendung und Jedermann entfaltete die möglichste Pracht. Die Auffahrt bei Hof war bei solchen Anlässen ein beliebtes Schaustück für das Publikum. Die Gesandten, die Minister, der hoffähige Adel erschienen in Prachtcarossen mit Läufern, Heiducken und Husaren, der Oberststallmeister ritt zu Pferd in die Burg (Bild Seite 65) ein, vor ihm ging die Hofdienerschaft, die Edelknaben, die Hartschiergarde mit klingendem Spiel. Mittags war Galatafel, Abends gewöhnlich Ball und großes Souper.

Wenn Maria Theresia von 1750 ab auch an diesen Vergnügungen nicht mehr selbst Antheil nahm, so hatte sie doch ihre Freude daran, Andere fröhlich zu sehen, und sie liebte große Gesellschaften. Vielleicht folgte sie aber darin nicht blos dem eigenen Geschmack, sondern auch der Rücksicht auf den Gatten.

Der langjährige Obersthofmeister Maria Theresia's, Fürst Josef Khevenhüller, erwähnt wenigstens in seinen Tagebüchern, daß 1754 ein eigenes „System" mit besonderer Rücksicht auf den Kaiser eingeführt wurde. „Weil dieser Herr sehr zur Melancholie inclinireт, daher eines beständigen Umganges mit Leuten, die ihn aufmuntern, nöthig hat", wurde bestimmt, daß sowohl zur Mittags- als Abendtafel eine bestimmte Anzahl von besonders „erwählten Gästen" zugezogen war, mit dem Princip, daß „weder die Herrschaften noch die Gäste geniret werden, und die Unterhaltung nicht in eine ceremoniöse, daher ungelegene Aufwartung übergehe".

Obwohl die Kaiserin Abends nichts zu sich zu nehmen pflegte, erschien sie doch dem Kaiser zu Liebe gleichfalls bei den Soupers. Khevenhüller setzt bei: „Nach dem Tode der alten Obersthofmeisterin und der Abreise seiner Frau Schwester hatte der Kaiser ohnehin die einzigen zwei Ressourcen verloren, welche er noch hatte, um einige Stunden

à son humeur et à son aise (nach seiner Laune und seinem Gefallen) zuzubringen".

Die hier erwähnte Obersthofmeisterin war die schon genannte Gräfin Fuchs, welche bei beiden Majestäten namentlich deshalb hoch in Gunst stand, weil sie deren Neigung zu einander stets begünstigt hatte. Sie wird als geistvolle Dame von feinsten Umgangsformen und einer Güte, daß Niemand ihr neidisch sein konnte, geschildert. In ihrer Gesellschaft und jener ihrer Töchter, von welchen eine den berühmten Marschall Grafen Daun, die zweite einen Grafen Losy heiratete, brachte Franz I. gerne seine Abende zu. Als die Gräfin Fuchs 1754 plötzlich krank wurde, eilte Maria Theresia selbst zu ihr und konnte nur mit Mühe entfernt werden. Nach dem Tode der Obersthofmeisterin ließ die Kaiserin durch acht Tage Niemand vor und ordnete eine außergewöhnlich prunkvolle Leichenfeier an.

Viele seiner Abende brachte der Kaiser auch bei seiner unvermält gebliebenen Schwester Charlotte zu, die er zärtlich liebte. Sie war eine sehr geistvolle Dame von nicht besonders vortheilhaftem Aeußern. Das Heranwachsen der Töchter Maria Theresia's, welchen sie im Rang hätte nachstehen müssen, bestimmten sie, trotz aller Bitten des Kaisers, 1754 den Hof zu verlassen und sich in das von der Kaiserin ihr verliehene mit reichen Einkünften ausgestattete Damenstift zu Mons zurückzuziehen.

Jene gemeinsamen Soupers, die der Kaiser sehr zu verlängern liebte, dauerten aber nur einige Jahre; bald bürgerten sich wieder bei Franz I. die kleinen Abendgesellschaften ein, zu welchen nur die ihm nächststehenden Herren des Hofes eingeladen wurden. Maria Theresia nahm daran nicht Theil, sondern brachte die Zeit nach dem täglichen Spiel meist in ihrem Arbeits-Cabinet zu.

Den Fasching feierte man am Hofe stets durch eine bunte Reihe von Vergnügungen. Gewöhnliche und Masken-

bälle, Theater-Vorstellungen, Concerte und Schlittenfahrten wechselten ab. Seit Maria Theresia nicht mehr tanzte, gab sie den Maskenbällen den Vorzug und zeigte viel Interesse für die Costume, welche von einzelnen Persönlichkeiten am Hof benützt wurden. Durch verübten Unfug verletzt, untersagte die Kaiserin einige Zeit diese Bälle, erst als die neuen Redoutensäle gebaut waren, gestattete die Kaiserin, auf Verwendung ihres Gatten, daß jeden Dienstag im Carneval ein Maskenball abgehalten und bis ein Uhr nach Mitternacht getanzt werden dürfte.

Maria Theresia benützte diese Bälle selbst zu manchem harmlosen Scherz. Einst nahm sie einen taubstummen Knaben in Maske mit sich auf den Ball. Jedermann hielt denselben für den Erzherzog Josef, man umdrängte und umschmeichelte den Knaben, der jedoch natürlich von all' diesen Liebenswürdigkeiten ganz ungerührt blieb. Ein anderes Mal ging sie mit Kaiser Franz, der sich rühmte, auch unter der Maske jede Person am Hofe zu erkennen, die Wette ein, mit einem Herrn auf den Ball zu kommen, welchen er nicht errathen würde. Ihre Wahl fiel auf den gelehrten Bibliothekar des Kaisers, Valentin Jameray Duval, einen gebrechlichen und etwas krumm gewachsenen Mann.

Der Gelehrte erschrak nicht wenig, unterzog sich aber der ihm widerfahrenden Ehre gern und erschien maskirt am Arm der Kaiserin. Nur das Ansinnen, einen Menuet mit ihr zu tanzen, lehnte er scherzend mit der Bemerkung ab, daß er zwar in seiner Jugend Purzelbäume geschlagen, aber nie tanzen gelernt habe. In der That erkannte ihn Franz nicht und die Kaiserin gewann ihre Wette.

Das Theater gehörte nur insoferne zu den Vergnügungen des Hofes, als die Mitglieder desselben selbst Aufführungen veranstalteten, wie dies in Wien und Schönbrunn häufig geschah. Khevenhüller berichtet über eine Menge solcher Dilettanten-Vorstellungen, bei welchen jedoch ausschließlich französische

und noch mehr italienische Stücke zur Darstellung gebracht wurden. Namentlich der fruchtbare aber nicht eben tiefe Pietro Metastasio (Bild S. 113) beherrschte den dramatischen Geschmack des Hofes ganz. Es konnte wohl auch nicht anders sein, denn was vor 1760 deutsch producirt wurde, war entweder derb oder unsäglich trocken und steif. Uebrigens gab es neben Metastasio auch einen titulirten „Hofpoeten" deutschen Namens; es war dies Johann Carl Edler von Neuenstein, der aber auch nicht deutsch dichtete, sondern die lateinischen Inschriften für Triumphpforten, Trauergerüste u. s. w. zu besorgen hatte.

Der Kaiser liebte die Jagd sehr, an welcher Maria Theresia seit 1760 gar nicht mehr, aber auch früher schon nur mehr selten theilnahm. Noch bestand eine besondere Abtheilung des kaiserlichen Jagdpersonals für die Falknerei, welcher ein eigener Hofwürdenträger, der Oberstfalkenmeister, vorgesetzt war. Franz I. ritt sehr gerne auf die Falkenjagd, wozu außer den abgerichteten Stoßvögeln auch noch besonders dressirte Hunde gehörten. Auch große Pirschfahrten auf Hirsche und Treibjagden, an welchen Herren und Damen des Hofes theilnahmen, wurden veranstaltet.

Zu den Vergnügungen des intimsten Kreises am Hofe ist auch das Spiel zu rechnen, das aber etwas zu hoch betrieben wurde, um ganz ungefährlich zu sein. Kam es doch so weit, daß Niemand mehr die Bank halten wollte, wegen der großen Verluste, die Einzelne erlitten hatten. Verluste von mehreren tausend Gulden in wenigen Abenden waren nicht selten. Khevenhüller berechnet seine Verluste im Spiel in zwei Jahren auf 10.000 Gulden, die Fürstin Wilhelmine Auersperg verlor 1759 in zwei Partien Würfelspiel 7000 Ducaten.

Bis zum Tode des Kaisers nahm Maria Theresia hie und da noch an diesen Spielen theil, obwohl sie später nicht mehr so gerne und so hoch spielte, als in früheren

Jahren. Abends wurden Würfel und Karten (Pharao und Lansquenet) bevorzugt, aber auch Billard und Ballspiel trieb Franz I. gern, — wahrscheinlich um seiner zunehmenden Corpulenz entgegenzuwirken.

Auch Lotterien wurden in intimsten Kreisen veranstaltet. Darüber erzählt uns Khevenhüller, daß am 30. Mai 1759 bei dem Oberst-Falkenmeister Graf Saint-Julien das Haus des Ober-Hofcontrolors Martin in Penzing im Beisein beider Majestäten ausgespielt wurde. Jedes Los kostete zwölf Ducaten, außer dem auf 4500 Gulden geschätzten Haus waren noch andere werthvolle Treffer zu machen. Die jungen Prinzessinnen zogen die Nummern und verlasen die Gewinnste. Als Khevenhüller scherzend zu seiner Frau sagte, im Falle er das Haus gewinne, werde er es ihr zum Landaufenthalt für sie und die Kinder schenken, machte ihm auch die Kaiserin dieselbe Zusage.

Natürlich hielt sie auch Wort, als der Zufall wirklich den Hauptgewinn auf ihr Loos fallen ließ. Khevenhüller setzt hinzu: „Verwunderlich ist es, was diese allergnädigste Frau für ein Glück in allen dergleichen Hazardspielen hat. Kaum war das Haus durch das Los auf sie gefallen, so gewann sie im Würfeln eine Schnur Perlen, sie warf in drei Treffern nacheinander 50 Augen, zweimal 16 und dann 18“. Nach dem Tode Franz I. wurde am Hofe nicht mehr gespielt. Josef II. mochte es nicht leiden und äußerte, als er in Neapel am Hofe seines Schwagers dazu aufgefordert wurde: „Ein Regent, der spielt, verliert nicht sein, sondern das Geld seiner Unterthanen“.

Bei diesem Anlasse muß auch der Freigebigkeit Maria Theresia's gedacht werden, zu welcher Großmuth und Dankbarkeit sie oft in höherem Maße verleiteten, als der stets prekäre Zustand der Finanzen es räthlich erscheinen ließ. Und diese Freigebigkeit erstreckte sich nicht blos auf wirklich Bedürftige, sondern auch die Höchstgestellten wußten daraus

Nutzen zu ziehen. Eine beliebte Form, sich die Großmuth der Kaiserin nutzbar zu machen, war die unter den verschiedensten Vorwänden begehrten Steigerungen der ohnehin nicht gering bemessenen Gehalte der höheren Stellen.

So wurde dem Hofkanzler Graf Uhlfeldt 1742 ein Gehalt von 24.000 Gulden ausgeworfen, für jene Zeit eine glänzende Zahlung. Aber nach einer ersten Steigerung um 6000 Gulden bezog er 1730 schon 40.000 Gulden und trotzdem richtete er noch Eingaben an die Kaiserin, daß er sein Auskommen nicht finden könne und für Repräsentations-Ausgaben eine Forderung von nahezu 100.000 Gulden zu machen habe. Und in der That erhielt Graf Uhlfeldt einmal diese Summe, ein zweites Mal 30.000 Gulden zum Ankauf eines Hauses von der Kaiserin. Auch Bartenstein und Graf Taroucca erhielten je 100.000 Gulden, Khevenhüller 50.000 Gulden, der Feldmarschall Graf Daun gar 250.000 Gulden. Andere Hof- und Staatswürdenträger erhielten werthvolle Häuser, z. B. Kaunitz ein solches, das 100.000 Gulden kostete, Rudolf Chotek ein noch viel theureres.

Vielleicht noch schädlicher, weil dauernd die Finanzen belastend, wirkten die von Maria Theresia verliehenen Pensionen; jedes Fräulein vom Hofe, das heiratete, erhielt nicht nur ein Heiratsgut, sondern für sich und den Gatten eine Pension von mehreren tausend Gulden. Auch die täglichen Betheilungen an die sich meldenden Bedürftigen, unter welchen gewiß viele Unwürdige gewesen sein mögen, nahmen große Summen in Anspruch. Zum größeren Theile wurden diese Almosen durch den Kammer-Thürsteher Franz Stockl, einem der ältesten und vertrautesten Diener der Kaiserin, vertheilt.

Eine für die Anschauungen der beiden Persönlichkeiten sehr bezeichnende Anekdote erzählt, daß Erzherzog Josef einst gegen eine ihre Leiden gar zu übertrieben darstellende Bittstellerin Verdacht faßte und Nachforschungen anstellte, welche richtig ergaben, daß die angebliche Nothlage nur erdichtet

war. In der höchsten Entrüstung darüber theilte der kleine Prinz seine Entdeckungen seiner kaiserlichen Mutter mit, diese aber verbot ihm fernerhin solche Nachforschungen, weil „sich das für einen Fürsten nicht schickt".

Man wird den einen und den anderen Standpunkt billigen können; eine Wohlthätigkeit, die gar so sorgfältig prüft und erwägt, wird oft zum Gegentheil, weil sie nicht mehr der Ausfluß unmittelbarer Herzensgüte ist. Aber auch das Gerechtigkeitsgefühl, das sich dagegen auflehnt, wenn die Heuchelei ihren Zweck erreicht, ist sehr begreiflich und achtungswürdig. Auf jeden Fall hat der Großkanzler Fürst in seiner trefflichen gleichzeitigen Charakteristik Maria Theresia's recht, wenn er von ihrer Freigebigkeit sagt: „Wenn die Kaiserin in solcher Weise fortfährt, so wird sie wahrhaftig keine Schätze sammeln, wie ihr erlauchter Gemal."

Gewöhnlich trug sich Maria Theresia sehr einfach und legte bekanntlich nach dem Tode ihres Gatten die durch sie zu einer historischen Merkwürdigkeit gewordene Witwentracht nie mehr ab. Bei besonderen Anlässen aber hielt sie früher auf eine reiche Toilette und wußte durch dieselbe ihre Schönheit und Majestät zu heben. Gerne erschien sie in ungarischer Kleidung, womit sie den bei ihr sehr beliebten und für solche Aeußerlichkeiten empfänglichen Ungarn schmeichelte. Bei großen Festlichkeiten und an Galatagen wurde das spanische Costume getragen. Aber der Kaiser haßte es und so wurde dessen Gebrauch immer mehr eingeschränkt, bis Josef II. es ganz abschaffte.

Die Kaiserin erschien gerne in Kleidern von Brokat mit Leibchen von blauer oder rother Seide, die reich gestickt und mit Juwelen besetzt waren. Besonders bevorzugte sie als Schmuck die Perlen, und wir sehen sie damit auch auf allen Bildern, die vor 1765 von ihr erschienen sind. Sie besaß deren auch ungewöhnlich schöne und trug zum Beispiel als Schmuck ihrer edelgeformten Stirne meist nur eine Perle von ungewöhnlicher Größe und Form. (Bild S. 17.)

Hielt sich der Hof in Schönbrunn oder Laxenburg auf, so war eine besondere Hoftracht vorgeschrieben, die sich ganz an die französische Mode anlehnte. Uebrigens kam unter Maria Theresia neben dem Hofkleid schon die militärische Uniform immer mehr zu Ehren, und der Kaiser selbst bediente sich ihrer meistens.

Wie schon erwähnt, war Maria Theresia beim Beginne ihrer Regierung sehr leich zugänglich. Das umständliche Ceremoniell bei Audienzen, zu welchen eine förmliche Vorstellung durch eine vom Hofe eingeführte Person gehörte, wurde abgeschafft, und es bedurfte nur mehr einer einfachen Meldung, um an den bestimmten Audienztagen vor Maria Theresia zu gelangen. Erst ein ärgerlicher Scandal, der sich 1753 ereignete, führte dazu, daß wieder diese Zugänglichkeit beschränkt wurde.

Wegen eines beim Reichshofrath anhängigen Processes hielt sich damals ein junger französischer Edelmann, Chevalier von Balde, in Wien auf, ein Sohn des als Wüstling berüchtigten Herzogs Georg von Montbelliard. Wahrscheinlich führte auch der junge Mann im lustigen Wien ein ziemlich lockeres Leben, denn er wurde schwer krank und einige Zeit als irrsinnig in Behandlung gegeben.

Am 6. August 1753 erschien nun der Chevalier in den Appartements der Kaiserin, wo eben nur der Kammerherr Herzog von Ursel anwesend war, und verlangte bei der Monarchin gemeldet zu werden.

Als ihm entgegnet wurde, daß kein Audienztag sei, gerieth er in furchtbare Wuth und wollte mit Gewalt in das Spiegelzimmer dringen, wo gewöhnlich die Audienzen ertheilt wurden und neben dem die Kaiserin ihr Arbeitscabinet hatte. Obwohl sich der Kammerherr, ein kleiner schwacher Mann, vor die Thüre stellte und nun zur Vertheidigung gleich dem Chevalier den Degen zog, gelang es doch dem Chevalier, ihn niederzuwerfen, wobei er leichte Streifwunden an den Händen

und der Hüfte erhielt. Das Degenklirren und Lärmen hatte nicht allein die Kaiserin erschreckt, welche in das Cabinet des Kaisers eilte, sondern auch Diener und Wachen herbeigerufen, welche den Wüthenden festhielten und entwaffneten. Er wurde zuerst in das spanische Spital und dann in das Kloster Rain nach Steiermark gebracht.

Allgemein war man der Ansicht, daß Chevalier Balde nicht wirklich irrsinnig, sondern nur von seinem Jähzorn hingerissen worden sei, um aber der Nothwendigkeit einer sehr schweren Bestrafung auszuweichen, sei auf Maria Theresia's Wunsch sein toller Streich als Rückfall in seine Krankheit ausgegeben worden. Um jedoch allen ähnlichen Möglichkeiten vorzubeugen, mußte für künftig in den Vorgemächern stets nebst dem Kammerherrn ein Hauptmann von der Garnison anwesend sein und der Zutritt zu den Audienzen wurde erschwert.

Anfänglich war die Erlaubniß bei dem Hofkanzler einzuholen; um aber die Möglichkeit auszuschließen, daß ein Minister aus persönlichen Gründen Jemand von der Monarchin fernhalten könnte, wurde späterhin wieder die Einführung getroffen, daß ein einfaches Ansuchen bei der Kaiserin oder dem Oberstkämmerer genügte, um vor die Monarchin zu gelangen.

An das Spiegelzimmer und die daselbst ertheilten Audienzen erinnert ein noch heute üblicher Ausdruck, — die „Hoftirolerei“. Der erste und zwar sehr harmlose „Hoftiroler“ war um 1760 ein armer Teufel, Namens Peter Prosch, der in einer kleinen Branntweinbrennerei im Zillerthale bedienstet war. Er war ein aufgeweckter lustiger Bursche, der voll Schnurren steckte, dabei aber von der lieben Welt, soweit sie durch die eisgekrönten Firnen seiner Heimat versteckt wurde, sehr unklare Begriffe hatte. Nur das wußte Peter auch, daß in der Burg zu Wien eine wunderschöne grundgütige Frau hause, die Jedermann helfe, der sich ihr bittend nahe.

Und dieser Gedanke war so lebendig in ihm, daß er ihn im Wachen und Träumen mit dem einzigen bescheidenen Wunsch verband, den er hatte, nämlich einst selbst Besitzer einer kleinen Branntweinbrennerei zu werden. Freilich wenn sich nicht die schöne gute Frau in der Wiener Hofburg in das Mittel legte, war sehr wenig Aussicht dazu, daß sich dieser Wunsch je erfüllte.

Nun träumte ihm einst, er habe von der Kaiserin so viel Thaler erhalten, daß sein alter, grüner Hut bis zum Rande gefüllt war. Das war für den naiven Peter ein Fingerzeig; warum soll der Traum sich nicht erfüllen, dachte er, und machte sich flugs auf die Reise, vorsorglich als Geschenk für die Kaiserin einen kleinen Steinkrug mit selbstgebranntem Branntwein mitnehmend. Die Reise war zwar beschwerlich, aber Peterl fand überall gastliche Aufnahme. Er unterhielt die Leute mit seinen Späßen und Capriolen und erzählte auch die Veranlassung und den Zweck seiner Wanderung.

Da traf ihn der erste Schlag; -- eines Morgens, als er von der Schenke aufbrechen wollte, wo man ihm Unterkunft gegeben, war sein Krüglein verschwunden; ruchlose Hände hatten es entwendet, ruchlose Lippen den für die Kaiserin bestimmten Schnaps ausgetrunken. Trotzdem setzte Peter seine Reise fort und langte endlich in ziemlich reducirtem Zustand in Wien an.

Und nun kam die zweite Enttäuschung. Er hatte es sich so leicht vorgestellt, zu der schönen, gütigen Frau zu gelangen. Aber als er die Burg erfragt hatte und ohneweiters hineingehen wollte, wies ihn ein riesiger ungarischer Grenadier, dessen Schnauzbart Peterl schon mit allen Schrecken erfüllte, so barsch ab, daß der arme Junge alle Courage verlor.

Niedergeschlagen und hungrig schleppte er sich durch die Stadt und hockte sich endlich weinend in einen Winkel. Da erkannte ein vorübergehender Capuzinermönch den Lands-

mann in ihm und ließ sich des Knaben wunderliche Pilgerreise erzählen. Mitleidig nimmt er ihn dann mit in das Kloster und nach einigen Tagen ist Peter wohlbestallter Ministrant bei dem Hofcaplan Peter Sabbattini.

Und da gewahrt er nun eines Tages bei der Ausübung seiner Functionen in einem Kirchstuhl eine fromme Beterin. Sie ist so schön und sieht so gütig aus, daß Peter fest überzeugt ist, sie sei die Frau, um derenwillen er nach Wien gekommen war und die ihm seinen alten Hut mit Thalern füllen wird. Er kniet ihr zur Seite nieder und hebt die gefalteten Hände und das vor Verehrung strahlende Gesicht zur Kaiserin empor.

Natürlich fiel er derselben auf und nach dem Gottesdienst ließ sie sich Peterl's Geschichte erzählen, die sie nicht wenig ergötzte.

„Wart', mein Bübl", sagte sie in ihrer gemüthvollen Weise, „weil Du mir so weit nachgelaufen bist, soll Dein gutes Zutrauen nicht getäuscht werden." Und Peterl wurde für die nächste öffentliche Audienz bestimmt und Sorge getragen, daß nicht wieder der Schnauzbart eines Grenadiers abschreckend dazwischentrat.

In seinem besten Staat macht er sich auf den Weg, und zwar so früh, daß er der erste Audienzwerber ist. Man weist ihn in den Spiegelsaal und zu seiner großen Verwunderung sieht sich Peter von allen Seiten mit Landsleuten umgeben, die ihm auf ein Haar ähnlich sehen und sich ganz so geberden, wie er selbst. Er lacht dem Nächsten zu — dieser thut das Gleiche; er schwenkt gegen einen Andern seinen Hut und dieser bezeugt in der gleichen Weise seine gute Laune. So unterhält sich Peterl mit seinen Spiegelbildern, bis ihn lautes Lachen aufschreckt; es kommt von der Kaiserin, die unbemerkt eingetreten ist und sich nicht wenig an den Capriolen des Knaben ergötzt.

Mit Kratzfüßen geht dieser auf die hohe Frau zu, gleitet aber auf dem spiegelblanken Boden aus und fällt der Länge nach hin. Das war aber der letzte Unfall, der Peterl traf. Er mußte nochmals seine Geschichte erzählen und dann kam die Erfüllung seines Traumes, denn die gütige Kaiserin füllte ihm wirklich seinen Hut mit blanken Thalern, deren jeder ihr wohlgetroffenes Bild zeigte.

Als sich der erste gar nicht ceremonielle Freudensturm Peterl's gelegt hatte, frug ihn Maria Theresia über die Verhältnisse in Tirol. Da weiß nun Peterl manche Klagen über die Beamten vorzubringen, setzt aber stets bei, daß die Kaiserin in ganz Tirol als die beste Mutter geehrt und geliebt werde.

Vergebens versicherte Maria Theresia, sie werde dafür sorgen, daß er nicht gehindert sei. Der pfiffige Bursche traut nicht recht und sagt endlich: „Ja, mir hat halt träumt, daß mir d' Frau Kaiserin was G'schriftliches d'rüber gibt“.

„Meinetwegen auch das noch“, sagte die Kaiserin lachend, „aber weißt, Peterl, jetzt laß Dir nichts mehr von mir träumen, es könnt' sonst sein, daß es doch nicht ausgeht.“

Hochbeglückt zog Peter nun heim und konnte ungehindert seine Wünsche zur Erfüllung bringen. Er begann später nach der Sitte seiner engeren Zillerthaler Landsleute einen Handel mit Handschuhen, der ihn durch ganz Europa brachte. Er versäumte es nie, sich der Kaiserin, wenn er in Wien war, vorzustellen und sie kaufte ihm stets Handschuhe ab, selbstverständlich zu Preisen, die ihn zum Millionär gemacht hätten, wenn er sie allgemein erzielen konnte. Er wurde in ganz Wien als der „Hoftiroler“ bekannt und diese Bezeichnung wurde später für alle jene Leute gebräuchlich, die sich durch übertriebene Loyalität und Frömmigkeit in den höheren Kreisen hervorthun wollten.



Maria Theresia als Gattin und Mutter.

In einem hochinteressanten Memoire, das eine Darstellung der Regierungs-Maximen der Kaiserin enthält und um das Jahr 1750 von ihr selbst geschrieben wurde, findet sich folgende herrliche Stelle:

„Gleich Anfangs setzte mir vor, zu meiner eigenen innerlichen Disposition und zwar mittelst einer aufrichtigen Meinung und inständigen Gebets zu Gott, mich dahin zu befleißen, von allen Nebenabsichten oder Hoheiten oder Ehrgeiz oder anderen Leidenschaften, nachdem mich darüber selbsten öfters geprüft, mich gänzlich zu enthalten, folglich die mir obliegende Regierungspflicht ruhig und standhaft zu unternehmen. Auch habe die Wahrheit mir täglich vor Augen gesetzt, daß ich nicht mir selbst, sondern nur dem allgemeinen Besten gehörig sei. Und so lieb ich auch meine Familie und Kinder habe, dergestalt, daß keinen Fleiß, Kummer, Sorgen, noch Arbeit für selbe spare, so hätte doch der Länder allgemeines Beste denenselben allezeit vorgezogen, wenn ich in meinem Gewissen überzeugt gewesen wäre, daß solches thun könne, oder daß dererselben Wohlstand dieses erheischte, indeme solchener Länder erste und allgemeine Mutter bin."

Diese Gegenüberstellung ihrer Pflichten als Herrscherin mit jenen, welche ihr als Familienmutter obliegen, ist unendlich charakteristisch für Maria Theresia. Ist doch ihr unvergänglicher Ruhm gerade darin begründet, daß sie nicht blos als geist- und kraftvolle Frau unter den schwierigsten

Verhältnissen das Scepter eines so schwer zu regierenden Staates, wie Oesterreich es ist, zu dessen Heil zu tragen wußte, sondern daß sie neben diesen großen allgemeinen Pflichten auch ihre besonderen rein menschlichen so musterhaft zu erfüllen wußte. Ihr Wesen wird nicht genügend gewürdigt, wenn man nur ihr Bild als ruhmvolle Herrscherin zeichnet, erst wenn man ihr fleckenloses, so unendlich reizvolles daneben rückt, das sie als reine Frau, als zärtliche Gattin, als sorgsame Mutter zeigt, kann ihre Persönlichkeit voll gewürdigt werden.

Große Regentinnen hat es wiederholt gegeben, aber man braucht nur die in Maria Theresias Zeit fallenden Frauen auf dem Thron zu betrachten, um zu erkennnen, nach welcher Richtung sie sich von ihr unterscheiden. Wenn man auch die Vorzüge der Kaiserin Katharina II. als Regentin zugeben muß, so wird man doch als Frau und in sittlicher Beziehung nur ein sehr ungünstiges Urtheil über sie fällen können. Darin besteht ja eben der Zauber, welchen Maria Theresia im Leben und noch durch ihr Andenken auf Jedermann übte, daß man nicht nur die weise und gerechte Herrscherin in ihr bewundert, sondern auch die tugendhafte liebevolle Frau in ihr verehrt,

Selbst in den trübsten Zeiten beim Beginn ihrer Regierung war ihre Ehe und ihre Familie eine Quelle des Trostes und der Freude für sie, obwohl der Tod mehrerer ihrer Kinder ihr tiefen Schmerz bereitete. Aber auch als die Kriegsstürme sich gelegt hatten und sich am Hofe ein heiteres Treiben entfaltete, litt die Innigkeit ihres Familienlebens nicht darunter, das eine „Stätte des Glückes und der Ordnung, von Zucht und Sitte“ war. Ja, dieses von höchster Stelle gegebene Beispiel wirkte unverkennbar weiter; der Verkehr am Hofe bekam dadurch einen ungezwungeneren Charakter und gewisse Pikanterien, die man sich früher sehr häufig erzählte, hörten unter Maria Theresia fast ganz auf.

Ihrem Gatten widmete Maria Theresia bis zum Tag seines Todes, der nach ihren eigenen Worten „jeder Lebensfreude ein Ende machte“, die gleiche zärtliche Liebe und Hingebung, wie in den Tagen ihrer Jugend. Wenn er krank war, ließ ihr die Unruhe selbst die zur Arbeit nöthige Fassung nicht, sie wich wie eine treue Bürgersfrau nicht von seinem Bette, leistete ihm alle Dienste und durchwachte die Nächte bei ihm. In dieser Beziehung gelang es ihr auch, sich seinen Wünschen zu unterordnen — sie veranstaltete Vergnügungen und betheiligte sich daran, wenn sie wußte, ihm eine Freude damit zu machen, selbst dann, wenn sie nicht nach ihrem Geschmack waren.

In geschäftlicher Beziehung stand es allerdings anders; mit Ausnahme von finanziellen Fragen war der Einfluß des Kaisers ein sehr geringer, ja Maria Theresia entschied, wie wir sehen werden, in sehr wichtigen, politischen Angelegenheiten direct gegen seine Meinung. Die Mitregentschaft war eigentlich eine Form, ohne wesentliche Bedeutung, denn die Entscheidung lag ausschließlich in den Händen Maria Theresia's. Zum Glück schien der Kaiser ganz damit zufrieden und fand sich in seine passive Rolle trefflich. Besonders ehrgeizig war er nie und mit zunehmenden Jahren liebte er andauernde ernste Arbeit immer weniger. Wie er seine Stellung auffaßte, geht am Besten aus seinen eigenen Worten hervor. Als er bei einer Hoffestlichkeit ermüdet sich in eine Ecke zurückzog und man ihm ehrfurchtsvoll Platz machen wollte, ließ er es nicht geschehen. „Achten Sie nicht auf mich, ich will nur hier warten, bis der Hof sich entfernt“, sagte er und setzte ohne alle Bitterkeit hinzu: „Der Hof, das sind die Kaiserin und meine Kinder, ich bin hier nur ein einfacher Privatmann.“

Was die Repräsentation nach Außen betraf, war Maria Theresia anderer Meinung, sie hielt strenge darauf, daß dem Kaiser die ihm gebührende Stellung gewahrt wurde. Sie erschien öffentlich gern an seiner Seite und empfand es

schmerzlich, daß er von den Krönungs-Feierlichkeiten in Preßburg fast ganz ausgeschlossen wurde, da seine Mitregentschaft von den Ständen noch nicht anerkannt war. Wo ihr Name öffentlich genannt wurde, wollte sie auch den Gatten erwähnt wissen, und auf fast allen Inschriften wird man die Namen der beiden Gatten vereint finden, so wie später während der Mitregentschaft Josef's II. dieser stets neben seiner Mutter genannt wird. Wo sich ihr Bild befand, ließ sie auch jenes des Kaisers anbringen, und zu den häufigsten Geschenken, welche sie machte, gehörten kleine Reiterstatuetten Franz I.

Der Kaiser war ein Ehrenmann von klarem Verstand und dem besten Willen. Fürst Khevenhüller sagt von ihm: „Das Volk liebte ihn wegen seiner Ehrlichkeit, wegen seines leutseligen Umganges und als einen guten Haushälter. Man war mit der Idee und der für ihn sehr schmeichelhaften Meinung fast familiär geworden, daß ohne ihn die Verwirrung im Ganzen viel größer gewesen wäre. Obwohl er nicht so viel Einfluß und Uebergewicht über den Geist der Kaiserin hatte, um das Uebel vollkommen abzuwenden, so fand er doch Mittel, es zu mildern und schlechte Rathgeber bei Zeit und Gelegenheit zu entfernen, wie es auch wirklich in den ersten Regierungsjahren nur von ihm abhing, die Ruder mehr und vollkommener in der Hand zu haben; allein er war von Natur aus nicht sehr arbeitsam, ferner langsam und unentschlossen; dann fehlte es ihm an der nöthigen Festigkeit, der Heftigkeit der Kaiserin, welche oft sehr hitzig ausbrach, den nöthigen Widerstand zu leisten. . . Er war nicht gewohnt, und hatte auch nicht die Lust, gleich der Kaiserin die Abendstunden mit Audienzen, Lesen und Schreiben zuzubringen; mithin blieb ihm, um die Zeit zu vertreiben, keine andere Ressource, als das Theater und im Fasching die Redouten".

Schon seine Bequemlichkeit, die in den späteren Jahren wohl mit seiner Körper-Constitution zusammenhing, machte

ihn zum abgesagten Feind der Etiquette, die durch seinen Einfluß immer mehr eingeschränkt wurde. Ja, es wird getadelt, daß er in der Ungezwungenheit seines Benehmens zu weit ging und dadurch selbst Veranlassung gab, wenn seiner Person nicht immer die gebührende Ehrfurcht gezollt wurde. Auch in seiner äußeren Erscheinung liebte er die Einfachheit; die prunkvolle, spanische Hoftracht benützte er ungern, meist erschien er in Uniform oder gewöhnlicher, fast bürgerlicher Kleidung. Gut charakterisirt ihn der englische Gesandte Sir Charles Hanbury Williams.

„In oftmaligem und ungezwungenen Gespräch mit ihm," schreibt dieser Diplomat über den Gatten Maria Theresia's, „konnte ich mich davon überzeugen, daß er geeigneter zu dem sei, wozu die Geburt als wozu das Glück ihn gemacht hat. Schon die Natur bestimmte ihn, Herzog von Lothringen, nicht aber Kaiser von Deutschland zu werden. Drückend lastet seine Würde auf ihm und er fühlt sich unbehaglich bei den ihm in Gemäßheit derselben widerfahrenden Ehrenbezeugungen. Nichts ist weniger vereinbar mit seinem ganzen Wesen, als die höfische Etiquette. Er leidet unter all' den Ceremonien und Processionen, welche an diesem Hofe so häufig sind. Aber er ist glücklich, wenn er ganz unbeachtet die Hofburg verlassen und sich ohne alle Dienerschaft auf den Wällen der Stadt mit seiner Schwester oder einem seiner bevorzugten Gesellschafter ergehen kann."

Bürgerlich einfach, wie in seinem ganzen Wesen, war Kaiser Franz I. (Bild S. 57) auch in seinen Vergnügungen und Passionen. Er war ein ausgezeichneter Wirthschafter und besaß tüchtige Kentnisse im Finanz- und Handelsfach. In diesen Beziehungen hörte Maria Theresia stets auf seine Ansicht, ja sie hätte gewünscht, daß er diese Verwaltungszweige mehr in seine Hand nähme, da sie ihm zutraute, er werde den Haushalt des Staates ebenso günstig einzurichten wissen, wie seinen eigenen.

Durch Erbschaft war er in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen, das er durch umsichtige Verwaltung ansehnlich vergrößerte. Er zahlte seine Angestellten sehr gut, aber es war nicht leicht, sich auf Nebenwegen in seinem Dienste zu bereichern. In fast allen Provinzen kaufte er nach und nach Herrschaften, die bald zu den bestbewirthschafteten gehörten. Außerdem hatte er in allen größeren Banken Europas bedeutende Capitalien angelegt, mit welchen er während des siebenjährigen Krieges dem Staat große Vorschüsse machte.

Großes Interesse zeigte Franz I. für die Wissenschaften, namentlich für Physik, Chemie und Botanik, ja man will wissen, daß er sich lebhaft für die damals neu auftauchenden alchymistischen Künste des Goldmachen und des Forschens nach der Universal-Tinctur interessirte. Er sammelte einen Kreis von gelehrten und geschickten Männern um sich, mit welchen er gern verkehrte. In erster Linie ist hier der schon erwähnte Duval zu nennen, der die Sammlung der Münzen und Antiken verwaltete. Er war in der kaiserlichen Familie sehr beliebt und, wie wir schon gehört, Gegenstand manches unschuldigen Scherzes.

Als einst Erzherzog Josef in einem der Gänge der Burg mit ihm sprach, gingen zwei Erzherzoginnen vorüber, ohne daß Duval sie bemerkt und gegrüßt hätte. Als er die Frage, ob er diese Damen nicht kenne, verneinte, rief Erzherzog Josef lachend: „Ach, ich vergaß ganz, daß meine Schwestern noch nicht zu den Antiken gehören“.

Auch den Physiker Philipp Vayringe zog Franz I. nach Wien und in seine Umgebung, damit er mehrere mechanische Kunstwerke mit Muße anfertigen könne. Vayringe erfand auch eine Dampfmaschine für Bergwerke. Zum Kreise des Kaisers gehörte ferner der als Kunstkenner berühmte Director der Kunstsammlungen Josef de France, der Director des physikalischen Cabinets Abbé Marcy, endlich Chevalier Johann de Baillou, von dem der Kaiser 1748 dessen Mineralien-

sammlung kaufte, aus welcher das heute durch seine Reichhaltigkeit berühmte Mineralien-Cabinet entstand, dessen erster Vorstand Baillou wurde. Ein in dieser Sammlung aufbewahrtes Bild zeigt Franz I., umgeben von Duval, Swieten, Baillou und Marcy.

Seine bürgerlich einfache Weise drückte sich besonders im Familienleben Franz I. aus. Inmitten seiner Familie, wo er sich gerne gehen ließ und wo sein Wohlwollen so erfrischend ausströmte, erschien er fast wie ein bürgerlicher Hausvater, denn Zucht und Ordnung liebte er vor Allem. Seinen Kindern war er mit der zärtlichsten Liebe zugethan. Ueber die Krankheit und den Tod des ältesten Töchterchens bestehen sorgfältige Aufzeichnungen, in welchen er den ganzen Verlauf schildert und in rührender Weise seinem Schmerz Ausdruck gibt. Nach seinem Tode versah Maria Theresia das Manuscript mit der Bemerkung: „Alles von der Hand dieses anbetungswürdigen Gatten".

Ein in Schönbrunn befindliches Aquarellbild gibt einen ebenso unwiderleglichen als wirklich herzerfrischenden Beweis von der gemüthvollen Innigkeit des Familienlebens am Hofe Maria Theresia's. Dasselbe ist von der Hand der Erzherzogin Maria Christine, der späteren Gattin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, und stellt die Bescheerung der Gaben am St. Nikolaustag in der Familie des Kaisers dar. Franz I. sitzt in behaglicher Morgenkleidung am lodernden Kamin eines bürgerlich eingerichteten Zimmers beim Frühstück. Hinter ihm steht im bequemen Hauskleid Maria Theresia, während die Erzherzogin Maria Christine selbst (damals vierzehnjährig, da das Bild 1762 gefertigt wurde) die Vertheilung der Nikolaus-Bescheerung vornimmt.

Dem Erzherzog Ferdinand, späteren Gründer der Linie Oesterreich-Este, wird als Mahnung nebst dem Teller voll Zuckerwerk eine Ruthe zu Theil; die beiden kleineren Kinder, die sich mit ihrem Spielzeug ergötzen, sind die Erzherzogin



Maria Theresia und das Kind der Armen.

Maria Antoinette und Erzherzog Maximilian. Aus dem ganzen Bildchen athmet der Geist herzlichsten Familiensinnes. Es findet seine Ergänzung durch ein zweites, gleichfalls in Schönbrunn befindliches Gemälde, das Maria Theresia als Genesende darstellt, wie ihr Franz I., als Pfleger am Bett sitzend, eine Schale reicht.

Wahrhaftig bewunderungswürdig ist Maria Theresia als Mutter. Sie schenkte ihrem Gatten sechszehn Kinder, von welchen allerdings mehrere in der zartesten Kindheit starben. Der Erziehung der übrigen widmete sie jedoch eine bis in das kleinste Detail eindringende Sorgfalt, die bei der Last der auf ihr ruhenden Geschäfte wunderbar ist. Die süßeste Mutterpflicht, die Stillung der Kinder, erfüllte Maria Theresia bei Allen selbst. Daran knüpft sich eine der schönsten und liebenswürdigsten Erinnerungen aus dem Leben dieser großen Frau, die selbst dann unendlich bezeichnend wäre, wenn sie, wie theilweise behauptet wird, nicht der Wahrheit entsprechen, sondern im Volksmunde entstanden sein sollte.

Als Maria Theresia den zweitgeborenen Prinzen Carl säugte, erging sie sich einst in den abgelegenen Theilen des Parkes von Schönbrunn, gefolgt von einer Dienerin, die den kleinen Prinzen trug. Da traf sie auf einer Steinbank ein armes krankes Taglöhnerweib mit ihrem Säugling, der wimmernd nach der Nahrung verlangte, welche die erschöpfte mütterliche Brust nicht zu geben vermochte. Von tiefem Mitleid ergriffen, gab die Monarchin dem Weib einen Ducaten. Aber die Arme brach in den Klageruf aus: „Ach, könnt' ich mit diesem Gold meinem hungernden Kind seine natürliche Nahrung erkaufen!"

Und vom edelsten Impuls ergriffen, setzte sich die Kaiserin neben das arme Weib aus dem Volk und bot deren hungerndem Kinde den Nahrungsquell an der eigenen Brust. Und erfreut zusehend, wie der Kleine gierig die

edle Muttermilch einsog, sagte sie scherzend zu dem eigenen Kind: „Du brauchst nicht neidig zu sein, Buberl, es bleibt noch genug für Dich!“ (Bild S. 161.)

Wir wollen den rührenden Eindruck dieser Scene nicht durch eine naheliegende allegorische Deutung der Fürsorge Maria Theresia's für das Wohl des Volkes beeinträchtigen. Aber eine Bemerkung sei gestattet. Wie schon erwähnt, wird die Thatsächlichkeit des ganzen Vorganges bezweifelt. Der Streit darüber ist müßig, denn stricte Beweise sind weder dafür noch dagegen zu führen. Wir persönlich sind überzeugt, daß sich die Begebenheit wirklich so zugetragen hat, weil in Maria Theresia's Charakter kein Anhaltspunkt zu finden ist, der sie unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich erscheinen ließe. Aber setzen wir den Fall, das Ganze wäre wirklich nur in der sagenbildenden Phantasie des Volkes entstanden, — konnte es ein herrlicheres Zeugniß für eine Fürstin geben, als wenn deren Volk so tief rührende Züge, die vom Geiste der edelsten Menschlichkeit durchtränkt sind, ihrem ohnehin so glänzenden Bild hinzufügt!

Eine indirecte Bestätigung erhält indessen diese Anekdote dadurch, daß ähnliche Züge der Leutseligkeit von Maria Theresia in ganz beglaubigter Weise auf uns gekommen sind. In der Nähe von Laxenburg lebte eine arme über hundert Jahre alte Frau, die durch lange Zeit unter jenen betagten Personen war, an welchen nach frommer Sitte des kaiserlichen Hofes der Monarch selbst zu Ostern die Ceremonie der Fußwaschung vornimmt. Endlich konnte die Greisin vor Altersschwäche ihr Lager nicht mehr verlassen, wobei sie aber nichts so sehr beklagte, als daß sie nun nicht mehr wenigstens einmal im Jahre das Antlitz ihrer geliebten Monarchin sehen könne.

Zufällig erhielt Maria Theresia Kenntniß davon und einer ihrer nächsten Spaziergänge richtete sich nach der ärmlichen Hütte der Alten. „Ihr bedauert so sehr, mich

nicht mehr sehen zu können", sagte Maria Theresia, „weil es Euch nicht mehr möglich ist, zu mir zu kommen, nun, da blieb wohl nichts übrig, als daß ich Euch aufsuchte." Die alte Frau war bis zu Thränen gerührt über diese Güte, die ihr köstlicher erschien, als die reiche Gabe, welche Maria Theresia zurückließ.

Doch zurück zum Familienkreis der Kaiserin. Für die Sorgfalt, mit welcher sie über die Erziehung ihrer Kinder wachte, sind die Instructionen an die Lehrer und Erzieher derselben, welche sie selbst verfaßte, unwiderlegliche Beweise. Nicht blos die geringsten Details in Bezug auf Nahrung und körperliche Pflege wurden in diesen Vorschriften besprochen, sondern sie zeigen auch, daß Maria Theresia den Charakter ihrer Kinder im Auge behielt, deren Eigenschaften studirte und Fehlern vorzubeugen suchte.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß namentlich dem künftigen Thronerben sich die Sorgfalt der Eltern zuwendete. Angeblich soll Erzherzog Josef der besondere Liebling des Kaisers gewesen sein, während das Herz der Mutter sich mehr dem zweitgeborenen Prinzen Carl, der mit sechszehn Jahren starb, zugeneigt haben soll. Beweise für diese Annahme dürften schwer aufzubringen sein, denn was wir von der Art wissen, wie Maria Theresia die Erziehung des Erzherzogs Josef beeinflußte, zeigt von echter Mutterliebe und treuer Muttersorge. Es sei vergönnt, die interessantesten Stellen aus der Instruction mitzutheilen, welche sie dem Ajo des Thronerben, dem Feldmarschall Graf Carl Batthyany, gab.

„Da mein Sohn", schreibt die hohe Mutter, „als ein uns so lieb und importantes Pfand mit großer Zärtlichkeit und Liebe von der Wiege an gepflegt worden, so ist sicher, daß seinem Willen und Verlangen in vielen Stücken zu sehr nachgegeben worden und insbesondere seine Diener ihn sowohl durch verschiedene Schmeicheleien als unzeitige Vorstellungen seiner Hoheit verleitet haben, sich gern gehorchen und ehren

zu sehen, hingegen jeden Widerstand unangenehm, ja fast unerträglich zu finden, sich nichts zu versagen, gegen Andere aber leichtsinnig, ungefällig und rauh zu sein."

„Obwohl nun diese Neigungen theils durch die Sorgfalt und die Lehren seiner Umgebung in etwas corrigirt worden, mein Sohn auch viele Anzeichen eines guten Herzens von sich gibt, so ist doch sicher, daß seine große Lebhaftigkeit, die man ehemals nicht an ihm vermuthete, von welcher man aber in Vielem zu seinem Besten wird profitiren können, dermalen merklich zunimmt. Daraus entsteht denn erstlich das heftige Verlangen, seinen Willen in allen kleinen Gelüsten zu erfüllen, wovon er so occupirt ist, daß er die Ermahnungen kaum hört, sie gleich der Jugend auch überhaupt tausendmal vergißt und auch oft zu dem nöthigen Fleiße nur schwer zu bringen ist, am wenigsten aber durch die so zu sagen trockene Schärfe und Art, deren sich die meisten Lehrer an den Schulen bedienen. Dadurch würde er nur in eine Langmuth verfallen, welche ihn zwar gehorchen läßt, aber niemals reussiren macht, welches oft und vielfach probirt worden. Durch abwechselnde Erholung aber und Anregung seines Ehrgeizes hat er schon oft mehr geleistet, als man von ihm verlangte."

In einer Reihe trefflich durchdachter Bemerkungen zergliedert nun die Mutter den Charakter des Prinzen und deutet an, nach welcher Richtung und mit welchen Mitteln auf denselben einzuwirken ist. Es ist wunderbar, daß Maria Theresia in dem Kinde damals schon Eigenschaften erkannte, die sich später im Charakter Josef II. als Mann und Herrscher unverkennbar ausprägten. Sein Eigenwille, seine Unlust, eine einmal gefaßte Meinung abzuändern, finden Erwähnung.

Herrlich sind die Worte, in welchen die Kaiserin begehrt, man möge dem Prinzen lehren, den „wahren und soliden Werth an Jedermann zu schätzen und nicht sein Gemüth zum Nachtheil seines Nächsten zu ergötzen, welches besonders bei

großen Herren zu tadeln, denen es leicht ist, dergleichen Personen zu betrüben oder in Verlegenheit zu bringen, da sie nicht der gleichen Mittel zu ihrem Schutz sich bedienen dürfen. Sein Ehrgeiz soll darin bestehen, seiner Eltern Gnade und Liebe durch seinen Fleiß und seine gute Aufführung zu verdienen, die übrigen Menschen aber durch Freundlichkeiten und gütige Antworten an sich zu ziehen."

Indessen scheint es, daß diese ausgezeichneten Fingerzeige dadurch an Werth verloren, weil die Wahl des Erziehers keine ganz glückliche war. Graf Batthyany hatte schlechterdings nicht das Zeug dazu, einen geistig so reich veranlagten Knaben entsprechend zu beeinflußen, und was ihm nach dieser Richtung abging, ersetzte er durch eine übel angebrachte Barschheit, welche manchen richtig erkannten Charaktermangel des Prinzen nur verschärfte.

Mit der gleichen Sorgfalt stellte Maria Theresia besondere Vorschriften für die übrige Umgebung des Prinzen fest und sein Bildungsgang war der unablässige Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Sie wählt die Lehrer, setzt den Lehrplan fest und beeinflußt auch die Methode des Unterrichts. In dieser Beziehung erholt sie sich Raths bei dem vielgewandten Bartenstein, der später die historischen und einen Theil der staatswissenschaftlichen Fächer selbst beim Erzherzog Joseph vorträgt und zu diesem Zweck vielbändige Manuscripte verfaßt.

Den mehrfachen Klagen über die geringe Lernbegierde des Prinzen gegenüber gibt Bartenstein stets seiner Ueberzeugung von der ungewöhnlichen Begabung desselben Ausdruck. „Mir kommt immer vor", schreibt er 1751 an die Kaiserin, „daß mehr in ihm verborgen stecke, als man glaubt. So meine Hoffnung verdoppelt, daß sich noch wohl mit der Gnade Gottes in Allem dürfte Rath schaffen lassen." Wozu Maria Theresia die köstliche Bemerkung macht: „Ist gewiß, aber das rechte Mittel zu finden ist die Kunst; ist noch nicht gefunden worden".

In welcher Weise Maria Theresia die ihr selbst zufallenden Mutterpflichten erfüllte, sei gleichfalls durch ihre eigenen Worte bewiesen. Sie ordnete ein für alle Mal an, daß in Bezug auf die Gesundheitspflege die Anordnungen des Leibarztes van Swieten pünktlich zu befolgen seien. Käme eine Verletzung vor, oder zeigten sich Krankheits-Symptome, so solle sogleich sie selbst, gleichviel ob bei Tag oder Nacht, in Kenntniß gesetzt werden. „Man fürchte ja nicht“, fügte sie bei, „mich durch eine unangenehme Nachricht zu erschrecken, denn ich habe mich daran gewöhnt, jederzeit auf alle Ereignisse vorbereitet zu sein, wie sie Menschen jeden Alters und Standes nur allzuhäufig zustoßen.“

Die Pflege der erkrankten Kinder besorgte sie stets selbst. Während der Krankheit des Erzherzogs Carl erwiderte sie auf eine Anfrage des Grafen Chotek über das Befinden des Prinzen: „Nichts weniger als eine gründliche Hoffnung, weil die Medicinen zwar anfangen ihre Wirkung zu machen, nicht aber continuiren mithin heut' Abend wieder Alles sehr schreckbar aussieht“. In einem Zusatz zu diesem Billet sagt die Kaiserin von sich selbst: „Zum reden wär auch nit im Stand, da sehr schwach bin“.

Hier ist wohl der Platz, auch der rührenden Theilnahme zu gedenken, welche Maria Theresia für das Wohl und Weh ihrer treuen Diener und Berather und deren Angehörigen an den Tag legte. Man wird darin einen mindestens gleich werthvollen Beweis ihrer Dankbarkeit erkennen, wie in ihrer Freigebigkeit. Als 1759 Graf Rudolf Chotek um einen achttägigen Urlaub ansuchte, den er zur Erholung auf dem Land benutzen wollte, resolvirte die Kaiserin kurzweg: „Acht Tage ist zu kurz, bis Montag 8 Tage Abends erlaube auszubleiben“, und ein zweites Billet an den gleichen Staatsmann lautet: „Ich hab' alle Tage von ihm Nachrichten gehabt und war ein paar Tage in Sorgen, thue er doch nicht zu viel sich appliciren, wann er einmal aus dem Bett sein wird, werde ihm selbst visite geben“.

Ebenso schreibt sie 1760 gleich auf einen Bericht dieses Ministers: „Placet (genehmigt), ich habe wollen ihn heimsuchen, der Kayser hat aber ein kleines Halswehe, mithin muß ich krankenwarten". Und als in der Familie eines Cavaliers die Blattern herrschen, sendet sie den Hofarzt Johann Andreas Edler v. Kestler und schreibt: „Gott sei Dank, daß die Blattern heraus seyn und daß er in so guten Händen des Kestler ist, er kann mit ihm disponiren und werde gleich van Suiten das Zettel schicken, das pro forma Kestler dispensirt wird, ich hab' heut nacht recht übel geschlafen wegen dieses charmanten Kind" u. s. w.

Es sind das kleine Züge, die aber für die Herzensgüte dieser seltenen Frau überaus bezeichnend sind und die großartigen Linien ihres Charakters in der liebenswürdigsten Weise ergänzen.

Bis in die geringsten Kleinigkeiten geht Maria Theresia ein, wenn es die Erziehung ihrer Kinder gilt. Man kann in dieser Beziehung an ihr die gleiche Erfahrung machen, die auch bei anderen bedeutenden Menschen sich aufdrängt: daß nämlich wirklich große Geister auch das Detail zu beherrschen wissen, ohne daß ihrer ins Große gehenden Wirksamkeit ein Abbruch geschieht.

Während die wichtigsten politischen Fragen zu entscheiden waren und die Wechselfälle des siebenjährigen Krieges stete Aufmerksamkeit forderten, fand Maria Theresia noch Zeit, folgende Instruction für die Gräfin Lerchenfeld, Erzieherin der 1752 geborenen Erzherzogin Maria Josefa, zu verfassen.

„Ich verweise Sie vollkommen auf jene Instruction, welche Sie anfangs bey übernehmung deren Töchtern bekommen. Nur allein folgende Punkten finde ich noch beizurucken. Die Ordnung in aufstehen, schlafengehen, die stunden vor die unterschiedliche Meister bleiben wie vorhin und sey es hier beschlossen, wie sie diesen Sommer gehalten werden."

„Alle Sonntag gehet Sie (die Erzherzogin) öffentlich mit in die Kirchen und speiset auch mit uns. Das Frühstück ist täglich abzuwechseln, nach ihrem belieben, man soll ihr auch derbes Brot essen lassen, so viel sie will, ausgenohmen an gebottenen Fasttagen, wo sie allzeit Chokolade nehmen solle, mit vier stückl brod, niemals aber ein Kipfl! abends an diesen Tagen nur eine suppen und noch eine speis, aber nichts süßes oder gebachenes. Ordinaire zu mittag, und abents ist ihr genug zu essen zu geben, was und wie viel sie will, ohne Selbe darüber zu chicaniren, auch kann sie abgezogener (ausgekleidet) soupiren. Selbst anzufriemen (sich Speisen zu bestellen) ist ihr nicht erlaubt, jedoch von allen denen, was vorhanden ist, Kan sie essen.“

„Den Rossen-Crantz (Rosenkranz) solle Sie laut in ihrer Cammer betten, außer an Sonn- und Feiertagen oder wann das gebett ist in unserer Capellen. Ausgehen solle Sie, so oft als es seyn kann, umb sich zu fortificiren (stärken), in der Wälsch- und spanischen Sprach sich wohl üben, wie auch in der Music, Weilen Sie nacher Neapel bestimmt ist, solle man ihr ihren beruff möglich erleichtern. Der alldortige Hoff gehet sehr auf die Etiquetten und will gnädige und freundliche souvreins haben, aber eben dieses kann die Tochter gar nicht, welches doch sehr nothwendig wäre.“

„Mit der Andacht bin ich eine Zeit her sehr übel zufrieden gewesen, Sie hat auch allerlei propos (Redensarten) über die leute, und etwas rauhes und widerwärtiges in ihrem Betragen, mit welchen ich unzufrieden bin. Ich sehete nicht gerne, daß noch Junge Fräulein zu ihr Kometen, indem Sie ohnedeme sehr Kindisch ist. . . . .“

Nun folgt eine genaue Stunden-Eintheilung für die Studien der Prinzessin, nach welcher die meiste Zeit von den religiösen Uebungen in Anspruch genommen wurde. Außerdem wurde noch getrieben: „Lateinisch lesen, Historie, Teutsche Lehr, Wällische Sprache, Französische Lehr, Briefschreiben“, auch

der „Sing- und Claviermeister, der Tanzlehrer und der Reißmeister (Zeichenlehrer)“ haben ihre Stunden zu geben.

Nochmals kommt Maria Theresia dann auf die Kost zurück und bestimmt ausdrücklich: „Das Frühstück abgewechselt, wie Sie will, Chokoladt oder Caffee, Suppen so viel Sie will, aber weder Knödel noch Nocken, sondern Brodsuppen, oder was von Mehl eingekocht, oder Panadel, ohne Ramel, und ein stück brod dazu. Trinken darf Sie wann Sie will, zur Jausen kann Sie Obst Essen, so lang es in der Zeit ist und brod so viel Sie will, keine Chokolade niemals nachmittag, sondern etwas anderes von Obst oder im Winter eingesottenes nicht aber zuckerwerk. . . . . . . Bey dem Gebett solle Sie allzeit knien und sich niemahlen anlehnen, keine Famillaritäten sind nicht zu gestatten, jedoch solle Sie mit allen leuthen gnädig sein, der üble Humor gegen denen Cammerleuthen ist besonders verbothen“.

Der bekannt gewordene Briefwechsel der Kaiserin mit ihrer an Ludwig XVI. vermälten Tochter Maria Antoinette ist ebenso ein Beweis steter mütterlicher Fürsorge, wie hoher Lebensweisheit. Maria Theresia wird nicht müde, ihr Rathschläge und Warnungen zu ertheilen und bekannt ist jene schöne Stelle eines Briefes, wo sie an die Tochter die Mahnung richtet, sie lebe zwar jetzt in Frankreich und sei eine Französin, aber sie solle darüber die Heimat nicht vergessen und Allem freundlich begegnen, was sie an Oesterreich erinnert.

So finden wir auch im Familienleben Maria Theresia's jenen Charakterzug ausgeprägt, der ihre Thätigkeit als Regentin durchdringt — die Pflichttreue.



Die Bauten Maria Theresia's.

Um in dieser Richtung die umfassende Thätigkeit ihres Vaters fortzusetzen, dem Wien — mit Ausnahme der neuesten Zeit — vielleicht seine glänzendste Bauperiode verdankt, fehlten unter Maria Theresia alle Vorbedingungen. Schon die politischen Stürme, der Kriegslärm, welche in den ersten acht Jahren ihrer Regierung über Oesterreich dahinbrausten, waren größeren monumentalen Bauwerken nicht günstig.

Aber auch der Niedergang der ganzen künstlerischen Richtung, wie er nach dem kurzen, glänzenden Aufschwung des Barokstils, als dessen Meister die beiden Fischer von Erlach galten, eintrat, ist wesentlich Schuld daran, daß die Bauten Maria Theresia's keinen so großartigen Eindruck machen, wie jene ihres Vaters, ja theilweise schon auf jenem bloßen Nützlichkeits-Standpunkt stehen, der den Bauten Josef's II. einen so unsäglich nüchternen, oft geradezu häßlichen Charakter aufdrückte.

Indessen füllt auch die erste Regierungsperiode Maria Theresia's doch noch ein Abglanz der vorausgegangenen Blüthezeit der Architektur, wie es ja auch meist freilich viel minder begabte Schüler und Nachahmer des älteren Fischer waren, die in dieser Zeit wirkten.

Der weitaus sehende Plan eines völligen Umbaues der Hofburg in Wien (Bild S. 65), wie er nach einem Plan Fischer's von Erlach in Angriff genommen wurde, kam in Folge der unglücklichen letzten Kriege unter Carl VI. selbst in das Stocken. Das sogenannte Reichskanzlei-Gebäude am

Franzensplatz, namentlich aber der imposante Pavillon gegen den Michaelerplatz lassen erkennen, daß alle Decorationsmittel des Barokstils zu Hilfe genommen werden sollten, um einen wahren Prachtbau zu schaffen.

Aber wie fast jeder Regent an dem alten Stammsitz des österreichischen Herrschergeschlechtes Umbauten vornahm, so auch Maria Theresia in ihrer ersten Regierungsperiode. An Stelle des alten Ballhauses, das an seine heutige Stelle verlegt wurde, kam 1741 das Schauspielhaus, das 1751 und 1760 umgebaut und vergrößert wurde, und 1752 entstand der den Redoutensaal enthaltende Tract, wodurch der erste Anstoß zur Regulirung des Josefsplatzes kam, die aber in eine spätere Zeit fiel.

Von den übrigen Profanbauten ragt lediglich das frühere Universitätsgebäude hervor, das 1753 bis 1755 von Maria Theresia für die Zwecke der von ihr reorganisirten Hochschule erbaut und sowohl im Aeußeren als im Inneren prunkvoll ausgestattet worden.

Die kirchlichen Bauten jener Periode vertragen keine Kritik; in ihrer Kahlheit und Nüchternheit sind sie eigentlich die Negation jeder Stilrichtung, wie sich männiglich bei Betrachtung der Pfarrkirchen in Gumpendorf, Margarethen und in Lichtenthal überzeugen kann.

Viel nachhaltiger als durch diese Bauthätigkeit in Wien wirkte Maria Theresia durch das, was sie für einige nahegelegene kaiserliche Besitzungen thut, die nun zu den Sehenswürdigkeiten und beliebtesten Ausflügen der Residenz gehören.

Ursprünglich bestand ein Plan, die Favorita (das heutige Theresianum), den Sommersitz Carl's VI., mit dem Schwarzenbergischen Garten und dem Belvedere zu einem großen Complex von Baulichkeiten und Gärten zusammenzufassen, welches für alle Zwecke des Hofes genügen sollte. Diese großartige Idee, welche indessen wohl nie ganz durchgeführt worden wäre und den Anforderungen des modernen Verkehrs riesige Schwierig-

keiten bereitet hätte, scheiterte gleich im Beginn an der übermäßigen Forderung der damaligen Besitzerin des Belvederes, der Herzogin von Sachsen-Hildburghausen. Nun fiel die Aufmerksamkeit Maria Theresia's auf Schönbrunn, das unter Carl VI. fast ganz vernachlässigt worden war.

Im Jahre 1744 begann der Umbau, wobei die bestehenden Bauten nicht entfernt, sondern nur dem Neubau angepaßt werden sollten. In Anbetracht dieses Umstandes, der natürlich der einheitlichen Gestaltung eines Bauwerkes nur abträglich sein kann, wird man der Leistung des Hof-Architekten Anton Freiherrn von Pacassi nur Anerkennung zollen können. Das Hauptgebäude macht einen imposanten und angenehmen Eindruck, an dem freilich von der Innenseite die prächtige Umrahmung mit den grünen Gartenwänden großen Antheil hat. Das Innere des Schlosses ist reich ausgestattet und enthält namentlich viele Erinnerungen an Maria Theresia selbst.

In Folge der Finanznöthen rückte der Bau nur langsam fort, obwohl Maria Theresia dazu den Credit in Anspruch nahm und gleich im Beginn des Baues dazu 300.000 Gulden von dem Banquier Diego d'Aguilar entlieh. Aber auch als der Bau des Schlosses 1749 vollendet war wußten Maria Theresia und ihr Gatte, der sich sehr für diese Lieblingsschöpfung der Kaiserin interessirte, noch immer neue Verschönerungen anzubringen. Der herrliche Garten mit seinem Statuenschmuck, den mancherlei Sehenswürdigkeiten und der die ganze Anlage beherrschenden zierlichen Gloriette ist im Wesentlichen ein Werk Franz I., der auch den botanischen Garten anlegen ließ und die Menagerie gründete.

Schon im April übersiedelte der Hof nach Schönbrunn, wo Maria Theresia oft ihr Arbeits-Cabinet in einer der Lauben aufschlug, welche die vom Schloß auslaufenden Laubwände unterbrechen. Dabei gab es stets in Schönbrunn

allerlei Festivitäten, zu welchen Maria Theresia, die sich hier noch mehr vom Zwange der Etiquette befreite, nicht blos den hoffähigen Adel, sondern auch verdiente Staatsbeamte zuzog.

„Wollt Ihr die Comödie, wo meine Kinder tanzen, sehen, so kommt um fünf Uhr“, schreibt sie an den Hofrath Doblhoff, und solche Einladungen wiederholten sich oft.

Dadurch, daß der herrliche Garten gleich beim Entstehen dem Publikum geöffnet wurde, erlangte Schönbrunn schon zur Zeit Maria Theresia's den Charakter eines öffentlichen Vergnügungsortes, und gleichzeitige Berichte wissen zu erzählen, daß man ganz wie in unseren Tagen schaarenweise nach Schönbrunn zog, um sich in den Anlagen zu ergehen, die Sehenswürdigkeiten anzustaunen und womöglich die kaiserliche Familie zu sehen, die sich dort viel zwangloser bewegte.

Bevor wir von Schönbrunn scheiden, muß einer netten Episode gedacht werden, die sich an den Bau knüpft und wegen der Person, welche sie betrifft, interessant ist.

Maria Theresia nahm so viel Antheil am Bau von Schönbrunn, daß sie sich selbst häufig vom Fortgang desselben überzeugte. Nie ging es ihr schnell genug damit, sie drängte und trieb stets zur Eile und brachte dadurch oft Architekten und Baumeister in Verzweiflung, die ihr nicht begreiflich machen konnten, daß solche Arbeiten eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen müssen, wenn sie tüchtig und solide ausgeführt sein sollen. Zudem bedeuteten die öfteren Veränderungen und Umbauten natürlich eben so viel Verzögerungen.

Aber obwohl Maria Theresia selbst meist diese Abweichungen vom ursprünglichen Plan veranlaßte, wollte sie doch dann stets in der kürzesten Zeit das Beschlossene auch ausgeführt sehen. Es ist das ein Charakterzug, der in noch viel höherem Maße auf ihre Nachfolger überging.

Auch Josef II. konnte die Durchführung einer einmal beschlossenen Sache nie rasch genug gehen, er konnte es nie

erwarten, eine gefaßte Idee in's Leben treten und wirksam werden zu sehen.

Endlich war der Aufbau des Mitteltractes vollendet und der große Saal behufs Ausschmückung mit Gerüsten und Leitern angefüllt. In der Mittagsstunde, als die Arbeiter feierten, trat die Monarchin in den Saal, um sich von den Fortschritten zu überzeugen, welche durch die kunstfertigen Hände der Maler, Vergolder und Tapezierer erzielt worden waren. Aber an der Thüre bleibt sie stehen und ein Ausruf des Schreckens entringt sich ihren Lippen.

Da oben zwischen den Latten und Balken, an den Sprossen der Leitern auf und ab, treibt sich eine Schaar knirpsiger Taugenichtse herum, lachend und schreiend, wie übermüthige zwitschernde Spatzen in den Aesten eines riesigen Baumes. Ihre wiederholte Mahnung, herabzukommen, wurde von den lärmenden Rangen überhört, und erst als Maria Theresia, in der Besorgniß, es könnte ein Unglück geschehen, ihre Stimme erhob und im kernigen Wienerdialect ihren Befehl wiederholte, krochen die Buben langsam herab.

Mittlerweile hatte sich der Schloßhauptmann von Schönbrunn, Herr Johann Franz von Wuertz, eingefunden, welchen Maria Theresia auf das Treiben der Buben aufmerksam machte.

Wuertz berichtete, daß es die Sängerknaben des Domchores seien, welchen der Capellmeister Reutter wegen der von Ihrer Majestät selbst belobten Musikaufführung beim letzten Gottesdienst in der Schloßcapelle eine kleine Recreation gestattet habe.

„Eine saubere Recreation das“, fiel Maria Theresia ein. „Wenn Einer von den Spitzbuben da herunterfallt, ist er maustodt und meine ganze Freud' an dem Saal wär' weg. Sag' Er dem Reutter, ich hab' nichts dagegen, wenn er seine Buben belobt und belohnt, aber das Herumkraxeln da darf nicht sein. Kommt's einmal her, Ihr Schlankeln“, wendete

sich die Monarchin zu den Knaben, die endlich auf den Boden gelangt waren und sich scheu in eine Ecke drückten; „wenn ich Euch noch einmal da oben erwisch', so setzt's was — einen recenten (frischen) Schilling — versteht Ihr mich? Und Dich, Du Blondköpfel, geht es vor Allem an", sagte sie halb lächelnd zu einem munteren kleinen Kerl, dessen Augen sogar jetzt noch spitzbübisch blinzelten, „ich hab's schon gesehen, daß Du immer voran und der Keckste warst; gib Acht, daß ich Dir Deinen Muthwillen nicht austreib'!"

In der Mittagspause des nächsten Tages, die Maria Theresia, bevor sie sich zur Tafel begab, gerne der Erholung widmete, lenkte sie ihre Schritte wieder nach dem Saal. Da schlug, als sie noch am Corridor war, abermals das Schreien und Lachen an ihr Ohr. Mit zornblitzenden Augen und rascheren Schrittes trat sie in den Saal, und richtig! — da hingen die heillosen Buben wieder oben auf den Gerüsten, auf einem schwankenden Balken aber schaukelte sich, wie ein recht nichtsnutziger Wagehals, das Blondköpfel, an welches gestern die besondere Mahnung ergangen war.

Maria Theresia schickte nach dem Capellmeister und ließ den sofort Herbeieilenden ziemlich hart an wegen der schlechten Zucht, in welcher er seine Sängerknaben hielt. Der gute Mann entschuldigte sich und betheuerte, noch gestern, als er den Vorfall erfahren habe, eine eindringliche Mahnung an die heillosen Buben gerichtet und ihnen alle möglichen zeitlichen und ewigen Strafen in Aussicht gestellt zu haben.

„Wenn das Alles nichts geholfen hat", setzte der gute Mann seufzend hinzu, „so ist nur der „blonde Seppel" daran Schuld — der Bub' singt zwar wie eine Lerche, ist aber dem Teufel zu schlecht und verleitet die Anderen zu alle Spitzbübereien."

„So, und welcher ist denn von den Schlingeln der blonde Seppel?" fragte Maria Theresia, und als man ihr Jenen bezeichnete, der schon gestern ihre Aufmerksamkeit

erregt hatte, fuhr sie fort: „Du bist es, Blondköpfel — hab' mir's gedacht. Na wart! Weißt, was ich Dir gestern versprochen hab'? Und ich bin gewohnt, Wort zu halten! Also Reutter, laß Er dem „blonden Seppel" einen recenten Schilling aufmessen, der wird ihm die Spitzbüberei für einige Zeit vertreiben".

Und also geschah es, zum großen Leidwesen des „Blondköpfels", dem für die nächsten Tage alle gymnastischen Künste, bei welchen der vom Machtwort der Monarchin betroffene Körpertheil in Anspruch genommen worden wäre, gründlich verleidet waren.

Lange Jahre vergingen, die Kaiserin weilte als Gast des Fürsten Nikolaus Esterhazy auf dessen Schloß, wo ihr zu Ehren von der berühmten Musik-Capelle des Fürsten eine Production gegeben wurde. Maria Theresia fand an der ebenso lieblichen als natürlich melodiösen Musik, die sich von der verkünstelten italienischen so vortheilhaft unterschied, so viel Gefallen, daß sie den Componisten kennen zu lernen wünschte. Der Fürst stellte ihr einen etwa vierzigjährigen bescheidenen Mann vor, dessen Wesen aber doch von einem gewissen Selbstgefühl und weltmännischer Haltung zeigte. Es war der Dirigent der fürstlichen Hauscapelle, der damals schon berühmte Componist Josef Haydn.

„Also, Er ist der Haydn!" sagte Maria Theresia gütig. „Ich hab' mich schon oft an Seiner Musik ergötzt und gewünscht Ihn zu sehen."

„O! ich habe schon vor Jahren die Ehre gehabt, von Eurer Majestät — allergnädigst bemerkt zu werden", entgegnete Haydn mit einem leichten Schmunzeln.

„So! Ich kann mich nicht erinnern. Wann war das?"

Und zum allgemeinen Ergötzen erzählte nun Haydn von seinen Kletterkünsten im großen Schönbrunner-Saale als sogenannter „blonder Seppel", die ihm eine so unliebsame Anerkennung eingetragen hatten.

Maria Theresia selbst gab das Signal zum herzlichen Gelächter und sagte dann: „Na, weiß Er, lieber Haydn, verdient hat Er den recenten Schilling, denn Er war damals ein nichtsnutziger Bub, der auf's Reden nichts geben hat. Denk' Er nur, wenn Er sich damals den Hals gebrochen hätt', so wär die Welt um all' die schöne Musik gekommen, die Er macht, und das wär doch ewig Schad'! Verschmerzt hat Er den Schilling wohl auch schon, aber ein kleines Pflaster soll er doch nachträglich von mir kriegen".

Schon am nächsten Tage erhielt der große Meister das wahrhaft kaiserliche Pflaster, — eine mit dem Bild der Kaiserin geschmückte goldene Tabatière, gefüllt mit funkelnden Ducaten. Um ein solches Pflaster zu erlangen, ließe sich vielleicht Mancher einen noch so „recenten Schilling" gefallen.

Nächst Schönbrunn ist noch das kaiserliche Schloß in Hetzendorf als bauliche Schöpfung Maria Theresia's zu nennen. An Stelle des schon 1742 um den Preis von 22.000 Gulden vom deutschen Orden angekauften Thunhofes ließ Maria Theresia in der Mitte der Vierziger-Jahre das Schloß als Wohnsitz ihrer Mutter, der Kaiserin Elisabeth Christine, erbauen. Der Plan war gleichfalls von Pacassi, der sich bei diesem Bau ganz an die Manier seines großen Lehrers Fischer von Erlach anlehnte.

Wenn das Schloß in Hetzendorf auch nicht so groß und imposant ist, wie Schönbrunn, so ist es doch, weil einem einheitlichen Gedanken entsprungen, architektonisch viel gelungener. Mit großer Pracht ist theilweise das Innere ausgestattet; namentlich die herrlichen Freskogemälde des genialen Daniel Gran haben hohen Kunstwerth.

Einer damals auftauchenden und bald Mode gewordenen Geschmacksrichtung entsprechen die in Hetzendorf und Schönbrunn eingerichteten chinesischen Zimmer mit ihren wunderlichen Tapeten, Porzellan- und Speckstein-Nippes, Lackarbeiten u. s. w.

Mehr als hundert Jahre darnach kam Japan in die Mode, so daß man in jedem Haus, das zu den sogenannten „besseren“ sich zählen will, bald ein „japanesisches Zimmer“ oder wenigstens einen „japanesischen Winkel“ finden wird.

Ein Lieblingsaufenthalt Kaisers Franz I. war Laxenburg, der von hier aus gerne jene anstrengenden Morgenritte unternahm, die den älteren Herren seiner Umgebung so beschwerlich waren. Damals war Laxenburg noch in jenem Zustand, wie Kaiser Leopold I. es hatte herstellen lassen, der gerne in Laxenburg verweilte. Das Schloß bestand aus einem massigen Hauptgebäude mit zwei flankirenden Thürmen, umgeben von einem breiten Wassergraben, über den eine hölzerne Brücke führte. Das heutige Laxenburg mit seinen tausend Ueberraschungen und Sehenswürdigkeiten ist im Wesentlichen eine Schöpfung Franz I., des Enkels der Kaiserin Maria Theresia.

Dem Gatten zu Gefallen nahm sie aber auch in Laxenburg Zubauten und Umänderungen vor. Im Jahre 1753 entstand das Schloß-Theater, das noch bestehende sogenannte „grüne Lusthaus“ wurde errichtet, und als besondere Ueberraschung für Franz I. ließ Maria Theresia 1754 den Garten ansehnlich vergrößern, Alleen, Spaziergänge und ein sogenanntes „Lustwäldchen“ sowie einen Thiergarten anlegen, Pavillons und Springbrunnen anbringen.

Im Frühjahr und Herbst suchte man alljährlich für einige Wochen Laxenburg auf, wo man noch ungezwungener war, als in Schönbrunn. Nach Laxenburg wurden nur die vertrautesten Hofkreise gezogen und die Kaiserin wählte alljährlich selbst die Gesellschaft aus, welche nach Laxenburg eingeladen wurde, wobei sie besonders auf den Kaiser und seine Unterhaltung Rücksicht nahm.

Es galt für eine hohe Ehre, den intimen Zirkeln in Laxenburg zugezogen zu werden, namentlich die Damen geizten der mannigfachen und doch ungezwungenen Unterhaltungen

wegen darnach. Darin lag wohl auch der Grund, warum der Hofadel sich zahlreich in Laxenburg ankaufte und Häuser baute.

Auf die Vorliebe, welche Franz I. für diesen Ort hatte, zielt der bekannte Vers, welchen der allezeit fertige Hof- und Gelegenheitsdichter Pietro Metastasio (Bild S. 113) auf Laxenburg machte:

„Lassenburgo non è castello,
Lassenburgo non è città,
Ma è un luogho bello,
Che piace a Sua Maestà!“

(Laxenburg ist kein Schloß und keine Stadt, es ist nur ein schöner Ort, der Ihro Majestät gefällt.)

Nach dem Tode des Kaisers wurde Laxenburg auch vom Hofe nicht mehr bewohnt, und erst Josef II. suchte es in seiner Krankheit wieder auf.

Selten hielt sich der Hof unter Maria Theresia im geräumigen aber ziemlich reizlosen Schloß Ebersdorf auf. Dagegen war Schloßhof bei Marchegg sehr beliebt. Diese Herrschaft stammte aus dem Besitz des Prinzen Eugen, der das prächtige Schloß bauen ließ. Von dem Prinzen Sachsen-Hildburghausen kam sie 1755 an die Kaiserin, die ihrem Gatten damit ein Geschenk machte. Franz I. ließ das Schloß theilweise umbauen und prachtvoll einrichten. Schloßhof wurde öfters besucht und war Schauplatz großer Festlichkeiten.

Auch die Vermälung der Lieblingstochter der Kaiserin, Maria Christine, mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen wurde in Schloßhof vollzogen.



Die Reformen in der Verwaltung und Justiz.

„Bis zum Dresdener Frieden“, schreibt Maria Theresia in dem schon angezogenen eigenhändigen Memoire, „habe ich herzhaft agirt, Alles hazardirt und alle Kräfte angespannt, weil ja meinen armen Erblanden nichts Unglückseligeres geschehen könnte, als in preußische Hände zu fallen..... Wie ich jedoch gesehen, daß ich zum Dresdener Frieden die Hand bieten mußte, so habe ich auf einmal meine Denkungsart geändert und dieselbe allein nur auf den inneren Zustand meiner Länder gerichtet.“

Je empfindlicher für Maria Theresia die trotz aller Standhaftigkeit nicht zu vermeidenden Opfer waren, desto mehr mußte sie auch den Drang fühlen, den Ursachen nachzuforschen, welche für diesen Ausgang verantwortlich gemacht werden konnten. Neben der schwankenden Haltung ihrer Verbündeten, welche gegen Maria Theresia's Neigung stets zum Frieden drängten, erkannte sie als eine der Hauptursachen die Unzulänglichkeit der eigenen Mittel, welche so oft in dem Momente versagt hatten, wo die höchste Kraftentfaltung nöthig gewesen wäre. Die Steigerung der inneren Kraft des Staates, die Aufstellung und Unterhaltung einer entsprechenden Kriegsmacht, namentlich aber die finanzielle Kräftigung durch Einführung eines gänzlich veränderten Abgaben-Systems, das waren die Ziele, welche Maria Theresia als nöthig erkannte, um die Machtstellung der Monarchie zu sichern.

Warum dies bei dem herrschenden System nicht möglich war, erkannte Maria Theresia's scharfer Blick ganz richtig.

„Bei meinen Vorfahren konnte es den Ministern unmöglich an Ansehen und Credit gebrechen, weil jeder in dem ihm zugetheilten Departement wie der Kaiser selbst regierte“, schreibt sie in dem merkwürdigen Memoire. „Darum hatten die Minister in fast allen Ländern die Stände völlig zu ihrer freien Verfügung, indem jeder Minister, der einem Lande vorstand, dort gewöhnlich am stärksten begütert war, mithin in der Versammlung der Stände das höchste Ansehen besaß.“

„Wollte nun der Landesfürst zum Unterhalt seiner Armeen und zur Rettung des Staates die erforderlichen Subsidien von den Ländern erhalten, so mußte er nothgedrungener Weise den Ministern, die allein ihm solches zu verschaffen vermochten, die von ihnen verlangten Vortheile auch wirklich gewähren.“

„Gewiß ist, daß in keinem Lande die Stände ihre Freiheiten so sehr betont haben würden, wenn sie nicht von den Ministern, deren Autorität und Ansehen lediglich davon abhing, darin kräftig unterstützt worden wären, wovon aber hauptsächlich der Hof selber die Schuld trug, weil nie in irgend etwas gehörige Vorkehrung getroffen war und, um nur Geld zu erlangen, immer Alles sogleich weggegeben und gewährt worden ist. Denn wäre der Landesfürst nicht jederzeit bei Willfahrung seiner Begehren der Willkür der Stände unterworfen gewesen, dann hätte er nicht nöthig gehabt, sich des Ansehens seiner Minister zur Verwirklichung seiner Absichten zu bedienen.“

Diese Bemerkungen der großen Monarchin richteten sich direct gegen das damalige Gefüge des österreichischen Staates, gegen das bisherige Regierungs-System, das ganz auf feudal-aristokratischer Grundlage beruhte. In den einzelnen Provinzen bestanden Landrechte, deren Handhabung und Vortheile lediglich den bevorrechteten Classen, dem Adel und der Geistlichkeit, preisgegeben waren und oft thatsächlich alle Gewalt in die Hände weniger Magnatenhäuser legten. Alle

von den Ständen ausgeübten Privilegien, die Bewilligung, Umlegung und Einhebung der Steuern, die Aushebung oder Werbung der Truppen und deren Verpflegung, die Verwaltung des Landesvermögens u. s. w. — sie wurden nur zum Vortheil dieser herrschenden Classen ausgeübt.

Thatsächlich besaßen in ganz Oesterreich und Ungarn Adel und Geistlichkeit unbedingte Steuerfreiheit; was sie leisteten, war freiwillige Gabe, während Bürger und Bauern die stets steigenden Bedürfnisse des Staates decken mußten. Dazu kam, daß auf dem flachen Lande das Gerichts- und Polizeiwesen von den Herrschaften abhing, in einzelnen Ländern (in Böhmen, Mähren, Krain) eine Art Leibeigenschaft herrschte, welche den Bauer nur zum Nutznießer des von ihm bebauten Grundes machte.

Die Macht der Stände und des Adels war daher fast eine ausschließliche, neben welcher jene des Staates nur einen sehr beschränkten Spielraum fand. Diese Verhältnisse waren den modernen Staaten-Systemen gegenüber, die überall nach strammerer Zusammenfassung drängten, unhaltbar und Maria Theresia ging mit entschlossener Hand daran, die Monarchie auf eine neue Basis zu stellen. Ihre ganze Regierungszeit kann im vollsten und besten Wortsinne eine ununterbrochene Reform-Periode genannt werden, von welcher kein Zweig des Staatswesens unberührt blieb und durch welche jene Fundamente gelegt wurden, die der Wesenheit nach noch heute den Staatsbau tragen.

Natürlich können wir dieser Reformarbeit nicht bis in alle Details folgen, so interessant und bezeichnend dies auch für die Regentenweisheit und tiefe Einsicht Maria Theresia's wäre. Wir müssen uns begnügen, die von ihr getroffenen Maßregeln nur in großen Zügen zu zeichnen, wie sie den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung entsprechen.

Den Kern aller ihrer Bestrebungen kennzeichnet ein genauer Kenner ihrer Zeit treffend in den Worten: „Unter

der Regierung Maria Theresia's geschah der erste Anbruch der alten feudalen Institutionen und zugleich der erste Act einer Centralisation der Gewalt, welche der Krone in den verschiedenen Erbländern zugehörte. Maria Theresia nahm es auf sich, die Einheit Oesterreichs, die bisher nur durch den Hof repräsentirt war, auch in den anderen Theilen der Staatsgewalt durchzuführen und zugleich die Autorität den Krone in unmittelbaren Zusammenhang mit allen Bestandtheilen des Volkes zu bringen".

Daß Maria Theresia die Mängel so klar erkannte, ist umso wunderbarer, als die Räthe, welche sie beim Regierungs-Antritt vorfand, aus begreiflichen Gründen Anhänger des alten Regierungs-Systems waren. Dazu kam, daß sie nie in die Geschäfte eingeweiht wurde. Bezeichnend ist der Ausspruch des englischen Diplomaten Williams, daß „Carl VI. Himmel und Erde in Bewegung setzte, um das Erbrecht seiner Tochter auf große Königreiche und Länder sicherzustellen, und gleichzeitig alles Mögliche that, was nur in seinen Kräften stand, um sie zur Regierung dieser Länder unfähig zu machen".

Vielleicht war es aber gerade ein Vortheil für Maria Theresia, daß sie unbeeinflußt von den Maximen und Vorurtheilen einer veralteten Regierungs-Praktik ihr schweres Regentenamt antrat. Dadurch bewahrte sie sich den freien Blick, welcher ihr ermöglichte, unbeirrt von den Anschauungen ihrer Umgebung, die Verhältnisse in ihrer wahren Gestalt zu sehen, die Mängel wahrzunehmen und die rechten Mittel zur Abhilfe anzuwenden.

Alle diese vorzüglichen Eigenschaften nebst ihrer ausgezeichneten Arbeitskraft hätten aber Maria Theresia kaum zum gewünschten Ziele geführt, wenn sie nicht die für einen Herrscher so werthvolle und doch so seltene Gabe, die geeigneten Kräfte zur Hilfeleistung am schweren Regierungswerk heranzuziehen, in ungewöhnlichem Grade besessen hätte.

Als nach dem Aachener-Frieden das theilweise schon angebahnte Reformwerk energischer in Angriff genommen wurde, vollzog sich eine durchgreifende Personalsveränderung in allen leitenden Stellen. Und auch nicht in Einem bedeutenderen Falle könnte man behaupten, daß sie ihr sicherer Blick in der Wahl ihrer Mitarbeiter getäuscht hätte, — sie wußte stets den rechten Mann an den rechten Platz zu stellen. Daß sie bestrebt war, diese Veränderungen in die schonendste Form zu kleiden und ihnen den Anschein von Beförderungen für die davon Betroffenen zu geben, wird ihrem Takt und ihrer Herzensgüte nur zur Ehre gereichen.

Unter jenen Staatsmännern, mit deren Hilfe die inneren Reformen von Maria Theresia durchgeführt wurden, steht in erster Linie Graf Friedrich Wilhelm Haugwitz. Er stammte aus einem wenig bemittelten schlesischen Adelsgeschlecht, zeichnete sich schon als Oberamtsrath in Breslau durch seine Begabung und — wie ein Zeitgenosse treffend sagt — dadurch aus, „daß er selbst arbeitete und nicht wie Andere die Arbeiten eines Secretärs nur mit seinem Namen versah".

Bei der Abtretung Schlesiens blieb er Oesterreich treu und trat an die Spitze der Verwaltung der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf. Auch in dieser Stellung machte er sich durch seine Geschäftstüchtigkeit bekannt und erwarb namentlich die Gunst Franz I., der ihn als hervorragendes organisatorisches und finanzielles Talent schätzen lernte und an Maria Theresia empfahl.

Diese selbst schreibt über Haugwitz: „Was diesen betrifft, so ist er mir wahrhaftig durch die Vorsehung zugesandt worden, indem ich, um durchbrechen zu können, gerade eines solchen Mannes bedurfte, welcher ehrlich, ohne Nebenabsicht, ohne Voreingenommenheit, ohne Ehrgeiz und ohne Anhang, der das Gute, weil er es als gut erkennt, unterstützt, der die größte Uneigennützigkeit an seine Landes-

fürstin, die umfassendste Begabung mit Freude und Fleiß zur Arbeit verbindet, der das Licht nicht scheut, und noch weniger sich fürchtet vor dem ungerechten Hasse derjenigen, welche durch ihn ihre Privatinteressen gefährdet glauben".

Dieses Urtheil Maria Theresia's wird viel maßgebender für uns sein müssen, als die zahlreichen mehr oder weniger ungünstigen Berichte über Haugwitz, die aus Kreisen stammen, welche naturgemäß ihn und seine Thätigkeit mit scheelem Auge betrachteten. Denn diese lief in erster Linie auf eine Einschränkung der ständischen Privilegien und der Vorrechte des Adels zu Gunsten des Staates hinaus.

In einer ausführlichen Denkschrift setzte Haugwitz schon 1742 der Monarchin auseinander, daß die zur dauernden Unterhaltung einer entsprechenden Heeresmacht erforderlichen Mittel mit dem bisherigen System nicht aufzubringen seien. Dazu sei erstens erforderlich, daß die Verfügungen über das Militärwesen von den einzelnen Landständen ganz auf die Regierung übergingen, und daß künftighin nicht blos die zu den Gutsherren im Verhältniß der Unterthänigkeit stehenden Landbewohner, sondern die Gutsherren selbst gleichfalls zur Steuerleistung an den Staat herangezogen werden sollen. Damit sollte eines der werthvollsten aber auch ungerechtfertigtsten Privilegien des Adels — die Steuerfreiheit — beseitigt werden.

Eine so radicale und die Interessen einer sehr mächtigen Classe vielfach verletzende Maßregel ohne gewaltsamen Eingriff in das bestehende Staatsrecht und in der subtilsten Weise durchgeführt zu haben, ist des Grafen Haugwitz nicht zu bestreitendes Verdienst. Er fand dabei das vollste Verständniß Maria Theresia's, die mit einer Art Ironie meinte, die sogenannten Privilegien der Stände seien nichts als nach und nach dem Landesfürsten abgezwungene „Gewohnheiten". Dies gehe schon aus der üblichen Bestätigungsclausel bei den Huldigungen hervor, die von „wohlhergebrachten Gewohnheiten" sprechen,

also gewiß nicht für übel hergebrachte Anwendung finden könne. Eine Reihe von administrativen Maßregeln bereitete den Hauptschritt vor, seit Haugwitz als Hofkanzler an die Spitze der inneren Verwaltung Oesterreichs getreten war; die indirecten Steuern wurden den Ständen entzogen, namentlich das Salz-, Tabak- und Stempelgefälle, später auch die Capitals- und Erbsteuer. Dann trat man mit dem Verlangen an sie heran, die bisherigen jährlichen Bewilligungen für Militärzwecke, welche insgesammt neun Millionen Gulden und zahlreiche Naturallieferungen betragen hatten, in eine für zehn Jahre fixirte, in die einzelnen Provinzen zu vertheilende Pauschalsumme von vierzehn Millionen umzuwandeln.

Der letztere Vorschlag fand umsomehr Widerstand, als er an die Bedingung geknüpft war, daß die Aufbringung so geschehe, daß alle unbeweglichen Güter eingeschätzt, das daraus fließende Einkommen zu fünf Percent capitalisirt, von dem so gewonnenen Capital aber der landständische Besitz den hundertsten, der übrige Besitz den fünfzigsten Theil als Steuer entrichte.

Aber Maria Theresia beharrte auf ihren wohlerwogenen Absichten und ging sogar noch weiter. Sie erklärte, es sei nothwendig, das Recht des Staates zur Oberaufsicht über die Verwaltung des Einkommens der Landstände in der Weise durchzuführen, daß in den einzelnen Ländern zu der „Gott gefälligen Gleichheit“ und der zum Besten des ganzen Gemeinwesens nothwendigen Ausgleichung der allzu verschiedenartigen Belastung gelangt werde. Zu diesem Zwecke wurde in jedem Lande eine landesfürstliche Commission zur Ueberwachung der Vermögens-Gebarung der Stände bestellt und diese zur Rechnungslegung verhalten.

Und so vielfältig auch die Hindernisse waren, welche Eigennutz und übler Wille dem großartigen Werke in den Weg legten, die Beharrlichkeit Maria Theresia's und die geschäftliche Energie und Tüchtigkeit ihres Berathers überwanden dieselben. Nahezu ein Jahrhundert, bevor in Ungarn die Steuer-

freiheit des Adels aufgehoben wurde, aber auch lange, bevor dies in Frankreich und einzelnen deutschen Staaten geschah, kam dieses Gebot der Gerechtigkeit und staatlichen Nothwendigkeit in Oesterreich zur Geltung.

Damit war die Axt an den Feudalstaat gelegt, und die Nothwendigkeit weiterer Reformen im Innern ergab sich von selbst. Und sie bewegten sich durchaus auf der gleichen Linie, welche der Beschränkung aller Sonderrechte, der Kräftigung des staatlichen Bewußtseins und einer größeren Gleichförmigkeit in der Behandlung der öffentlichen Geschäfte zustrebte. Die politische Verwaltung sollte den Landständen ganz entzogen und in die Hände staatlicher Organe gelegt werden.

Als politische Centralstelle wurde 1749 das Directorium in internis durch Vereinigung der österreichischen und böhmischen Hofkanzlei gebildet. An die Spitze dieser von 1762 ab „vereinigte Hofkanzlei" genannten Behörde, die dem jetzigen Ministerium des Innern entspricht, trat als Obersthofkanzler Graf Haugwitz. Da die vollkommene Loslösung der Gerichtsbarkeit von den Herrschaften noch unthunlich war, so sprach das Patent vom 14. Mai 1749 das Princip der Trennung der Justiz von der Verwaltung aus, um vorläufig die letztere ganz dem Staate anheimstellen zu können.

Man stand vor der Riesenaufgabe der Einrichtung eines ganz neuen Verwaltungs-Organismus. Aber Graf Haugwitz bewältigte dieselbe, indem er, wie bei seinem Tod (1765) Maria Theresia an die Witwe schrieb, „allein den Staat aus der Confusion in die Ordnung brachte".

Zum erstenmale brach man auch mit der Gepflogenheit, daß die Bekleidung höherer Aemter an den Adel gebunden war. Maria Theresia ordnete ausdrücklich an, daß zu Kreishauptleuten auch „Unpossessionirte" (d. h. welche keine landtäflichen Güter besaßen) ernannt werden könnten.

Zur Besorgung der Verwaltung in den einzelnen Kronländern wurden Gubernien errichtet, die den heutigen Statt-

haltereien entsprachen. An sie gliederten sich nach Abwärts die im Beginn der Fünfzigerjahre in's Leben tretenden Kreisämter, welche die Handhabung der landesfürstlichen Gesetze zu überwachen, namentlich aber — dieser Zweck wurde besonders hervorgehoben — die Interessen der Unterthanen gegenüber den Herrschaften zu vertreten und die ersteren zu schützen hatten. Dadurch wurde der Staat der großen Masse des Volkes zum erstenmale auch in anderer Form bekannt, als in der eines Geld und Rekruten heischenden, selbst aber zu nichts verpflichteten Verbandes von Ländern unter einer Dynastie. Die Kreisämter gewannen rasch die Sympathie der Bevölkerung, die jetzt zum erstenmale Schutz vor der Willkür der Herrschaften fand.

Damit war auch der erste Schritt zu einer großartigen socialen Reform — zur Aufhebung des Unterthanen-Verhältnisses — geschehen, die erst ein Jahrhundert später durch die Grundentlastung abgeschlossen wurde. Ohne vorderhand an das Princip der Hörigkeit und der Leistungen an Naturalien oder Arbeit von Seite der Unterthanen an die Herrschaften zu greifen, waren die neuen landesfürstlichen Behörden bemüht, Uebergriffen und ungerechtfertigten Forderungen der Grundherren vorzubeugen, übermäßige Verpflichtungen der Unterthanen durch gütliche Vergleiche oder administrative Urtheile herabzumindern.

„Diese fest stabilirte Einrichtung sehe ich als den wahren Grundstein an, wodurch sich die mir von Gott anvertraute Monarchie, mit dessen anhoffenden kräftigsten ferneren Beistand zu conteniren und zum Besten und Nutzen meiner Nachkommen zu conserviren vermag, indem sie dem Landesfürsten die Gelegenheit verschafft, die wahre Kenntniß von der Beschaffenheit seiner Länder für sich selbst zu gewinnen, deren Beschwerden zu erörtern und zu prüfen, mithin einen gerechten, Gott gefälligen Vorgang zwischen Obrigkeiten und Unterthanen zu fördern, insbesondere aber ein wachsames

Auge zu führen, damit die Armen und hauptsächlich die Unterthanen von den Reichen und Obrigkeiten nicht unterdrückt werden." Mit diesen schönen Worten kennzeichnet Maria Theresia selbst die Bedeutung ihres Reformwerkes.

Im Interesse der Rechtsgleichheit nicht minder wichtig war eine Neugestaltung des Justizwesens. Die Rechtspflege lag sehr im Argen, sie beruhte nach einer mustergiltigen Darstellung „in den westlichen Provinzen auf vielen örtlichen Rechten, welche theils niedergeschrieben waren, theils auf Gewohnheit beruhten, so daß die Gesetzgebung weder auf Vollständigkeit noch Systematik Anspruch machen konnte. Zur Ergänzung des Unvollständigen galten in den meisten Provinzen das römische Civilrecht, das canonische Recht und das lombardische Lehenrecht, sowie einzelne Verordnungen. In Ansehung des Gerichtsstandes galt die Regel, jeder müsse durch Seinesgleichen gerichtet werden; daher hatten die Geistlichkeit, die Universitäten, der Adel, die Staatsbeamten, das Militär, die Bürger, die Bauern und die Juden ihre eigenen Gerichte".

Dadurch entstand eine Vielgestaltigkeit der Rechtsformen und der Gerichte. In den Städten übten die Magistrate, auf dem Lande die von den Herrschaften abhängigen Patrimonialgerichte die Gerichtsbarkeit, der Instanzenzug war ein unsicherer, so daß in Civilprocessen dem Eigennutz, in Straffällen der Willkür und Grausamkeit ein weites Feld geöffnet war. Dazu kam der noch von Carl V. herstammende Criminal-Codex, die peinliche Halsgerichts-Ordnung, die selbst auf geringfügigere Delicte die furchtbarsten Strafen, wie Rädern, Viertheilen, Lebendigpfählen u. s. w., mit allerlei Verschärfungen setzte und an Stelle eines Beweisverfahrens die Tortur gestattete.

Als die Trennung der Justiz von der Verwaltung mit dem Patent von 1749 erfolgte, wurde eine eigene „Oberste Justizstelle" errichtet, um, wie das Handbillet der Monarchin an den Präsidenten derselben, Graf Seilern, besagte, „die

vielfachen und nicht unbegründeten Klagen über die Handhabung der Rechtspflege in ihren Ländern" abzuhelfen. Bald sah man ein, daß in dieser Hinsicht nur geholfen werden könne, wenn das Chaos in der Justizgesetzgebung beseitigt werde.

Zu diesem Zwecke setzte Maria Theresia 1753 eine Commission ein, welche ein neues Civilgesetzbuch für alle deutsch-österreichischen Länder ausarbeiten sollte. Maria Theresia bezeichnete als Richtschnur für diese Commission, daß Gleichförmigkeit und Schnelligkeit der Rechtspflege besonders anzustreben, außerdem aber auch Mittel zu finden seien, „wie abzuthun wären die Vorurtheile, der Schlendrian der sogenannten abusiven Gerichtsordnung, und wie die angefochtene Unschuld wider die gewöhnlichen Advocatenkünste vor das Künftige können geschützt werden und wie die gottlosen Leut und Pest eines Staates und einer christlichen Gemeinde können angesehen und bestraft werden".

Trotz fleißiger Arbeit rückte die aufgetragene Arbeit nur langsam vorwärts. Der Civil-Codex, welcher unter der Bezeichnung „Bürgerliches Gesetzbuch" 1767 der Kaiserin vorgelegt wurde, war ein achtbändiges Werk, das für die Praxis unverwendbar erschien und von Maria Theresia an die Gesetzgebungs-Commission zurückgeleitet wurde. Ein Jahr später kam ein Criminal-Codex, die Constitutio criminalis Theresiana, zu Stande, in welchen fast noch alle Härten der „peinlichen Halsgerichts-Ordnung" übergangen waren. Wirklich fruchtbringende Reformen im Justizwesen gehören einer späteren Periode der Theresianischen Regierung an.

Hier muß einiger Maßregeln Maria Theresia's gedacht werden, welche das confessionelle Gebiet streifen. Niemand wird dieser Monarchin tiefe Religiösität absprechen können; wenn sie sich daher zu gesetzlichen Eingriffen genöthigt sah, so war sie dazu gewiß durch unabweisbare Erwägungen ihrer Regentenpflicht genöthigt.

Namentlich die übergroße Zahl der Feiertage hätte Aufmerksamkeit erregt, „weil die Unterthanen an diesen so häufig wiederkehrenden Tagen sich der Arbeit entziehen und dafür dem Müßiggang und Ausschweifungen ergeben". Unter Beiziehung des Erzbischof von Wien Graf Johann Josef Trautsohn und des päpstlichen Gesandten Cardinal Marino Mellini wurden die abzuschaffenden Feiertage bestimmt, wozu auch Papst Benedict XIV. seine Zustimmung gab. Die Opposition einiger Bischöfe, welche sich trotzdem erhob, fruchtete nichts, denn am 21. Jänner 1754 erfloß das Edict, laut welchem 24 Feiertage aufgehoben, das heißt für die Arbeit und den bürgerlichen Verkehr preisgegeben, in ihrer kirchlichen Bedeutung aber aufrecht erhalten wurden.

Auch in anderer Beziehung griff Maria Theresia ein, um das staatliche Recht zu wahren. Ungerechtfertigte Uebergriffe der geistlichen Gerichte bei Entscheidung von Ehesachen wurden streng zurückgewiesen, — das Asylrecht kirchlicher Orte, ein mittelalterliches Ueberbleibsel, zuerst beschränkt, dann ganz beseitigt, und auch solche Gebräuche, die nicht in der Religionslehre begründet waren, sondern nur den Aberglauben förderten, abgeschafft. Eine Maßregel von einschneidender Bedeutung war es, daß künftig genaue Rechnung über die Verwaltung des Kirchenvermögens und der frommen Stiftungen gelegt werden mußte.



Finanzwesen und Verkehr.

Der zwingendste Anlaß zu allen Reformen Maria Theresia's lag, wie dies meist der Fall ist, in den höchst zerrütteten, finanziellen Verhältnissen. Die Kaiserin hatte es zu schmerzlich empfunden, beim vorausgehenden Krieg stets auf die Subsidien Englands angewiesen zu sein und um dieserwillen Rücksichten zu nehmen und Opfer bringen zu müssen, welche den Interessen und dem Ansehen des eigenen Staates nur abträglich sein konnten. Für die Zukunft sollte die Monarchie auf sich selbst, auf die eigene Kraft gestellt sein: dazu war aber nöthig, daß die Einnahmen reichlicher und regelmäßiger einfließen, und dies konnte nur wieder erreicht werden, wenn die Besteuerung einerseits gerechter vertheilt, andererseits die Bevölkerung wohlhabender und leistungsfähiger würde. In diesen Zwecken lag der zwingende Grund zu der Radicalreform des ganzen Staatswesens, wie aus allen Berichten jener Zeit hervorgeht.

Nach beiden hier bezeichneten Gesichtspunkten war in den Jahren der Bedrängniß in arger Weise verstoßen worden. Um der Geldnoth und den langwierigen Verhandlungen mit den Ständen zu entgehen, griff man in den Kriegsjahren zu Besteuerungsarten, die nicht unzweckmäßiger und drückender sein konnten. Die im Jahre 1743 eingeführte „Vermögens-steuer", eigentlich eine Einkommensteuer, mochte noch hingehen; nach einem sechsjährigen Durchschnitt wurde das Einkommen abgeschätzt und der zehnte Theil davon als Steuer vorge-

schrieben. Die Höhe eines solchen Steuersatzes wurde dadurch weniger drückend, daß die Einkommen nieder veranschlagt und die Landbevölkerung, Taglöhner und wer keinen eigenen Hausstand besaß, davon befreit war.

Natürlich war aber das Erträgniß einer solchen Steuer für die steigenden Bedürfnisse des Staates nicht ausreichend, und 1746 griff man zur irrationellsten und drückendsten Form einer Auflage zur Kopfsteuer. Von dieser war gar Niemand ausgenommen, das „Recht zum Athmen" war, wie sich bei solcher Gelegenheit ein französischer Volkswirth ausdrückt, zur Steuerquelle geworden. Eine mit vielen Abstufungen versehene Scala, welche lediglich die äußere Lebensstellung berücksichtigen konnte, also voll Ungerechtigkeiten sein mußte, stellte fest, wie viel Jedermann an Kopfsteuer zu entrichten hatte.

Von allen Personen, welche fürstlichen Rang besaßen und jährlich sechshundert Gulden Steuer zahlen mußten, ging es auf der Stufenleiter nach dem Rang herab, bis zu den Bauern, welche 48 Kreuzer, wenn sie ein Gespann besaßen, im anderen Falle aber 24 Kreuzer zu steuern hatten. Gewerbliche Hilfsarbeiter und Gesellen zahlten gleichfalls 24 Kreuzer, aber sogar von den Taglöhnern forderte man 12, von den Dienstboten und Arbeitern 4 Kreuzer ein.

So unbillig und drückend eine solche Steuer auch war, welche von der thatsächlichen Leistungsfähigkeit ganz absah, so trug man sie doch, so lange der Krieg dauerte, willig. Als jedoch der ersehnte Friede kam und die Lasten, die für diesen auferlegt waren, fortbestehen blieben, ja in mancher Beziehung noch erschwert wnrden, zeigte sich allgemeine Unzufriedenheit.

Eine allerdings etwas zu pessimistische Schilderung aus jener Zeit sagt: „Viele gibt es, welche behaupten, daß diese Lasten allzu drückend seien für die Bevölkerung und daß binnen wenigen Jahren die Grundbesitzer in Böhmen, Oesterreich und Mähren, sie mögen Adelige oder Bauern sein, gezwungen sein

werden, von der Bebauung ihrer Felder abzusehen. Schaarenweise würden die Landleute auswandern, um anderswo ihren Unterhalt zu suchen."

Wenn es dazu nicht kam, so war es nur den glücklichen Maßregeln zu danken, welche man zur Hebung des Wohlstandes der Bevölkerung ergriff. Schon die Reformen in der inneren Verwaltung und in den bäuerlichen Verhältnissen wirkten dahin. Das Verdienst des Grafen Haugwitz ist es aber, daß in die eigentliche Staatswirthschaft eine gewisse Ordnung durch Aufstellung eines Staatsvoranschlages, strenge Controle und Verrechnung kam.

In dieser Hinsicht, wie bei Erzielung größerer Sparsamkeit, war auch der Einfluß des Kaisers Franz I. ein sehr wohlthätiger. Er brachte nicht blos in die Ausgaben und den Haushalt des Hofes mehr Ordnung und Sparsamkeit, indem er Unterschleife bei Lieferungen, ungerechtfertigte Bezüge und Verschleuderung von Naturalien abstellte, alle Rechnungen selbst prüfte, sondern er verwerthete sein ökonomisches Talent auch im Interesse des Staates. Die strengere Controle bei der Steuergebarung, die Entfernung aller unzuverlässigen Beamten und die Vereinfachung bei der Steuereinhebung sind meist das Verdienst Franz I.

Im ganzen Staatshaushalt wurden namhafte Ersparungen durchgeführt. Gewiß hätte in dieser Beziehung noch mehr geschehen können, wenn nicht Maria Theresia's übergroße Güte gewesen wäre. Denn „eine sparsame Fürstin war sie nicht", sagt ihr Biograph. Indessen wurden doch manche Ausgaben wesentlich eingeschränkt. Die diplomatischen Auslagen, welche unter Carl VI. 3,700.000 Gulden betragen hatten, beanspruchten 1743 nur 2,780.000 Gulden. Die „außergewöhnlichen Ausgaben" sanken von 150.000 Gulden unter Maria Theresia auf die Hälfte, für „geheime Auslagen" wurden statt 55.500 Gulden nur mehr 15.300 Gulden verrechnet. Bedeutend waren auch die Ersparungen im Hofhaushalt. Die

Auslagen für die Hofcapelle und Musik hatten unter Carl VI. 145.000 Gulden beansprucht, unter Maria Theresia verwendete man nur 77.000 Gulden dafür; für Hofküche und Keller nahm man statt 361.000 nur 280.000, für andere Einkäufe statt 244.000 nur 100.000 Gulden in Anspruch.

Auch das Lotto, diese viel bekämpfte und allerdings sehr bedenkliche Einnahmsquelle, wurde ebenfalls unter Maria Theresia für den Staat herangezogen.

Als Privat-Unternehmungen sind die Lotterien sehr alt. Die sogenannten „Glückshafen", in welchen Effecten von verschiedenem Werth ausgespielt wurden, kommen schon im sechszehnten Jahrhundert vor und waren in Oesterreich zu einer Abgabe an das „Spielgrafenamt" verpflichtet. Auch zu Wohlthätigkeitszwecken veranstaltete man bald solche Lotterien. Ein kaiserliches Patent vom 2. April 1696 ordnet die Abhaltung eines „Glückshafens" an, dessen Erträgniß zur Errichtung eines Spitals und Invalidenhauses für die in den Türkenkriegen bresthaft gewordenen Soldaten bestimmt war. Ganz im Styl moderner Aufrufe heißt es, daß dem Gewinner ein Nutzen aus seinem Einsatz erwachse, wer aber leer ausgeht, möge sich mit dem Bewußtsein tröşten, eine gute Sache gefördert zu haben.

Nun tauchten bald auch Geldlotterien auf, welche unter Aufsicht des Staates standen und ziemlich hoch besteuert wurden. Auch der Wiener Magistrat veranstaltete eine solche, um ein Findelhaus in St. Marx errichten zu können.

Im Jahre 1751 erhielt endlich Octavio Casaldi ein ausschließliches Privilegium für die zuerst in Genua eingeführte Zahlen-Lotterie. Er mußte eine Caution von 300.000 Gulden erlegen, an den Staat durch zehn Jahre einen Pacht von 260.000 Gulden entrichten und außerdem jährlich fünf ehrbare arme Bräute mit je 30 Gulden Ausstattung beschenken. Das Lotto wurde dann eine Quelle steigender Einnahmen für den Staat. Beim Uebergang des Privilegiums auf Buratta und Compagnie erhöhte man die Pachtsumme auf 400.000 und

dann auf 525.000 Gulden, wobei außerdem der Unternehmer vier Fünftel des Reingewinnes an den Staat abführen mußte. Mit 1. November 1787 ging das Lotto ganz an die Staatsverwaltung über.

Der preußische Großkanzler Fürst, welcher zur Zeit der Einführung des Lotto in diplomatischer Mission in Wien weilte, schreibt darüber: „Das Lotto wurde den österreichischen Völkern deshalb vor anderen Lotterien an die Herzen gelegt, maaßen dieses Lotto den leichtesten Begriff und geschwindesten Ausgang hat, auch dergestalten beschaffen ist, daß Jedermann den Preis des Spieles auch in der mindesten Gattung des Geldes von selbst erwählen kann . . . . . Man kann so wenig als man will einlegen, und wäre es auch nur ein Kreuzer. Auch der ärmste Bauer trägt sein Geld dahin. Jeder beträchtliche Gewinn wird in den Zeitungen angezeigt und verfehlt nicht, neue Spieler anzulocken. Zuweilen streut man Nummern auf die Bänke in den Kirchen aus oder heftet sie an den Thoren der Klöster an; die frommen Leute wagen ihr Glück damit, wenn sie doch nichts gewinnen, es mehr ihren Sünden, als der unrichtigen Profezeiung zuschreiben. Ein Mensch, der den andern Tag gehenkt werden sollte, träumte die Nacht zuvor, daß eine gewisse Zahl gewinnen müsse; alle Welt setzte darauf, aber der arme Schelm hatte gelogen, und Niemand gewann. Casaldi hat das Recht, wenn eine Nummer so stark besetzt wird, daß er ruinirt sein würde, falls sie herauskäme, nichts mehr darauf anzunehmen und sie zu sperren. Man hatte alle die Lächerlichkeiten, die hiebei vorkommen, in einer Comödie verspottet, aber sie hat nicht gegeben werden dürfen . . . . . Allerdings ruinirt sich das gemeine Volk besonders hierbei und die meisten Minister sind deshalb dagegen gewesen; aber der Vortheil der Finanzen ist zu offen."

In der That wird schon in der ersten Zeit die Klage laut, daß ungetreues Gesinde und Tagelöhner, welche heimlich etwas entwendeten, in der Hoffnung geschwind reich zu werden,

zur Lotterie schleppten. Mißlinge ihr Plan, so werden sie immer hungriger und lernten stehlen; wären sie einmal insonderheit bei Terno glücklich, so würden sie Müßiggänger, stolz und stellten den Diebstahl vor die Thüre, und die Hoffnung nach mehreren Gewinnen verleitet sie, daß sie in der Lotterie nach und nach nicht nur allen Gewinnst, sondern auch von ihrem Eigenthum zusetzten, bis sie wieder so dürftig, aber auch noch viel ungesitteter wie vorher wären.

Daß das Lotto eine höchst bedenkliche, gerade auf die breiten Massen des Volkes demoralisirend wirkende Institution ist, darüber ist man heutzutage einig — im Princip. In der Praxis besteht es allerdings trotzdem noch fort, da der Wegfall dieser Einnahmsquelle des Staates unzuläſſig erscheint.

Nebst dem Kaiser Franz und dem Grafen Haugwitz, der auch Chef der Hofkammer (Finanz-Departement) war, fällt das größte Verdienst an der Hebung des Wohlstandes und der Ordnung im Staatshaushalt dem Grafen Rudolf Chotek zu.

Obwohl derselbe als Statthalter in Böhmen dem Churfürsten Carl Albert die Huldigung leistete und deshalb in den darüber eingeleiteten Proceß verwickelt wurde, wußte er sich in den Augen Maria Theresia's so vollkommen zu rechtfertigen, daß er beim Abschluß des Friedens von Füssen diplomatische Verwendung fand, dann in Böhmen die neuen Verwaltungs-Einrichtungen durchführte und 1749 zum Präsidenten der Bank-Deputation und des Universal-Commerz-Directoriums ernannt wurde. Schon 1759 aber trat er auch an die Spitze der Hofkammer, wodurch er eigentlich die ganze Staatswirthschaft übernahm. Zwei Jahre später wurde er als Oberstkanzler der Nachfolger des Grafen Haugwitz.

Chotek war ein unermüdlicher Arbeiter und besaß reiche Erfahrungen und Kenntnisse. Die Kaiserin hielt sehr große Stücke auf ihn und äußerte dies stets in der schmeichelhaftesten Weise.

„Da mein und des publici Dienst die baldige Ersetzung dieser wichtigen charge unumgänglich erfordert, und des Kaysers Majestät so wie ich, ein vollkommenes Vertrauen in Eure Geschicklichkeit, Treu und Ehrlichkeit setzen u. s. w.", schreibt sie bei seiner Ernennung zum Banco-Präsidenten, und die Leitung der Hofkammer überträgt sie ihm wegen „besonderen Vertrauens".

Auch sonst lauten alle Urtheile günstig über ihn. „Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er einer der geschicktesten Minister der Kaiserin ist", schreibt der Großkanzler Fürst. „Ein Mann von Welt, hat er mehr als ein anderer Minister die Absicht, höflich zu erscheinen, doch fühlt man auch immer einen gewissen Hochmuth durch. Er ist halsstarrig, opfert Alles dem Zweck, den er sich vorgesetzt hat, und hört über eine einmal gefaßte Entschließung Niemand mehr an."

Allerdings war Graf Rudolf Chotek ein Mann von ganz fest begründeten Ansichten, die er trotz allen Ehrgeizes auch dann nicht aufgab, wenn seine Stellung dadurch gefährdet war. Er bewies dies später durch seine Haltung gegenüber der Josefinischen Steuerreform.

In einem ausführlichen Bericht an die Kaiserin führte er aus, daß die Vermehrung des Staatseinkommens nur durch eine Hebung des allgemeinen Wohlstandes erzielt werden könne, dieser aber sei abhängig von den herrschenden Cultur-Verhältnissen, dem Blühen der Gewerbe, der Manufacturen und des Handels, der Verbesserung der Verkehrsmittel — „darin liegt die Grundlage aller Staatswohlfahrt". Als Maria Theresia ein Plan vorgelegt wird, für einzelne Anlehen die Zinsenzahlungen einzustellen, tritt Chotek entschieden dagegen auf, als ein Mittel, das nur momentan nütze, den Credit des Staates aber dauernd schädige.

Im Gegentheile suchte Chotek, da die Zölle zur Deckung der Zinsenzahlungen bestimmt waren, diese Einnahme

durch Erhöhung der Zölle möglichst zu erhöhen. Er stieß damit umsomehr auf Widerspruch, da die Monarchie damals in sechs gesonderte Zollgebiete zerfiel und die hohen Zwischenzölle, welche zwischen den einzelnen Provinzen eines Staates bestanden, allerdings der von ihm angestrebten Hebung des Handels und Verkehrs nur hinderlich sein konnten. Verdienstlicher war es, daß er die Zollfreiheit der fremden Gesandten einschränkte, mit welcher ein so unsauberer Schmuggel getrieben wurde, daß z. B. der päpstliche Nuntius daraus ein Jahreseinkommen von 10.000 Gulden zog. „Es gibt noch allzuviele geheime Rinnsale, in welchen Einnahmen abfließen, die dem Staat zukommen und dessen Revenuen erklecklich stärken könnten“, meinte Chotek treffend.

Er sah überdies in hohen Zöllen ein Mittel, um die inländische Industrie zu heben, bekanntlich heute noch eine vielumstrittene volkswirthschaftliche These. In der That hob sich die Leinen- und Tuchmanufactur bedeutend und auch andere Industriezweige blühten auf oder wurden ganz neu gegründet. Die von Claudius du Pasquier in Wien gegründete Porzellan-Fabrik kaufte Maria Theresia sogar an und sie entwickelte sich durch die Schönheit der Formen und die Vollendung der Malerei zu einem großartigen Etablissement, das auf die Hebung dieses Industriezweiges in Oesterreich von wohlthätigstem Einfluß war.

Besonderes Lob erntet unter der Verwaltung Chotek's die Post, umso bemerkenswerther, da in Deutschland die Klagen darüber zu einer stehenden Rubrik aller damaligen Reiseberichte gehören. Die einzelnen Stationen lagen nahe, waren gleichmäßig eingetheilt, so daß man in Oesterreich schneller und besser reiste, als überall. „Aller Welt macht es Vergnügen“, erzählt Fürst, „viele Meilen binnen wenigen Stunden zurückzulegen. Besonders liebt man es in Wien, des Morgens nach Preßburg zu fahren, dort zu Mittag zu speisen und Abends zum Theater oder zur Gesellschaft wieder zurück zu sein.“

Viel trug dazu der gute Zustand der Straßen bei, welche gleichfalls allgemeines Lob finden und ein besonderes Augenmerk Chotek's bildeten. Auch die Einführung der „Stellfuhren", die zur Beförderung von Reisenden und gewissen Gütern dienten und von Wien nach allen Hauptorten der Monarchie in bestimmten Terminen abgingen, trugen viel zur Belebung des Verkehrs bei. Allerdings darf man diesen nicht mit unserem heutigen Maßstab messen. Von Wien nach Graz bedurfte die kaiserliche Stellfuhre vier, nach Triest gar 13 Tage; die Fahrt nach Prag nahm sieben Tage in Anspruch. Hemmend waren überdies die zahlreichen Mauthen und Zollschranken.

Ein unvergängliches Verdienst aber erwarb sich Chotek um Triest. Er setzte die unter Carl VI. schon begonnenen nach diesem Hafen auslaufenden Straßenbauten fort und bestimmte Maria Theresia zur Einsetzung einer besonderen Commission, welche alle Mittel zur Hebung des Triestiner Handels zu erwägen und einen Hafen anlegen sollte, welcher „Sicherheit gegen die Stürme des Meeres und feindliche Angriffe" biete.

In kurzer Zeit wurde der Handel von Triest ein blühender, die Stadt vergrößerte sich und gehörte zu den reichsten der Monarchie. Es ist keine ganz ungerechtfertigte Hyperbel, wenn gesagt wird, das heutige Triest verdanke sein Entstehen der Kaiserin Maria Theresia.

Durch ihre weisen Maßregeln, die von einsichtsvollen und energischen Staatsmännern durchgeführt wurden, erwachten alle schlummernden Kräfte der Monarchie und kräftig pulsirendes Leben und Schaffen kam in alle Adern der Volksthätigkeit. Aber diese Anregungen blieben nicht blos auf das materielle Gebiet beschränkt, sondern sie erstreckten sich auch auf das geistige.



Das Unterrichtswesen unter Maria Theresia bis 1760.

Auch beim Unterrichtswesen konnte wie in so mancher anderer Beziehung vor der Regierung Maria Theresia's kaum von einer eigentlichen Einflußnahme des Staates die Rede sein. Von der Elementarschule an bis zu den Universitäten lag der gesammte Unterricht in den Händen kirchlicher Corporationen; selbst die juridischen und medicinischen Studien machten davon keine Ausnahme, da sie in enger Verbindung mit den Universitäten standen, diese aber der Leitung durch kirchliche Corporationen anheimgegeben waren.

Der allgemein zugängliche Unterricht in den Volksschulen oder, wie sie damals hießen, in den „Anfangsschulen" lag sehr im Argen. Mit Ausnahme von den größeren Städten hing es meist von der wechselnden Schulfreundlichkeit des Gutsherrn ab, ob überhaupt eine Schule bestand und wie dieselbe eingerichtet war. Und da sie stets mit Unkosten, wenn auch nur mit geringen, verknüpft war, so gab es leider nur zu viele Herrschaften, welche es vorzogen, gar keine Schule zu unterhalten oder dieselbe so billig als nur irgend möglich einzurichten.

So kam es, daß ein großer Theil der Bevölkerung ohne jeden Unterricht heranwuchs und derselbe dort, wo eine Schule bestand, von ganz unbefähigten Leuten ertheilt wurde. Es war noch günstig, wenn die Schule gewissermaßen als Anhängsel der Meßnerstelle betrachtet wurde, sehr häufig versahen invalide Soldaten, frühere herrschaftliche Bediente und andere Leute, welchen selbst alle Kenntnisse fehlten, den

Schuldienst, der ihnen lediglich um der sehr kargen Versorgung wegen verliehen worden war.

Der Anstoß, auch hier einzugreifen, lag für Maria Theresia nahe. Sobald landesfürstliche Behörden errichtet waren und mit der Bevölkerung unmittelbar in Berührung kamen, mehrten sich in den Berichten die Klagen über die Unwissenheit und Roheit der unteren Volksclassen, wodurch manche wohlthätige Maßregel unwirksam gemacht wurde. Namentlich der Aberglaube war in seinen widerlichsten Formen verbreitet und spottete aller wohlgemeinten Bemühungen, ihn einzudämmen. Vergebens erließ man Edicte gegen den Glauben an Hexerei und Zauber, — gegen das Vorurtheil gegen gewisse Gewerbe, die als unehrlich galten, — gegen das Ausgraben von Leichen, die als Vampyre galten, — gegen die Traumbücher und den oft aus purem Aberwitz bestehenden Inhalt der Kalender. Das Volk hielt in seiner Masse an diesen albernen Vorstellungen fest, weil es keine Mittel besaß, sich bessere zu erwerben, und weil es von mancher Seite darin bestärkt wurde, statt daß man die wohlmeinden Absichten der Regierung unterstützt hätte.

Obwohl noch 1766 ein besonderes Patent sich über die Absurdität des Glaubens an Hexen erging und angeordnet wurde, alle Personen, welche sich mit Wahrsagen, Traumdeuten, Schatzgräberei u. s. w. abgaben, als Betrüger zu behandeln, trat doch Pater Angelius März noch öffentlich als Vertheidiger des Hexenglaubens und der Zauberei auf.

Der Gedanke lag nahe, daß diesen Uebelständen wirksam nur durch Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus abgeholfen werden könne. Allein man beschränkte sich auf einzelne Maßregeln. Die ganze Schulreform Maria Theresia's, die zu ihren unvergänglichsten Verdiensten gehört, trat erst in einer späteren Regierungsperiode in das Leben. Für Tirol wurde 1747 schon eine allgemeine Schulordnung erlassen, andere Verordnungen betrafen die Einführung besserer

und gleichmäßiger Lehrbücher und die Anstellung „anständiger und genugsam erfahrener“ Schulmeister.

Vorderhand blieb es dann bezüglich des Volksschulunterrichtes so ziemlich beim Alten, und was geschah, drückte sich mehr in der Einrichtung einzelner Anstalten als in allgemeinen organisatorischen Maßregeln aus. Viel Verdienst erwarb sich in Oesterreich um die Einführung guter Schulen der Piaristen-Orden; seine zwei Schulen in Wien, zu St. Thekla auf der Wieden und in der Ungargasse, galten nebst der 1743 vom kaiserlichen Rath Michael von Zollern auf dem Neubau gegründeten als die besten in Wien. Auch in anderen Orten, wie in Gleisdorf (Steiermark), St. Pölten, Horn u. s. w. entstanden Piaristen-Schulen, die großen Zuspruch fanden.

Eine wohlthätige Maßregel, die auch für den besseren Unterricht vieler Kinder sorgte, war die Reorganisation des kaiserlichen Waisenhauses, das bei einer 1750 vorgenommenen Revision in sehr unordentlichem Zustand befunden wurde. Sofort wurde die bisherige Leitung entfernt und eine besondere Commission damit betraut, an deren Spitze ein bei Maria Theresia sehr beliebter Beamter, der Hofrath von Doblhoff gestellt wurde.

Die eigentliche Direction des Waisenhauses legte Maria Theresia bald darauf in die Hände des Jesuiten Pater Ignaz Parhammer, der als Beichtvater Franz I. dem Hofe nahe stand, ein sehr beliebter Kanzelredner war und durch sein warmes Interesse an Kindern besonders für seinen neuen Wirkungskreis paßte.

Schon früher gründete er behufs besseren Religionsunterrichtes eine „Bruderschaft für die Christenlehre“, welcher Maria Theresia mit ihrer ganzen Familie beitrat. Dies beförderte natürlich die Sache so sehr, daß bald 16.000 Kinder der Bruderschaft angehörten. Um bei einer solchen Menge den Unterricht ertheilen zu können, traf Parhammer

nach dem Wohnsitz eine Eintheilung, welche bald militärische Formen annahm.

Und nun fing Parhammer in der That an, die Kinder militärisch zu drillen. In Laxenburg führte er der Kaiserin einst 2000 seiner Miniatur-Soldaten vor. Er formirte sie in Compagnien von Grenadieren, Musketieren und Artilleristen, uniformirte und bewaffnete sie mit Flinten und Seitengewehren, ja, es bestand sogar eine „türkische Banda" aus Waisenknaben. Eine gleichgiltige Schilderung sagt darüber:

„Nichts ist artiger anzusehen, als eine Musterung der Waisenknaben. Sie marschiren, avanciren, belagern, besteigen eine besonders dazu aufgeführte Citadelle, kanonieren, werfen Granaten, retiriren, formiren ein Bataillons-Quarré, kurz, sie machen den ganzen Krieger in Miniatur. Die Knaben fürchten das Pulver gar nicht und es ist noch Alles ohne Unglück abgegangen. Im sechszehnten Jahre müssen sie sich erklären, ob sie ein Handwerk erlernen oder in den Soldatenstand treten wollen. In letzterem Falle werden sie in die Regimenter eingetheilt; da passirt es nun freilich, daß der ehemalige Fähnrich oder Hauptmann wieder Gemeiner wird, allein sie haben immer eher Hoffnung als ein Anderer. . . ."

„In diesem Hause wird das kleinste Vergehen militärisch bestraft und Gassenlaufen ist unter diesen kleinen Soldaten nicht selten. Die Ordnung, Reinlichkeit und Schönheit in allen Gemächern ist nicht zu beschreiben. . . . Vor jedem Zimmer steht eine Wache mit aufgepflanztem Bajonnette, welche richtig alle Stunden abgelöst wird. Im schärfsten Winter müssen die Knaben ihre Stunde stehen und man hört keine Klagen. In der Mitternachtstunde ziehen sie so freudig auf ihren Posten, als am hellen Morgen, und die Furcht vor den Gespenstern ist ihnen gänzlich benommen. Dabei lernen sie Alles, was ein ehrlicher Bürger zu wissen braucht und wozu sie Lust haben. Nur darf Keiner studiren oder in ein Kloster gehen."

„Ihr Lager zu sehen, ist ein wahres Vergnügen. Die vornehmsten Herrschaften wohnen denselben bei. Man glaubt ein Lager von erwachsenen Männern zu besuchen, weil gar keine kindischen Streiche vorkommen. Hier putzt ein Trupp seine Gewehre, dort lehrt ein Großer einem Kleinen das Exerciren. Hier frisirt einer den Andern, dort wäscht ein Anderer sein Beinkleid, kurz man findet allenthalben nichts als männliche Knaben und ganze Soldaten mit kleinen Körpern. Und ihr ganzer Lohn ist Parhammer's Aeußerung: „Ihr habt brav gethan!“ Damit sind sie vollständig zufrieden.“

Allerdings fehlte es auch nicht unter den Zeitgenossen an ziemlich berechtigten Einwendungen gegen das militärische System Parhammer's. Man fand, daß es in Spielerei ausarte, durch welche nützlichere Lehrgegenstände beeinträchtigt wurden.

Die musterhafte Reinlichkeit und Ordnung, welche herrschte, mußten aber auch diese Tadler anerkennen.

Die Einrichtung der Gymnasien beruhte auf einem Statut vom Jahre 1735, zu welchem 1752 Ergänzungen erlassen wurden, die namentlich auf das Lehrpersonale Bezug hatten. Die Kaiserin rügte es, daß oft ganz junge, selbst nicht gehörig ausgebildete Leute zum Lehramt berufen wurden, künftig solle dabei strenge auf gründliche Kenntniß gesehen werden, namentlich in der lateinischen und deutschen Sprache; Geschichte und Naturwissenschaften fehlten im Lehrplan ganz, erst in der fünften Classe lehrte man Geografie, in der sechsten Arithmetik.

Interessant ist es, daß man gleichzeitig auch schon eine zweite Art von Mittelschulen in das Auge faßte, welche man „mechanische Lehrschulen“ nannte und die unseren heutigen Realschulen entsprochen hätten. Der Vorschlag hiezu stammte von dem Inspector des Manufacturamtes Ludwig Prokop von Rabstein. Als Zweck wurde bezeichnet, die Gewerbsleute durch theoretische Ausbildung in den Stand zu setzen,

in der Praxis Tüchtiges zu leisten, und als Unterrichtsgegenstände führte man an: Arithmetik, Geometrie, Physik und Mechanik, Zeichnen, Buchhaltung und Correspondenz, Handelswissenschaft, Geschichte, Geografie, Landwirthschaftslehre.

Maria Theresia genehmigte den Plan und ordnete an, daß vornehmlich weltliche Lehrer zu bestellen seien. Wenn er auch, wahrscheinlich der Kosten wegen und theilweise auch wegen Mangel an Lehrkräften, nicht zur Ausführung kam, so ist es doch bemerkenswerth, daß man sich darüber klar war, daß die sogenannte classische Bildung nicht mehr für die Anforderungen der Zeit ausreiche.

Die Universitäten waren durchaus in den Händen der Jesuiten. Es darf nicht geleugnet werden, daß viele Mitglieder dieses Ordens große wissenschaftliche Verdienste erworben haben; der Einfluß, welchen der Orden aber damals auf die von ihm geleiteten Anstalten übte, ist gewiß kein glücklicher zu nennen. Von einem freien wissenschaftlichen Leben konnte keine Rede sein, aber auch die akademischen Sitten gewannen nicht. So kam es zum Beispiel in Graz zu den ärgerlichsten Auftritten, die Studenten lebten in permanentem Kriegszustand mit der Bevölkerung, vergriffen sich thätlich an hochgestellten landesfürstlichen Functionären, fanden aber trotzdem Schutz bei dem geistlichen Rector und den Professoren, die durchaus dem Jesuiten-Orden angehörten.

Wenn Maria Theresia 1752 über die Universität in Wien schrieb: „Die Studien hier sind gewiß nicht viel Nutz und voller Gebrechen", so fällte sie ein so hartes Urtheil gewiß nicht ohne Grund. Aber auch der Cardinal-Erzbischof Christof Anton Graf Migazzi sagt darüber: „Schon seit vielen Jahren waren die Studien den Jesuiten anvertraut, die auf eine gewisse Weise unbeschränkt darüber schalteten. Dabei aber befanden sich die Wissenschaften gar nicht in dem Zustande, in dem verständige Leute sie zu sehen wünschten".

Die Reform der Hochschulen war also unabweislich. Als Berather dabei diente der Kaiserin der berühmte Leibarzt

Gerhard van Swieten, der 1745 von Löwen als Professor der Anatomie und Physiologie nach Wien berufen wurde und bald das volle Vertrauen der Kaiserin gewann. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Mediciner, sondern auch ein Mann von gründlicher allgemeiner Bildung.

Ihm vertraute Maria Theresia das Werk der Universitäts-Reform an, das mit der medicinischen Facultät begonnen wurde. Van Swieten brachte den staatlichen Einfluß auf die Universitäten zur vollsten Geltung; die Anstellung der Professoren, die Bestätigung in akademischen Würden gingen an die Regierung über, für die einzelnen Facultäten wurden Directoren bestellt, deren erster an der medicinischen Swieten selbst wurde. Es lag in dieser Reform eine Uebertragung des Bureaukratismus auf die Universitäten, die nicht nach unserem Geschmack ist und freierer wissenschaftlicher Bewegung gewiß nicht günstig war. Aber es ist nicht zu vergessen, daß es sich damals in erster Linie um Verdrängung des ausschließlich kirchlichen Einflusses auf die Hochschule handelte und dieser konnte der Lage der Dinge nach nur durch jenen des Staates ersetzt werden.

Im Jahre 1753 wurden auch die philosophische und juridische Facultät der Umgestaltung unterzogen. Namentlich für die letzteren zeigte man große Fürsorge, und Maria Theresia erklärte ausdrücklich sie zu solcher Bedeutung heben zu wollen, „daß sich keine hohe Schule in Europa ahnsehnlicherer Rechtsgelehrten als Wien zu rühmen hatte".

Um die Universität auch äußerlich zu neuer Bedeutung zu bringen, wurde der Professor der Beredsamkeit Johann Sigmund Popowitsch, ein sehr gelehrter Sprachforscher, mit dem Auftrag betraut, das Nöthige für den Bau eines neuen Universitätsgebäudes einzuleiten. So entstand mit einem Kostenaufwand von 280.000 Gulden das schon an anderer Stelle erwähnte Gebäude, dessen feierlicher Einweihung die Kaiserin selbst beiwohnte (5. April 1756).

Vor Allem hatte Maria Theresia stets den Zweck vor Augen, daß die Unterrichts-Anstalten dem Staat die für seine Zwecke nöthigen Individuen heranbilden. Die eigentlich wissenschaftliche Bedeutung der Unterrichts-Anstalten stand ihr erst in zweiter Linie. Dieser Nützlichkeitsstandpunkt gab ihr auch den Gedanken zur Errichtung einer Anstalt, in welcher die Söhne des minderbemittelten Adels eine fachgemäße Ausbildung zu brauchbaren Staatsdienern erhalten sollten.

Es war dies die „theresianische Ritter-Akademie", für welche sie das Lustschloß ihres Vaters, die „Favorita", bestimmte, wo sich diese Anstalt, wenn auch in modificirter Weise, noch heute befindet. Aufnahme sollten nach der ursprünglichen Stiftung nur Söhne adeliger und um das Herrscherhaus verdienter Eltern finden, die ein „ausbündiges Talentum" und einen „munteren Geist" besitzen mußten, um dereinst „zu den wichtigeren Staats- und Ländergeschäften nützlich gebraucht werden zu können".

Eine andere wichtige Unterrichts-Schöpfung Maria Theresia's für staatliche Zwecke war die 1754 ins Leben gerufene „Akademie der morgenländischen Sprachen", die heutige orientalische Akademie. Ihr war die Aufgabe gestellt, Individuen heranzubilden, welche die sprachliche Eignung für den diplomatischen Dienst in der Levante und dem Orient besaßen, der für die rege Handelsverbindung mit diesen Ländern von großer Wichtigkeit war. Auch diese Schöpfung Maria Theresia's hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und dem Staatsdienste viele ausgezeichnete Kräfte zugeführt.

Bei vielen von diesen Maßregeln und Einrichtungen war das Beispiel des gerade im Unterrichtswesen weiter fortgeschrittenen Auslandes von Einfluß gewesen. Denn es war ein Argument, welchem sich Maria Theresia's Ehrgeiz selten verschloß, wenn darauf hingewiesen wurde, daß Oesterreich in irgend einer Beziehung zurückstand.

Umsomehr ist es als ein Beweis ihres selbstständigen Denkens aufzufassen, wenn sie auf einen schon damals auftauchenden Vorschlag nicht einging, für welchen gerade das Beispiel des Auslandes angerufen werden konnte. Es war dies in Bezug auf Errichtung einer gelehrten Akademie in Wien der Fall, die schon 1750 projectirt wurde. Die Kaiserin erkannte klar, daß die Vorbedingungen einer solchen — das rege wissenschaftliche Leben und Streben, ein größerer Kreis von wirklich bedeutenden Männern — noch nicht vorhanden sei und hielt die gemachten Vorschläge mit Bemerkungen, wie: „Das hat wohl Zeit, liegt mir nicht am Herzen", oder „hat noch gute Weile", so lange hin, bis der Umstand, daß dazu „niemals kein Fundus und jetzt am wenigsten vorhanden", der Sache vorläufig ein Ende machte.

Auch als man viel später wieder mit einem solchen Project hervorrückte und auch Vorschläge für die zu ernennenden Mitglieder machte, blieb Maria Theresia dem Gedanken abgeneigt.

Dagegen errichtete die Kaiserin mitten in den Stürmen des siebenjährigen Krieges 1760 eine eigene Studienhof-Commission, durch welche jene umfassende Reform des Unterrichtswesens vorbereitet wurde, auf die wir noch als eine der glänzendsten Großthaten der Theresianischen Regierung zu sprechen kommen werden.



Reformen im Heerwesen.

Das schon früher über den Zweck der Theresianischen Reformen und über den Gedankengang, welcher sie dazu führte, Gesagte läßt uns erkennen, daß die Stärkung der Wehrmacht des Staates den Kernpunkt ihrer Bestrebung bildete. Noch während des Krieges wurden einzelne Einrichtungen getroffen, von deren Trefflichkeit man sich zum eigenen Nachtheil hatte überzeugen müssen, nach dem Aachener-Frieden aber wurde eine durchgreifende Reorganisation des ganzen Heerwesens in Angriff genommen.

Derselbe Grundgedanke der Einheitlichkeit, welcher den rothen Faden aller staatlichen Reformen Maria Theresia's bildet, war auch bei der Umgestaltung der Armee maßgebend. Die Einflußnahme der einzelnen Landstände auf die Stärke, die Organisation und Verpflegung der Wehrkraft, welche so oft die Operationen verzögert und ganz vereitelt hatte, wurde beseitigt. Der Gesammtstaat schuf und bildete sich seine Armee selbst, um deren Verwendung im rechten Augenblick und am rechten Ort sicher zu sein.

Es ist sehr lehrreich, Maria Theresia selbst über die Zustände in der Armee bei ihrem Regierungs-Antritt zu hören. „Wer würde glauben, daß nicht die mindeste Regel eingeführt war bei meinen Truppen?“ schreibt sie in der mehrfach angezogenen Denkschrift. „Jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, im Exerciren, im Allarm; Einer schoß geschwind, der Andere langsam; die nämlichen Worte und Befehle wurden

bei Einem so und bei einem Andern anders ausgedrückt, und da ist es dann kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner Regierung der Kaiser allzeit geschlagen worden, und wie ich selbst das Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist."

Der Gleichförmigkeit und Exactheit des preußischen Exercitiums schrieb man allein die Siege Friedrich's II. bei, wobei man wohl sein unbestreitbares Feldherrn-Genie etwas zu gering anschlug. Indessen war gewiß sehr Vieles in der Armee reformbedürftig und die unter dem Vorsitz des Prinzen Carl von Lothringen zusammentretende Commission fand Arbeit in Fülle vor. Einen großen oder auch nur glücklichen Feldherrn kann man den Prinzen Carl nicht nennen, aber er besaß tüchtige militärische Kenntnisse, hatte reiche Erfahrungen gesammelt und war unbefangen genug, um die Vorzüge vieler Einrichtungen des Gegners einzusehen.

Namentlich in der Eintheilung und Ausbildung der Infanterie lehnte man sich ganz an das preußische Muster. Es war das unablässige Streben, das österreichische Fußvolk bezüglich der Raschheit des Manövrirens, der Schnelligkeit und Sicherheit des Feuers auf jene Stufe zu heben, welche es in der preußischen Armee einnahm. So fand der Gleichschritt seinen Eingang in der Armee, nachdem schon nach dem ersten schlesischen Krieg die eisernen Ladstöcke eingeführt worden waren. Den wesentlichsten Antheil an diesen Reformen hatten die Generäle Leopold Graf Daun (Bild S. 113) und Moriz Graf Lascy, die neuen Reglements waren von General Franz Graf Guasco ausgearbeitet.

Es war aber eine Reform an Haupt und Gliedern, die man vornahm. Auch der Hofkriegsrath, der seit den Tagen Eugen's stets die Klage der Feldherren war und über dessen schleppenden Geschäftsgang Maria Theresia selbst klagte, wurde 1753 vollständig organisirt und in drei Departements für die rein militärischen, die ökonomischen und die judiciellen Angelegenheiten getheilt.

Die Aufstellung und Ergänzung der Armee geschah theilweise durch bestimmte in den Provinzen ausgehobene Rekruten und Contingente, theils durch Werbung. Brauchbaren Leuten, welche über die bei der Anwerbung bestimmte Zeit fortdienten, wurden besondere Vortheile in Aussicht gestellt. Ein Erlaß von 1758, welcher bestimmt, daß in den „böhmischen und mährischen Landen" nur solche Leute zur Capitulation für eine längere Dienstzeit zugelassen seien, „als welche deutsche oder doch dieser Sprache wohl kundig seyend", ist ein interessanter Beitrag zur Frage der Armeesprache, deren Nothwendigkeit heutzutage wieder von mancher Seite angezweifelt wird.

Von dem geringen Stand, welchen Maria Theresia bei ihrem Regierungsantritt vorfand, hob sich die österreichische Armee schon in den ersten fünfzehn Jahren ihrer Regierung auf eine achtunggebietende Höhe. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges zählte sie nahezu 200.000 Mann, welche in 54 Infanterie-, 41 Cavallerie-Regimenter, ungefähr 35.000 Mann ungarische Aufgebots-Truppen und die technischen Waffenkörper zerfiel.

Um die neuen Einrichtungen zu erproben und Führern wie Soldaten Gelegenheit zur Uebung zu geben, zog man in den Provinzen wiederholt die Truppen in große Feldlager zusammen. Man folgte auch darin dem preußischen Beispiel, denn man schrieb es nicht mit Unrecht den schon vom Vater Friedrich's II. eingeführten großen Feldübungen zu, daß die preußischen Soldaten, die seit langer Zeit keinen Feind gesehen hatten, über kriegsgewohnte Truppen siegen konnten.

Zu diesem Zwecke scheute Maria Theresia keine Auslagen; obwohl sie sonst nicht gerne Wien verließ, unternahm sie wiederholt beschwerliche Reisen, um solche Feldlager zu besuchen und persönlich an den Uebungen theilzunehmen. Sie lieferte damit den Beweis, daß die von der Armee ihr zu Ehren geprägte Medaille, auf welcher sie als „mater castorum"

(Mutter des Feldlagers) gefeiert wurde, mehr als eine leere Ovation war.

Nächst der Infanterie erlitt namentlich die Artillerie eine vollkommene Umgestaltung. Sie war das Verdienst des Siegers bei Piacenza, Fürst Wenzel Liechtenstein, der eine systematische Gliederung nach dem Geschoßgewichte durchführte, die eigentliche Feldartillerie von der Belagerungs-Artillerie trennte, der ersteren aber durch Verkürzung des Rohres und Gewichtserleichterung erhöhte Beweglichkeit verlieh. „Unter des Wenzel Liechtenstein's Leitung bildete sich eine eigene Schule der Artillerie," bemerkt Friedrich II., „er brachte dieses Corps auf sechs Bataillone, den Gebrauch der Kanonen aber bis zu dem früher ganz unerhörten Grad, zu welchem er in unseren Tagen gelangt ist." — Auch das Ingenieur-Corps wurde vollkommen reorganisirt und für die deutschen Erbländer, für Ungarn, die Niederlande und die italienischen Provinzen je eine besondere Ingenieur-Brigade errichtet.

Der Einheitlichkeit der Armee entsprach es auch, daß unter Maria Theresia eine allgemeine Adjustirungsvorschrift für alle Truppen und die verschiedenen Chargengrade eingeführt wurde. Früher war in dieser Beziehung oft der Geschmack der Regiments-Inhaber maßgebend gewesen, und die höheren Chargen trugen sich ganz nach ihrem Belieben. „Sauberkeit und Uniformität machen die größte Schönheit des Militairs. Alles Uebrige, was dem Dienst nichts nützet, taugt nichts", schreibt die Kaiserin bei einer späteren Gelegenheit.

Ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, das Selbstgefühl und das Ansehen des Militärs zu heben. Der preußische Gesandte Podowils schreibt darüber: „Die Kaiserin zeichnet das Militär aus, das jetzt in viel höherem Ansehen steht, als unter dem vorigen Kaiser. Sie erklärte öfter, nur mit dem Waffenhandwerk könne man in ihrem Reiche sein Glück machen. Die Officiere, die gerade Wache bei ihr haben, müssen immer an ihrer Tafel speisen, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, was

dem hohen Adel sehr mißfällt ..... Die Soldaten sucht sie durch Freigebigkeit zu gewinnen, läßt oft Geld unter sie austheilen und geht selten an ihrer Leibwache vorüber, ohne ihr einige Ducaten hinzuwerfen. Auch haben die Soldaten sie sehr gern, denn der Muth der Kaiserin in ihrem größten Unglück hat ihr ohnedies deren Achtung erworben. Es ist ganz gewiß, daß sie einige Zeit im Sinn hatte, sich selbst an die Spitze ihres Heeres zu stellen." Und in der That findet sich in der mehrerwähnten eigenhändigen Denkschrift Maria Theresia's die Stelle: „Wie dann, wenn ich nicht immer gesegneten Leibes gewesen wäre, gewiß Niemand mich abgehalten hätte, diesem so meineidigen Feinde entgegenzuziehen."

Eine noch heute im Volksmunde circulirende Anekdote zeigt von ihrer Theilnahme selbst für das Familienleben einzelner Soldaten.

Maria Theresia hatte die Gewohnheit, am Theresientage, als ihrem Namenstage, sowohl die Kinder ihrer Hofbediensteten als andere, bei denen sie Pathenstelle vertreten, mit Geschenken zu betheilen. Unter den an einem solchen Tage zu Betheilenden befand sich einmal auch das Töchterchen eines ungarischen Grenadiers, welchen die Kaiserin zur Betheilung befohlen hatte, mit der Weisung, alle seine Kinder mitzubringen.

„Ihro Majestät," sagt der bärtige Ungar, als er vor der Monarchin erschien, „haben befohlen, da bring' ich meine Kinder — das is Der Esel und das is der Andr' Esel."

„Wie?" rief die Kaiserin betroffen, „Er erlaubt sich in meiner Gegenwart Seine Kinder so zu beschimpfen?"

„Erlauben, Majestät", erläuterte die diensthuende Kammerfrau, „der Mann will sagen, daß das Mädchen wie Ihro Majestät heißt, nach dem Verkleinerungs-Ausdruck also „Theresl", und daß der Knabe Andreas, also nach derselben Ausdrucksweise Andresl heißt."

„Ah, jetzt begreif ich's", sagte die Kaiserin lachend. „Nun, erzieh' Er Seine Kinder halt recht gut, zu braven Unterthanen,

und wenn sie eine Unterstützung für ihr Fortkommen brauchen, soll's an mir nicht fehlen."

Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges spricht sich ein Officier in folgender charakteristischer Weise aus: „Unser Militär hatte bisher viele und wichtige Verbesserungen erfahren und wir haben es den obersten Einsichten unserer hohen und weisen Regentin zu danken, daß der Militärdienst im Vergleich der früheren Zeiten alle möglichen Vorzüge erhalten hat, die ihn in den Augen des Unterthans und des Fremden liebenswürdig und seiner dermaligen Beschaffenheit nach ansehnlich machen, da die Uniform ehemals weit unter dem spanischen Mantel erniedrigt, da sie fast gänzlich von der Antichambre ausgeschlossen war, so erschien sie nun seit der glücklichen Regierung unserer Monarchin ganz unbehindert bei Hofe und zeigte sich nun bei Courtagen in ihrem vollen Glanz. Die durchlauchtigste Amazone, die sich selbst zu Pferde, in weiß und rothen Uniformen, à la tête ihrer Völker zu zeigen gewohnt war, gab dadurch dem ganzen Kriegsheer die gnädigsten Beweise ihres Wohlwollens. Der Officier ging nunmehr zu Hofe wie zu seiner Wachparade und die spanische Etiquette ist ihm entbehrlich geworden".

Indessen wußte Maria Theresia trotz ihrer Vorliebe für die Armee doch, wo es nöthig war, ungerechtfertigten Ansprüchen aus deren Kreisen entgegenzutreten. Als der Hofkriegsrath verlangte, daß in den gemischten Landes-Commissionen, welche Einquartierung, Verpflegung und Vorspann regelten, stets der commandirende General den Vorsitz führe, resolvirte die Kaiserin: „Dem Militär gedenkt Niemand mehrere Gnaden und Distinctionen zu machen, als ich, allein Präses von dieser Deputation selbe zu setzen ist nicht thunlich". Ebenso wies sie die Vorstellungen zurück, welche gegen ihre Anordnungen in Betreff strenger Bestrafung von militärischen Excessen und Uebergriffen aus den Kreisen der Armee erhoben wurden. „Die Unschuldigen haben sich nicht zu

beklagen, die Schuldigen können nicht genug gestraft werden", entschied sie, „indem ich einen Excedenten nicht einmal würdig ansehe, daß er in einem so venerablen Corps, welches der Schutz der Länder sein soll, begriffen sei, also die Ehre des Militars selbst es verlangt, daß selbe ernstlich gestraft und nicht ihnen das Wort oder Schutz gehalten wird. Ich bin Mutter von selben und den Ländern, und sind mir Alle gleich lieb, wenn ein jeder in seinen Schranken bleibt. — Bleibt bei meiner Resolution."

Aber nicht blos die Hebung des militärischen Geistes strebte die Kaiserin an, sondern sie suchte auch den Officieren eine tüchtigere kriegswissenschaftliche Bildung zu vermitteln, zu diesem Zweck errichtete sie 1752 die adelige Militär-Akademie, welcher die kaiserliche Burg in Wiener-Neustadt eingeräumt wurde. Als Vorschule für diese Anstalt trat gleichzeitig in Wien ein Institut in das Leben, in welchem hundert Söhne von armen Adeligen oder Officieren erzogen und mit dem vierzehnten Jahr in die Neustädter-Akademie versetzt werden sollten.

Es berührte die Kaiserin sehr unangenehm, daß die dadurch gebotene Gelegenheit zu tüchtiger fachlicher Ausbildung vom Adel für seine Söhne nur in sehr geringem Maße benützt wurde. — „Unglaublich ist es", schreibt sie, „daß Niemand von diesen Gnaden profitiren mag", und ihr Biograph setzt hinzu: „es wurde eben damals sowie auch jetzt noch die Nothwendigkeit tüchtigen Lernens in Oesterreich allzu wenig erkannt". Die geringe Theilnahme der in erster Linie Berufenen war übrigens Anlaß, daß der Eintritt in diese Anstalten allgemein gestattet wurde.

Auch die schon lange brennend gewordene Frage der Versorgung invalider Soldaten wurde unter Maria Theresia der Lösung zugeführt. Aus mehreren dazu diesem Zweck gewidmeten Capitalien und besonders dazu bestimmten Zuflüssen war ein Fond gebildet worden, welcher endlich

so erstarkte, daß 1750 die Invalidenhäuser in Wien, Prag und Passau errichtet werden konnten.

So haben wir die umgestaltende und befruchtende Thätigkeit Maria Theresia's sich auf alle Zweige des staatlichen Lebens erstrecken gesehen. Nicht mit Unrecht sieht man in der Friedenspause zwischen den zwei großen Kriegen, welche sie führte, die glänzendste Periode ihrer Regierung und wir haben derselben daher auch mehr Raum gegönnt. Trotzdem war es nur möglich, das allumfassende Wirken dieser großen Regentin in großen Zügen zu zeichnen, aber es wird doch Niemand verkennen, wie grundlegend es für die wichtigsten Verhältnisse in Oesterreich war und daß sich unsere Zeit noch heute der Früchte freut, zu welchen sie mit weiser Hand den Samen legte.

Wir schließen diese Darstellung ihrer großen Reform-Periode wieder mit dem Urtheil eines Unbefangenen, des preußischen Großkanzlers Fürst, welcher kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges schrieb: „Als die Kaiserin die Regierung antrat, fand sie alles in der größten Unordnung und ein achtjähriger Krieg konnte den Finanzen nicht aufhelfen. Welcher andere Souverain würde binnen sieben Friedensjahren vermocht haben, die Dinge auf den Fuß herzustellen, wie wir sie gegenwärtig sehen. Bis in die spätesten Zeiten wird man anerkennen, daß Maria Theresia eine der größten Fürstinnen der Welt war. Das Haus Oesterreich hat ihresgleichen nicht gehabt.“



Fürst Kaunitz und die äußere Politik.

Alle Reformen, welche im Innern der Monarchie vollzogen wurden, hatten hauptsächlich den Zweck, eine kraftvolle äußere Politik zu ermöglichen. Welche Ziele derselben aber gesteckt waren, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Nachdem der Versuch, sich für den Verlust Schlesiens in Bayern zu entschädigen, mißlungen war und der Aachener-Friede zu neuen kleinen Abtretungen in Italien genöthigt hatte, kehrte man wieder zu dem Gedanken zurück, Schlesien rückzuerobern.

„Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Feindschaft zwischen Maria Theresia und Friedrich II. von nun an mehr als drei Jahrzehnte als der Kernpunkt der politischen Verhältnisse Europas anzusehen ist. Das Gefühl erduldeten und das Bewußtsein verübten Unrechts ließen es auf keiner Seite zu einer Besänftigung der erbitterten Stimmung kommen, mit welcher die beiden Nachbarn einander betrachteten. So wie es keine Handlung von so großer Verwerflichkeit gab, daß sie Maria Theresia dem König von Preußen nicht zutraute, so wenig konnte Friedrich sich überreden, daß ihm nun Schlesien für alle Zukunft ungefährdet bleiben solle. Die Unrechtmäßigkeit seines Besitzes mußte ihn mit steter Besorgniß für dessen Dauer erfüllen.

Die durchgreifende Umgestaltung des ganzen Staatswesens legte den Gedanken nahe, ob nicht auch die bisher in der äußeren Politik beschrittenen Wege zu verlassen und der

veränderten Situation gegenüber andere Ziele ins Auge zu fassen wären. Neben der Wahrung des eigenen Besitzes verlor man die Wiedergewinnung des Entrissenen nie aus dem Auge. Daß man aber diesen Zweck nur erreichen könne, wenn die Politik nach Außen ganz verändert werde, — wenn man durch Anlehnung an andere Mächte, als es bisher der Fall war, die politische Gruppirung Europas gründlich veränderte, darüber konnte kein Zweifel sein.

Diese Erwägungen bestimmten Maria Theresia schon im Beginn des Jahres 1749 zur Aufforderung an die Mitglieder der geheimen Conferenz, schriftlich ihre Meinungen über die künftig zu befolgende Politik abzugeben. Die Conferenz bestand damals aus dem greisen Feldmarschall Graf Königsegg, der in der Politik ebenso unentschlossen war, als im Feldlager, — dem geistig bedeutenden Oberstkanzler von Böhmen Graf Friedrich von Harrach, der aber wegen seines Widerstandes gegen die inneren Reformen bei der Kaiserin nicht beliebt war, — dem Oberstkämmerer, Graf Josef Khevenhüller, der aber bloßer Hofmann und politisch eine Null war, — dem Reichsvicekanzler Graf Rudolf Colloredo, der die Gunst Maria Theresia's durch Mängel seines Privatlebens verscherzt hatte, — endlich dem Staatskanzler Uhlfeldt und dem Grafen Gundaker Starhemberg, dessen hohes Alter eine praktische politische Thätigkeit unmöglich machte.

An geistiger Bedeutung und politischem Scharfblick überragte alle diese Männer weitaus das an Jahren- und Dienstzeit jüngste Mitglied der geheimen Conferenz, Graf Wenzel Kaunitz (Bild S. 113), der den Frieden zu Aachen abgeschlossen hatte und dafür in jenen obersten Rath der Monarchie berufen wurde.

Einem altböhmischen Adelsgeschlecht entstammend, wurde Graf Kaunitz am 2. Februar 1711 geboren. Nach einer sorgfältigen Erziehung, auf welche, wie bei so vielen bedeutenden

Männern, besonders der mütterliche Einfluß maßgebend war, sollte er als jüngerer Sohn in den geistlichen Stand eintreten. In Folge des Todes seines Bruders verließ er aber die theologischen Studien, um in Wien, Leipzig und Leyden juridischen und staatswissenschaftlichen zu obliegen. Ausgedehnte Reisen durch ganz Europa vollendeten nach der guten Sitte jener Zeit seine Bildung, indem sie ihm eine Fülle von Anschauungen, die Kenntniß fremder Staatseinrichtungen und jenen umfassenden Blick vermittelten, der ihn später als allmächtiger Minister auszeichnete.

Nach seiner Vermälung mit der Gräfin Maria Ernestine von Starhemberg, einer Enkelin des berühmten Vertheidigers von Wien, trat Graf Wenzel Kaunitz 1737 in den Staatsdienst. Seine Carrière verlief, wie es bei Mitgliedern des Hochadels üblich war; er wurde Mitglied des Reichshofraths, einer Behörde, die bei der nahezu gänzlichen politischen Bedeutungslosigkeit des deutschen Reiches wenig anderen Zweck hatte, als einer Anzahl von Adeligen einen Titel und ein Einkommen zu geben.

Allerdings soll Graf Kaunitz sich schon damals ernster mit der Politik befaßt und wiederholt jene Grundsätze ausgesprochen haben, die er später zur Geltung brachte: Oesterreich dürfe nicht blos von dem Gesichtspunkt aus betrachtet werden, daß seine Herrscher zugleich Träger der deutschen Kaiserwürde seien, sondern es müsse auf sich selbst gestellt, eine der ersten Mächte Europas werden. Im Grunde liegt darin das politische Programm, das für Oesterreich auch heute noch giltig ist und stets nur zum Schaden des Staates verlassen wurde.

Nachdem Graf Kaunitz einige Jahre wieder im Privatleben zugebracht hatte, erhielt er 1742 seine erste diplomatische Sendung nach Turin. In dieser schwierigen Stellung wo es galt, den König für Oesterreich zu gewinnen und trotz der Anstrengungen Frankreichs und der Wechselfälle des Krieges

auch zu erhalten, bewies Graf Kaunitz seine diplomatische Meisterschaft. Seine Depeschen lenkten Maria Theresia's Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich, so daß sie ihn nach kurzer Wirksamkeit als Gesandter in London zum Abschluß des Friedens nach Aachen sendete.

So viel vorderhand über den Beginn seiner glänzenden Laufbahn, deren weiterer Verlauf so eng mit der Geschichte Oesterreichs in den nächsten Jahrzehnten verknüpft ist, daß keine besondere Erwähnung nöthig ist. Seine Absonderlichkeiten sind im großen Publikum mindestens ebenso bekannt, als sein politisches Wirken.

Von den an die Kaiserin erstatteten Gutachten über die künftige äußere Politik hat hervorragendes Interesse jenes des Kaisers selbst. Nachdem die wenig günstigen Beziehungen Oesterreichs zu den Nachbarmächten erörtert worden, fährt Franz I. fort: „Wer eine schöne, zahlreiche Armee besitzt und die Mittel, sie zu unterhalten und operiren zu machen, der wird von seinem Feind respectirt und nicht so leicht angegriffen werden, seine Freunde aber behalten und neue Alliirte erwerben. Denn die Starken schätzen eine solche Hilfe, die Schwachen aber begeben sich gern in den Schutz eines Mächtigen. Darum ist die innere Kräftigung der Monarchie als die eigentliche Grundlage des neuen Systems anzusehen und ihr die größte Aufmerksamkeit zu widmen".

Das war im Grunde das gleiche Princip, das Prinz Eugen vor zwanzig Jahren schon ausgesprochen hatte. Aber Kaiser Franz I. hatte den Krieg zu sehr und zu oft kennen gelernt, um ihn nicht zu scheuen, und er räth daher zu großer Vorsicht. Wegen des Königs von Preußen solle man nicht allein eine gute Nachbarschaft halten, mahnt er mit deutlicher Beziehung auf Maria Theresia's Denkweise, die von ihrer Umgebung häufig noch mehr gereizt wurde, „sondern ihn auch menagiren, in was nicht wider den Dienst ist und nicht so öffentlich den Haß, den man gegen ihn zu haben Ursach' hat,

zeigen, und den Leuten in allen Gelegenheiten vorwerfen, daß sie preußisch sind, ergo nichtsnutz". Vor Allem empfiehlt der Kaiser die Anlehnung an England und Rußland, doch solle man nur Defensiv-Bündnisse schließen. Denn nur die Erhaltung des Friedens und die Vertheidigung gegen feindlichen Angriff dürfe von der österreichischen Politik angestrebt werden, nicht aber Krieg und Eroberung.

Die übrigen Gutachten lauten mehr oder weniger in demselben Sinn, so daß eine durch wiederholten Gedankenaustausch herbeigeführte Gleichheit der Anschauungen zu Tage tritt. Nur jenes des Grafen Kaunitz unterscheidet sich wesentlich. Nachdem auch er die Beziehungen zu den fremden Staaten erörtert hat, begehrt er, der innersten Denkweise Maria Theresia's entsprechend, die Annahme eines ganz neuen politischen Systems, da die Unzulänglichkeit des bisher bestandenen klar bewiesen sei. Als Basis desselben stellt er auf, daß „weil der Verlust Schlesiens nicht zu verschmerzen und der König von Preußen als der größte, gefährlichste und unversöhnlichste Feind des durchlauchtigsten Erzhauses anzusehen sei, man auch diesseits die erste größte und beständige Sorgfalt dahin zu richten habe, wie man sich nicht nur gegen des Königs feindliche Unternehmung verwahren und sicherstellen, sondern wie er geschwächt, seine Uebermacht beschränkt und das Verlorene wieder herbeigebracht werden könne. Dieser Zweck aber könne nur erreicht werden, wenn man die alte Gegnerschaft zu Frankreich fallen lasse und dieses dahin bringe, nicht nur den Unternehmungen Oesterreichs sich nicht zu widersetzen, sondern zu denselben direct oder wenigstens indirect die Hände zu bieten und dadurch den Ausschlag zu geben".

In diesen Sätzen ist nun allerdings die Richtschnur für die nächsten zwei Jahrzehnte österreichischer Politik gegeben. Die Thatsache, daß die Ausführungen des Grafen Kaunitz sich so scharf von jenen der übrigen Conferenzmitglieder, namentlich aber des Kaisers, unterscheiden, dagegen den vollen

Beifall Maria Theresia's fanden, ist unbestreitbar. Aber über die Weise, in welcher die Entscheidung getroffen wurde, besteht eine allgemein verbreitete, aber trotzdem unrichtige Version.

Nach derselben waren in einer Sitzung der Conferenz die Gutachten vorgetragen, wobei der Kaiser die Ausführungen des Grafen Kaunitz heftig unterbrochen und sich entfernt, die Kaiserin sich aber für dieselben erklärt und Kaunitz in besonders huldvoller Weise die Hand zum Kusse gereicht habe. Ganz abgesehen davon, daß dieser Hergang gegen den Gebrauch und Geschäftsgang verstoßen hätte, so ist doch eine so folgenschwere Entscheidung gewiß nicht so impulsiv im Laufe einer Sitzung erfolgt.

Erst nach sorgfältigster Vorbereitung und nach jahrelangen vorsichtigen Unterhandlungen nahmen die Pläne des Grafen Kaunitz Gestalt an. Er selbst bereitete als Gesandter in Paris, wo er von 1750 bis 1752 weilte, den Boden vor, aus dem die Verbindung der beiden seit Jahrhunderten feindlichen Gegner gezogen werden sollte.

Die mächtigste Förderung erhielten diese Pläne allerdings durch das gespannte Verhältniß zu Preußen, das ebenso in den Staatsinteressen wie in der persönlichen Stimmung der Monarchen seinen Ursprung hatte. Darüber täuschte man sich auch gegenseitig mit allen schönen Redensarten nicht hinweg, an welchen man es nicht fehlen ließ. Wenn ein von dem Gesandten Graf Berney in Berlin überreichtes Schreiben den König der aufrichtigsten Freundschaft Maria Theresia's versicherte, die sie immer enger und fester zu knüpfen wünsche, so erwiderte Friedrich II. mit gleicher Münze und betonte besonders, daß er stolz darauf sei, 1734 unter Prinz Eugen im Felde gedient zu haben.

In Wahrheit aber herrschte ein wenig freundschaftlicher Zustand zwischen den beiden Mächten, der von Argwohn und Uebelwollen zeigte. An der Grenze gab es stets Händel und

Neckereien, man legte dem Handelsverkehr Hindernisse in den Weg, und auch die confessionellen Verhältnisse der Katholiken in Schlesien, der Protestanten in Oesterreich gaben Anlaß zu unangenehmen und verbitternden Erörterungen.

Besonders schmerzlich empfand man es in Wien, daß Preußen nicht auf den Wunsch, den Erzherzog Josef zum römischen König gewählt zu sehen, einging. Friedrich II. erklärte zwar, daß ohne Zweifel der Erzherzog Anspruch auf diese Würde habe, allein seine Jugend mache es noch nicht räthlich, ihn damit zu bekleiden, da ja im unglücklichen Falle des Ablebens Franz I. das Reich einen unmündigen Kaiser haben würde. Man wußte in Wien nur zu gut, was es mit des Königs Besorgnissen um das deutsche Reich für ein Bewandtniß habe und fühlte aus den rechtlich nicht anzufechtenden Bemerkungen trotz aller freundlichen Phrasen doch nur das Nein heraus.

Immer mehr aber stellte sich heraus, daß zur Lenkung der österreichischen Politik in den neuen Bahnen, in welche Maria Theresia sie geleitet zu sehen wünschte, ein anderer Mann erforderlich war, als Graf Uhlfeldt, den man füglich das Sprachrohr Bartenstein's nennen konnte. Und so hoch die Kaiserin den letzteren auch schätzte, so unterzog sie sich doch auch dem unangenehmen Gefühl, sich von einem so erfahrenen und vertrauten Rathgeber zu trennen, als es für die Führung der Geschäfte ersprießlich erschien.

Daß nur Kaunitz dazu berufen werden sollte, darüber war sich Maria Theresia klar, von einem Zusammenwirken desselben mit Bartenstein konnte aber bei dem sehr entwickelten Selbstgefühl beider Staatsmänner keine Rede sein. Diese Verhältnisse mochten auch Schuld sein, daß Kaunitz, als Maria Theresia ihn schon 1751 als Staatskanzler nach Wien berufen wollte, angeblich seiner schwachen Gesundheit wegen Einwendungen dagegen erhob.

Nun war es Maria Theresia's Bestreben, die nöthigen Personalveränderungen so vorzunehmen, daß sich

Niemand gekränkt oder verletzt fühlen konnte. Graf Uhlfeldt sollte Oberstkämmerer, Bartenstein als Minister in die geheime Conferenz berufen werden, — der erste Fall, daß diese hohe Würde einem nicht zum Hochadel gehörigen Beamten zu Theil geworden wäre. Es spricht für Bartenstein's Bescheidenheit und genaue Kenntniß der Verhältnisse, daß er selbst diese Beförderung ablehnte und sich mit der Ernennung zum geheimen Rath und Vicekanzler beim Directorium des Innern begnügte.

Nach ganz anderer Richtung ging der Widerstand, welchen Maria Theresia's Absichten beim Grafen Uhlfeldt fanden. Dieser weigerte sich fast offen, seine Stelle abzugeben, obwohl ihm ein hohes Hofamt zugeführt war. In Wahrheit mußte sein Gehorsam fast erkauft werden; nebst einem Jahresgehalt von 45.000 Gulden erhielt er ein Haus und 160.000 Gulden zur Bezahlung von Schulden, die aber nicht, wie er angab, im Dienste des Staates, sondern durch hohe Spielverluste entstanden waren.

Im April 1753 kam Graf Kaunitz nach Wien, um die Leitung der Staatskanzlei zu übernehmen. Durch volle vierzig Jahre blieb er nun die bewegende Kraft der österreichischen Politik. Seine Ansicht und sein Rath waren oft nicht blos in den Fragen der äußeren Politik, sondern auch bezüglich der Reformen im Innern von höchstem Gewicht. Gerade in letzterer Hinsicht ist das Wirken dieses bedeutenden Mannes noch zu wenig gewürdigt; ohne alle Ueberstürzung war er stets bemüht, seinen mächtigen Einfluß auf die Gesetzgebung im Sinne eines bedächtigen aber darum nachhaltigen Fortschrittes auszuüben.

Die politische Wirksamkeit dieses Mannes war lange Zeit so umfassend, daß dem Spott Friedrich's II., der ihn den „Staatskutscher Europas“ nannte, nicht alle Berechtigung fehlte. Schritt für Schritt näherte sich Kaunitz seinem Ziel, das in der Isolirung Preußens bestand. Mit Frankreich hatte Kaunitz selbst noch das beste Einver-

nehmen hergestellt, und bei dem Einfluß, welchen der Pariser Hof auf die Türken ausübte, brauchte man von diesen keinen Angriff zu erwarten. Die alten, guten Beziehungen mit England bestanden noch, wenn auch Maria Theresia der selbstsüchtigen englischen Politik manche Enttäuschung zu danken hatte, mit Rußland und den meisten deutschen Staaten, namentlich mit Sachsen, stand man auf dem besten Fuß.

Nun galt es nur, Frankreich ganz für die von Kaunitz entworfenen Pläne zu gewinnen. In erster Linie war dies Aufgabe des Gesandten in Paris, Graf Starhemberg, der sie auch glücklich löste. Nach den eigenen Worten von Kaunitz handelte es sich darum, „eine Großmacht mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß ihr ganzes bisheriges politisches System in Widerspruch sich befinde mit ihren wahren Interessen.“ Man mußte ihr beweisen, daß das Mittel, das sie für das Einzige ansah, um sich aus ihren Verlegenheiten England gegenüber zu ziehen, zu dem beabsichtigten Zweck nichts tauge und daß sie einen falschen Weg einschlage, wenn sie fortfahre, den König von Preußen zu unterstützen, den sie bisher als den Knotenpunkt all' ihrer Bündnisse ansah. Mit einem Worte, es handelte sich darum, die alte Rivalität Frankreichs gegen das Haus Oesterreich vollständig auszurotten und den nationalen Charakter eines ganzen Ministeriums gründlich umzuformen.

Ein Conflict, der wegen einigen Gebietsstreifen im fernen amerikanischen Westen zwischen Frankreich und England entstand, förderte das kühne Unternehmen des österreichischen Ministers, indem das erstere geneigter wurde, sich an Oesterreich anzuschließen. Dagegen erkalteten natürlich die Beziehungen zwischen diesem und England, und nach dem Wunsch von Kaunitz vollzog sich wirklich eine völlige Umgestaltung des politischen Systems in Europa.

Seinen äußeren Ausdruck fand dieselbe in dem zwischen England und Preußen geschlossenen Bündniß, durch welches diese Staaten ihre Besitzungen garantirten und namentlich

Preußen sich verpflichtete, ein Eindringen Frankreichs in Deutschland verhindern zu wollen, wodurch England wegen seiner hannoveranischen Besitzungen beruhigt wurde. Der Gegenzug bestand in dem Vertrag von Versailles vom 1. Mai 1756, welcher von Starhemberg unterhandelt, thatsächlich aber das eigenste Werk des Grafen Kaunitz war.

Khevenhüller berichtet über die entscheidende Conferenz-Sitzung, in welcher dieses Bündniß besprochen und genehmigt wurde: „Es war eine der epineusesten und delicatesten Materien welche seit zehn Jahren, seit ich hier bin, in der Conferenz berathen wurde; ich muß Graf Kaunitz die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er noch bei keiner Gelegenheit seinen génie superieur (überlegenen Geist) so gezeigt hat. Umsomehr ist zu bedauern", fügt der Oberſthofmeister boshaft hinzu, „daß er bei seiner scharfen Einsicht sich der kleinen ridicules (Lächerlichkeiten) nicht entschlagen kann, welche doch mit einem so großen Verstand fast incompatible (unvereinbar) erscheinen, wenn man nicht die wunderbare Verfassung menschlichen Geistes und die seltsame Mischung der Affectionen in täglicher Erfahrung kennen lernte".

Neben dem offenen Vertrag, der gleichfalls nur eine Garantie des gegenseitigen Besitzstandes zwischen Oesterreich und Frankreich festsetzte, gab es noch einen geheimen, der weniger harmlos war. Nach diesem sollte Oesterreich mit Frankreichs Hilfe alle Abtretungen des Breslauer- und Aachener-Friedens zurückerhalten und Preußen zu seinen und Sachsens Gunsten noch weiter geschwächt werden, wogegen der jetzige Herzog von Parma, ein Schwiegersohn Ludwig's XV., die österreichischen Niederlande erhalten sollte.

So war also die vor fünfzehn Jahren bestandene Situation ganz verändert; nun hatte sich England an Preußens Seite gestellt, während Oesterreich und Frankreich gegen das letztere auftraten. Natürlich suchte England Alles aufzubieten, um den Vertrag von Versailles zu hindern. Der englische Gesandte

Lord Keith erklärte, nicht glauben zu können, daß sich Maria Theresia in die Arme Frankreichs werfen wolle. Aber sie erwiderte, zu dem Bündniß durch das Vorgehen Englands gezwungen worden zu sein, das sich dem König von Preußen angeschlossen habe, mit dem jede Berührung unmöglich sei. „Uebrigens", setzte sie lebhaft hinzu, „werfe ich mich nicht in die Arme Frankreichs, sondern ich stelle mich an seine Seite." Nichts konnte mehr die Ereignisse aufhalten, der Vertrag von Versailles wurde unterzeichnet und Maria Theresia soll unmittelbar darnach ausgerufen haben: „Noch nie habe ich während meiner Regierung einen Vertrag mit so freudigem Herzen unterzeichnet, wie diesen".

Natürlich kam die veränderte politische Constellation am schärfsten im Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich zum Ausdruck. Zu den mancherlei Gründen, die man zur Gereiztheit gegen den Berliner Hof hatte, kam eine neue berechtigte Klage über die Mittel, welche angewendet wurden, um hinter das Geheimniß der Verhandlungen Oesterreichs mit Frankreich und Sachsen zu kommen. Nachdem schon ein Bestechungsversuch an dem österreichischen Legationssecretär von Weingarten in Berlin vorgekommen war, setzte sich das Berliner-Cabinet durch den sächsischen Kanzlisten Menzel in den Besitz wichtiger Actenstücke, welche Klarheit über die geplanten Bündnisse Oesterreichs mit Sachsen und Rußland gaben.

Daß König Friedrich II. die auf so unlautere Weise erhaltenen Aufschlüsse dazu benützte, um sich in Vertheidigungszustand zu setzen, ist begreiflich. Und nun begann das diplomatische Frage- und Antwortspiel, das auch in neuerer Zeit stets dem Krieg vorangeht. Als auch Oesterreich rüstete, begehrte Friedrich II. Aufschlüsse über die Ursache dieser Rüstungen.

„Ich muß wissen", schrieb der König an den preußischen Geschäftsträger Klinggräff in Wien, „ob wir im Krieg oder Frieden sind; ich mache die Kaiserin zur Schiedsrichterin

darüber.“ Aber im Grunde war er vom Ausbruche des Krieges überzeugt und fest entschlossen, selbst angriffsweise vorzugehen. Nur sollte der Vorstoß diesmal über Sachsen geschehen, um dieses Land für seine Hinneigung zu Oesterreich zu strafen und sich die reichen Hilfsquellen desselben dienstbar zu machen.

Am 26. Juli 1756 wurde Klinggräff von Maria Theresia empfangen. Nachdem er die Anfrage des Königs vorgebracht hatte, las Maria Theresia folgende Antwort ab: „In der allgemeinen Krisis, in der sich Europa befindet, habe ich es meiner Pflicht und meiner Würde gemäß erachtet, für meine eigene wie für meiner Freunde und Bundesgenossen Sicherheit hinlänglich Maßregeln zu treffen, doch ohne Jemandes Nachtheil“. Damit war die Audienz zu Ende, deren Kürze um so beschämender für den Gesandten war, als man, wohl nicht ohne Absicht, fast den ganzen Hof in den Vorgemächern versammelt hatte.

Friedrich II. wußte den „Orakelspruch“, wie er die Antwort der Kaiserin nannte, zu deuten. „Die Dame da will Krieg“, rief er, auf ein an der Wand hängendes Porträt Maria Theresia's deutend, „gut, sie soll ihn haben.“ — Alle Bemühungen des englischen Gesandten, ihn abzuhalten, waren vergebens. Die Truppen erhielten Marschbefehl und nach vorausgegangener Notification am Dresdener Hof, die aber den frevelhaften Friedensbruch nicht beschönigen konnte, überschritt das preußische Heer die sächsische Grenze. Die zweite große Kriegsepoche unter der Regierung Maria Theresia's begann.



Der Beginn des siebenjährigen Krieges. Graf Daun und die Schlacht bei Kolin.

Bei Besprechung der Ursachen dieses neuen Kampfes zwischen Oesterreich und Preußen sagt Herr von Arneth: „Die Handlungsweise Maria Theresia's vom österreichischen Standpunkt aus, und dieser allein mußte wohl für sie maßgebend sein, verdiente nur die vollste Billigung. Wenn dagegen auch bereitwillig zugegeben wird, daß Friedrich's Verfahren insoferne nicht getadelt werden könnte, wenn er, des bevorstehenden Angriffes von österreichischer Seite gewiß, auch gegen Oesterreich allein zuerst das Schwert gezogen hätte, so wird ein vorurtheilsloser Beobachter darin keinen Widerspruch finden. Es waren eben die Interessen der beiden Monarchen und ihrer Staaten einander so schroff entgegengesetzt, daß Jeder nur seine Pflicht that, wenn er zu deren Verfechtung kühn in die Schranken trat".

Allerdings kann man das Verfahren Friedrich II. nur mit Vorbehalt billigen, denn sein Einfall nach Sachsen war ein nicht zu entschuldigender Rechtsbruch.

In Wien wurde man durch die Nachricht davon vollständig überrascht; man scheint überhaupt nicht an den Ausbruch des Krieges im Jahre 1757 geglaubt zu haben. Darauf deutet nicht allein die Abwesenheit des Hofes von Wien, sondern noch mehr, daß man in Böhmen, als dem meistgefährdeten Land, nicht über mehr als 25.000 Mann verfügen konnte.

Nun entfaltete man allerdings eine fieberhafte Thätigkeit, um Soldaten, Naturalien und Geld aufzubringen. Die Erbländer erklärten sich sofort zu ansehnlichen Leistungen bereit, die größeren und reicheren Provinzen stellten zwei, die Stadt Wien und die kleineren Länder je eine Million zur Verfügung.

Nicht so glatt ging es diesmal in Ungarn ab, wo der Nachfolger des unvergeßlichen Palffy, Palatin Graf Batthyany, bei weitem nicht mehr den wohlthätigen Einfluß übte, wie jener. Allerdings fehlte es wieder nicht an einzelnen Beispielen von Opferwilligkeit, große Magnatenfamilien stellten ganze Cavallerie-Regimenter auf. Aber von einer außerordentlichen Leistung des ganzen Landes, wie in den anderen Provinzen, wollte man durchaus nichts wissen. Nur der Festigkeit der Kaiserin gelang es, die Zusage von Natural-Lieferungen zu erzwingen, welche aber mit der für Ungarn höchst werthvollen Zusicherung der zollfreien Einfuhr ungarischer Producte in die übrigen Provinzen erkauft werden mußte.

Ein rührender Beweis von der Sorgfalt, welche Maria Theresia selbst in den sturmvollsten Tagen für ihre Diener zeigte, liegt in den von ihr persönlich getroffenen Verfügungen zu Gunsten der Frauen der vor den Feind ziehenden Officiere. Die Quartiere, welche sie auf Kosten des Staates inne hatten, sollten ihnen überall belassen werden; für die Frauen der Officiere niederen Grades warf Maria Theresia einen namhaften Betrag aus zu monatlichen Unterstützungen, „da selbe Frauen nicht allein verschmachten sollen". Ebenso schärfte sie besonders die gute Einrichtung der Feldspitäler ein, „da mir sehr viel an der Erhaltung der Leute liegt", setzte sie bei.

Der Vorstoß des preußischen Heeres ging mit gewohnter Schnelligkeit vor sich. Am 29. August 1756 überschritt es in drei Colonnen, 70.000 Mann mit 224 Geschützen, die sächsische Grenze und am 9. September war der rechte

Flügel unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig schon in Leipzig, das vom König selbst geführte Mittelcorps in Dresden, der linke Flügel unter dem Herzog August Wilhelm von Bayern stand vor Chemnitz. Gleichzeitig setzte sich ein viertes vom Feldmarschall Schwerin befehligtes Corps von 35.000 Mann von Schlesien aus gegen Böhmen in Bewegung. Den rechten Flügel zur Einschließung der sächsischen Armee zurücklassend, drang Friedrich II. selbst mit 40.000 Mann unaufhaltsam gegen Böhmen vor. Ihm galt es, die Vereinigung der etwa 20.000 Mann zählenden Sachsen, die von dem unfähigen Rutowski befehligt wurden, mit der vom tüchtigen Grafen Ulysses Browne geführten österreichischen Armee unmöglich zu machen. Und seine Absicht gelang, da Rutowski unthätig im Lager bei Pirna stehen blieb, statt sich nach Böhmen zurückzuziehen, obwohl links und rechts vor ihm die Preußen vorbeizogen.

Vom Lager zu Kolin aus, wo er 32.000 Mann zusammengezogen hatte, setzte sich Browne nordwärts in Bewegung, um die Vereinigung mit den Sachsen zu erzwingen. Am 1. October stieß er bei Lobositz an der Elbe auf die vom König selbst geführten beiden preußischen Corps. Es wiederholte sich der Vorgang im schlesischen Kriege. Den vehementen Angriffen der kaiserlichen Reiter war die preußische Cavallerie nicht gewachsen, aber an der Haltung des Fußvolkes zerschellte die Wucht des Vorstoßes. Lobositz selbst fiel zwar in die Hände der Preußen und sie schrieben sich daher den Sieg zu; in der That aber blieb die Schlacht unentschieden, denn erst am nächsten Tage zog sich Browne in die feste Stellung von Budin zurück, die Preußen aber wichen gegen die sächsische Grenze. Man hatte einen ganz anderen Gegner, als den erwarteten gefunden; König Friedrich II. gab selbst seinem unliebsamen Erstaunen mit dem Ruf: „Das sind nicht mehr die alten Oesterreicher!“ Ausdruck.

Ein nochmaliger Versuch Browne's, die sächsische Armee zu retten, scheiterte am früh eingetretenen Winter, noch mehr aber an dem mangelnden Zusammenwirken des Grafen Rutowski. Am 15. October mußte sich derselbe mit 12.000 Mann ergeben, die zwangsweise in das preußische Heer eingereiht wurden.

Ein überaus strenger Winter gebot den weiteren Operationen Einhalt. Neben den allseitigen fieberhaften Rüstungen liefen diplomatische Verhandlungen fort, die ganz im Sinne der Kaunitz'schen Politik endeten. Der unaufhörliche deutsche Reichstag, der seit Kaiser Leopold I. in Regensburg ein Scheinleben führte, erklärte die Besetzung Sachsens als Landfriedensbruch und ordnete die Zusammenziehung des Reichsheeres an. Daß man die Action als „eilende Reichshilfe“ bezeichnete, war pure Ironie, denn weder die Aufstellung, noch die Action der Reichsarmee hatte etwas von Eile an sich.

Wichtiger war es, daß die Verhandlungen Starhemberg's zu einem zweiten Vertrage von Versailles führte, welcher am 31. März 1757 die Kriegserklärung Frankreichs und Schwedens gegen Preußen zur Folge hatte. Das erstere verpflichtete sich, süddeutsche Truppen in der Stärke von 10.000 Mann auf seine Kosten ausrüsten und zur kaiserlichen Armee stoßen zu lassen. Außerdem werde es 105.000 Mann gegen Preußen in das Feld stellen und jährlich zwölf Millionen Gulden Subsidien an die Kaiserin zahlen. Ebenso übernahm Frankreich die Zahlung von Subsidien an Sachsen und Schweden. Die Gegenleistung bestand in den nach nach Rückeroberung Schlesiens zu machenden Abtretungen in den österreichischen Niederlanden.

König Friedrich II. benützte den Winter dazu, um sich für den allseitigen Angriff des nächsten Feldzuges zu rüsten. Er war in Sachsen geblieben und preßte dieses unglückliche Land durch Contributionen und horrende Steuern auf die furchtbarste Weise aus.

Im Frühjahr 1757 gebot er über ein trefflich ausgerüstetes Heer von fast 200.000 Mann, wovon fast ein Viertheil in den vielen meist sehr verstärkten Festungen lag. Auch in Oesterreich hatte man nichts versäumt; obwohl die Kaiserin nach der Geburt des Erzherzogs Maximilian nicht unbedenklich erkrankte, war sie doch unablässig für die Armee thätig. Sie nahm auf alle Details der Ergänzung und Verpflegung Einfluß, und vom Krankenbett weg traf sie Anordnungen, feuerte sie Alle zu Eile und Eifer an. So wurde die in Böhmen stehende Armee auf 80.000 Mann mit einer zahlreichen Artillerie gebracht.

Viel Schwierigkeiten machte die Frage des Oberbefehls. Von vielen Seiten empfahl man der Kaiserin, den Grafen Browne damit zu betrauen, aber beeinflußt von ihrem Gatten, ernannte sie abermals dessen Bruder, den Prinzen Carl von Lothringen, zum Obercommandanten. Derselbe besaß zwar tüchtige militärische Kenntnisse und hatte 1744 mit Glück operirt, trotzdem stieß seine Ernennung auf Widerspruch, weil man ihn mit Recht einem Gegner wie Friedrich II. nicht gewachsen hielt. Um Browne nicht zu verletzen, sollte er dem Prinzen „beigeordnet" werden; doch dieser tüchtige Mann gab ein seltenes Beispiel von Pflichttreue und Bescheidenheit. Er erklärte eine solche unklare Stellung als schädlich für die Einheitlichkeit des Commandos; er wolle gerne unter dem Befehle des Prinzen dienen.

Im April begannen die Operationen. Obwohl in erbitterten Zusammenstößen der Reiterei die Preußen manche Schlappe erlitten, drückte doch das in fünf Colonnen vordringende Heer mit solcher Wucht vorwärts, daß die kaiserliche Armee bis Prag wich. Um der Vereinigung der von Westen heranziehenden 30.000 Mann starken Armee des Grafen Daun mit dem Prinzen Carl von Lothringen zuvorzukommen, schritt Friedrich II. zum Angriff. Er zog Schwerin an sich, setzte über die Moldau und warf sich, 20.000 Mann

vor Prag zurücklassend, am 6. Mai mit 63.000 Mann auf die Armee des Prinzen von Lothringen, welche um 3000 bis 4000 Mann schwächer war.

Die Schlacht bei Prag war ungewöhnlich blutig, man focht auf beiden Seiten mit Bravour und Erbitterung. Neben der überlegenen Taktik Friedrich's II. wurde der Gang der Schlacht auch durch Unfälle zum Nachtheil der Kaiserlichen beeinflußt. Als durch das verheerende Artilleriefeuer endlich dem Vorschreiten der Preußen ein Halt geboten wurde und Browne an der Spitze der Grenadiere zum Gegenangriff schreiten wollte, zerschmetterte eine Kanonenkugel ihm das Bein. Fast gleichzeitig fiel auf der Seite des Gegners, von fünf Kugeln durchbohrt, der Feldmarschall Schwerin, einer der tüchtigsten Generale Friedrich's II. Und auch Prinz Carl von Lothringen stürzte, während er die kaiserlichen Schwadronen zu einem neuen Angriff ordnete, von einem leichten Schlaganfall getroffen, vom Pferd.

Dadurch ging auf österreichischer Seite jede einheitliche Leitung verloren, während Friedrich II. durch einen von 26 Bataillonen ausgeführten Vorstoß gegen den Zizkaberg das österreichische Centrum durchbrach und die Armee in zwei Theile trennte. Der kleinere davon — ungefähr 12.000 Mann — zog gegen Tabor, um sich mit Daun zu vereinigen, der größere warf sich mit Geschützen und Bagage nach Prag. Die Verluste betrugen 25.000 Mann und vertheilten sich auf beide Theile ziemlich gleich.

„Die Schlacht bei Prag war eine der mörderischesten des Jahrhunderts“, sagt Friedrich II. darüber; — „in ihr stürzten die Säulen der preußischen Armee; eine Zahl alter Officiere und Soldaten, welche zu ersetzen ein blutiger und grausamer Krieg nicht die Gelegenheit gab, ging zu Grunde. Der Tod des Feldmarschalls Schwerin allein wog 10.000 Mann auf.“

Doch die Rettung war nahe. Prag sollte nicht noch einmal in die Hände des Gegners fallen. Der Umschwung kam

von der schon erwähnten Armee des Grafen Daun, welche in Mähren als Reserve zusammengezogen wurde und in westlicher Richtung nach Böhmen zog. Am Tage der Prager Schlacht stand Graf Daun bei Deutschbrod.

Dieser ausgezeichnete Heerführer war ein Sohn des Feldmarschalls Graf Wirich Daun, der unter Prinz Eugen äußerst werthvolle Dienste geleistet hatte. Am 25. September 1705 geboren, schlug Graf Leopold Daun (Bild S. 113) gleichfalls die militärische Carrière ein, für welche er mit besonderer Sorgfalt ausgebildet wurde. Mit 13 Jahren focht er schon unter Prinz Eugen und zeigte sich so tüchtig, daß er noch von Carl VI. zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt wurde. Er war ein Liebling des Marschalls Khevenhüller, der ihn sterbend Maria Theresia empfahl. Seiner tüchtigen kriegswissenschaftlichen Kenntniß wegen vertraute ihm die Kaiserin die Leitung der neu errichteten Militär-Bildungsanstalten an und er nahm auch großen Antheil an den Reformen im Heerwesen. Kalt und gemessen, eben so sehr Diplomat und Hofmann wie Soldat, war er in seiner Kriegführung äußerst vorsichtig. Obwohl persönlich tapfer, war er ein Gegner jedes Wagnisses; „man darf nur eine Action unternehmen, wenn man des Erfolges sicher ist“, war das Princip seiner Operationen. So viel sich auch dagegen einwenden läßt, wird man es in Daun's Falle doch billigen müssen.

An Feldherrn-Genie war er seinem Gegner nicht ebenbürtig, er mußte also durch Vorsicht diesen Nachtheil auszugleichen suchen. Und dies gelang ihm Friedrich gegenüber, der vor kühnen Unternehmungen nicht zurückschreckte und sich dadurch, wie er selbst zugesteht, oft gefährliche Blößen gab. Diese auszunützen verstand Daun vortrefflich, und so gelang es ihm, dem unleugbar bedeutenderen Feldherrn empfindliche Niederlagen beizubringen, ohne selbst je entscheidend von demselben geschlagen zu werden.

frischen Truppen seinen Angriff erneuert und es war ihm gelungen, die Reserve des Baron von Wied zum Weichen zu bringen. Er dehnte nun sein Vordringen gegen das österreichische Centrum aus, das dadurch zwischen zwei Feuer kam. Da raffte Daun seine letzten Reserven, jene Reiter-Regimenter, welche früher sein erstes Treffen gebildet hatten, zusammen und warf sie den siegreichen preußischen Bataillonen in die Flanke. Wie ein Wettersturm brausten diese Schwadronen in dieselben hinein, überritten mehrere und sprengten auch die rasch gebildeten Quarrés.

Unter dieser siegreichen Cavallerie befand sich auch das Dragoner-Regiment Prinz de Ligne, welches heute Nr. 14 führt und damals aus blutjungen kaum in Dienst gestellten Leuten bestand. Als der Oberst desselben sich gleichfalls zur Attaque meldete, meinte Daun lächelnd: „Was wollen Sie mit Ihren Gelbschnäbeln machen?“ ertheilte jedoch die Erlaubniß. Aber das Regiment hielt sich so wacker, daß es mit besonderen Lob bedacht wurde und bis auf den heutigen Tag als unterscheidende Auszeichnung das Recht hat, keine Bärte tragen zu dürfen.

Durch diesen glänzenden Reiterangriff erhielt die Infanterie des rechten Flügels und der Reserve Zeit, sich zu sammeln und neuerdings gegen die schon erschütterten Truppen des Generals von Hülsen vorzugehen. Dadurch wurde die Niederlage des preußischen linken Flügels eine vollständige; in wilder Flucht eilte Alles gegen Planian und riß auch geordnete Truppentheile mit. Nur einige von dem berühmten Hans von Ziethen geführte Reiter-Regimenter verhinderten die völlige Auflösung der preußischen Armee.

Friedrich II. mußte sich seiner fliehenden Armee anschließen. Dem Prinzen von Anhalt-Dessau den Befehl übergebend, eilte er nach Nimburg und von dort nach kurzer Rast weiter nach Prag.



Der sechsjährige Wolfgang Amadeus Mozart vor
Maria Theresia u. Kaiser Franz concertirend (1762).

frischen Truppen seinen Angriff erneuert und es war ihm gelungen, die Reserve des Baron von Wied zum Weichen zu bringen. Er dehnte nun sein Vordringen gegen das österreichische Centrum aus, das dadurch zwischen zwei Feuer kam. Da raffte Daun seine letzten Reserven, jene Reiter-Regimenter, welche früher sein erstes Treffen gebildet hatten, zusammen und warf sie den siegreichen preußischen Bataillonen in die Flanke. Wie ein Wettersturm brausten diese Schwadronen in dieselben hinein, überritten mehrere und sprengten auch die rasch gebildeten Quarrés.

Unter dieser siegreichen Cavallerie befand sich auch das Dragoner-Regiment Prinz de Ligne, welches heute Nr. 14 führt und damals aus blutjungen kaum in Dienst gestellten Leuten bestand. Als der Oberst desselben sich gleichfalls zur Attaque meldete, meinte Daun lächelnd: „Was wollen Sie mit Ihren Gelbschnäbeln machen?“ ertheilte jedoch die Erlaubniß. Aber das Regiment hielt sich so wacker, daß es mit besonderen Lob bedacht wurde und bis auf den heutigen Tag als unterscheidende Auszeichnung das Recht hat, keine Bärte tragen zu dürfen.

Durch diesen glänzenden Reiterangriff erhielt die Infanterie des rechten Flügels und der Reserve Zeit, sich zu sammeln und neuerdings gegen die schon erschütterten Truppen des Generals von Hülsen vorzugehen. Dadurch wurde die Niederlage des preußischen linken Flügels eine vollständige; in wilder Flucht eilte Alles gegen Planian und riß auch geordnete Truppentheile mit. Nur einige von dem berühmten Hans von Ziethen geführte Reiter-Regimenter verhinderten die völlige Auflösung der preußischen Armee.

Friedrich II. mußte sich seiner fliehenden Armee anschließen. Dem Prinzen von Anhalt-Dessau den Befehl übergebend, eilte er nach Nimburg und von dort nach kurzer Rast weiter nach Prag.



Der sechsjährige Wolfgang Amadeus Mozart vor Maria Theresia u. Kaiser Franz concertirend (1762).

Die Niederlage seiner Armee — die erste, welche sie unter seiner Führung erlitt — war eine vollständige. Sie verlor an 14.000 Mann, das ist mehr als ein Dritttheil ihres Standes, außerdem 22 Fahnen und 45 Geschütze. Der österreichische Verlust betrug gegen 8000 Mann.

Die nächste Folge der Schlacht bei Kolin war die Aufhebung der Einschließ:mg von Prag. Nur in Eilmärschen und mit getrennten Corps konnte König Friedrich seine Armee aus Böhmen führen, wobei die leichten österreichischen Truppen ihm großen Schaden thaten.

Der glänzende Sieg bei Kolin bot der Kaiserin den Anlaß, einen schon früher gefaßten Beschluß auszuführen, indem sie am 22. Juni die Stiftungs-Urkunde über den von allen Soldaten so hochgeschätzten militärischen Maria-Theresien-Orden erließ. Das erste Großkreuz erhielt Graf Daun, dem die Monarchin schrieb: „Ihr habt Eure Ordensproben vor den Augen der ganzen Armee schon abgelegt. Ihr seid also als der erste Großkreuz aufgenommen".

Die Kaiserin betrachtete auch noch in späteren Jahren diesen Sieg als einen der größten Glücksfälle ihrer Regierung nnd blieb Daun mit unwandelbarer Dankbarkeit geneigt.



Der Schluß des siebenjährigen Krieges. Tod des Kaisers Franz I.

Der glänzende Sieg bei Kolin wurde nicht so ausgenützt, wie es hätte geschehen können. Viel Schuld lag allerdings in den Verhältnissen der Armee, die ermüdende Märsche und blutige Kämpfe hinter sich hatte und einer kurzen Rast sowie ausgiebiger Verstärkung dringend bedurfte.

Nur zu bald zeigten sich die Folgen. Schon die Verfolgung der sich so eilig zurückziehenden Preußen war durchaus nicht mit der nöthigen Energie geleitet worden. Mit wenigen Ausnahmen gelang es dem König, die zerstreuten kleinen Garnisonen an sich zu ziehen. Und dies wiederholte sich, als man ihnen über die sächsische Grenze folgte.

Noch schlimmer war es, daß es unter so günstigen Umständen nicht gelang, die Vereinigung der ganz deroutirten Armee des Königs mit der seines Bruders Heinrich zu verhindern. Dieselbe vollzog sich gegen Ende Juli bei Bautzen und frischen Muth fassend ging Friedrich II. sofort an die Reorganisation seiner Truppen, wozu er in der alten rücksichtslosen Weise die Mittel aus Sachsen zog, aber nun auch schon die Kräfte des eigenen bisher geschonten Landes in Anspruch nahm. Indessen war seine Lage noch immer bedrohlich genug, denn der Sieg bei Kolin hatte die bis jetzt noch immer zögernden Verbündeten der Kaiserin ermuthigt. Von Westen zogen die Franzosen und das allerdings nicht sehr gefährliche buntscheckige Reichsheer heran, die Russen drohten von Osten, die Schweden von Norden.

In diese Zeit der Unthätigkeit der Hauptarmee fielen zwei glänzende Unternehmungen detachirter Corps. Die eine ist der berühmte Zug des Generals Andreas Graf Haddik nach Berlin, das er nach Auferlegung einer Contribution und Zerstörung der Geschützgießerei in Spandau am Tage nach der Einnahme (17. October) wieder räumte. Der General Nadasdy nahm nach mühevoller Belagerung am 13. September das tapfer vertheidigte Schweidnitz.

Das zweite Kriegsjahr schien mit einem vollen Erfolg der kaiserlichen Waffen zu schließen. Die Lage des Königs war so ernst, daß er an seinen Bruder Heinrich schrieb: „Welche Zeiten, welches Jahr! Wie glücklich sind die Todten!" — Aber nun bewährte sich an ihm, was er einst an Khevenhüller gerühmt hatte: der Einfluß eines einzelnen Mannes von Genie und Thatkraft! Selbst seine Gegner anerkannten, daß sein Winterfeldzug von 1757 zu den glänzendsten Leistungen in der Kriegskunst aller Zeiten zählt.

Denn während man im Lager der Verbündeten noch berieth und stritt, warf sich Friedrich II. mit 24.000 Mann am 5. September auf seine fast doppelt so starken Gegner und erfocht in kaum zwei Stunden den glänzenden Sieg bei Roßbach, und in der Schlacht bei Leuthen zeigte er sich wieder als Meister der Schlachtentaktik und erfocht trotz der heroischen Tapferkeit des kaiserlichen Fußvolkes einen Sieg, welcher dem Prinzen von Lothringen fast 10.000 Mann kostete.

Mit einem Schlag hatte sich die ganze Situation gewendet. Nach einander gingen die festen Plätze wieder an die Preußen verloren und mit Schluß des Jahres 1757 mußte ganz Schlesien mit Ausnahme von Schweidnitz geräumt werden. So schloß dieses Kriegsjahr trotz einzelner glänzender Erfolge doch mit bitteren Enttäuschungen.

Der Feldzug des nächsten Jahres begann mit dem Fall des vom Grafen Thürheim tapfer vertheidigten Schweidnitz und mit einem Einfall des Königs Friedrich nach Mähren

ziemlich ungünstig. Aber er sollte wieder erfahren, daß Mähren ein „böses Land“ sei. Ueberall waren wieder Patriotismus und Opferwilligkeit zur vollen Höhe, wie sie im Erbfolgekrieg bestanden hatten, aufgeflammt.

Mit 7000 Mann brach Daun im Juni von Leitomischl auf. Ueber Prerau ziehend, stand er am 1. Juli im Rücken der nur 40.000 Mann zählenden preußischen Concernirungs-Armee vor Olmütz. Bei diesem Anlasse tritt der in den Kriegsberichten jener Zeit schon mehrmals ehrenvoll erwähnte Name Loudon's mehr in den Vordergrund. Er war die Seele aller jener Neckereien und Ueberfälle, mit welchen die Cernirungs-Armee so sehr belästigt wurde. „Mit einer Rastlosigkeit ohne Gleichen beunruhigte er sie bei Tag und bei Nacht; einem Adler gleich überwachte er jede ihrer Bewegungen, erspähte er jede verwundbare Stelle und stürzte sich auf dieselbe.“ Unermüdlich war er in Vorschlägen, die vom bedächtigen Daun nicht immer gebilligt wurden.

Die an und für sich schon bedrohliche Lage Friedrich's II. wurde durch das Gelingen eines solchen Unternehmens ganz unhaltbar. Ein sehr großer von Neisse ausgesendeter Convoi mit Geld, Munition und Lebensmitteln, auf welche man im preußischen Lager sehnsüchtig wartete, wurde am 30. Juni bei Donstadtl von General Siskowitz und Oberst Loudon überfallen, die Bedeckung zersprengt, 13 Kanonen, 2000 Wägen und viel Vieh erbeutet.

Nun mußte der König den Rückzug antreten und der Kriegsschauplatz konnte abermals außer Oesterreich verlegt werden.

Beim Beginn des Jahres 1760 hatte Friedrich II. den 200.000 Mann seiner Gegner nur 90.000 Mann gegenüber zu stellen. Prinz Heinrich mit 35.000 Mann sollte den Russen Stand halten, in Schlesien verfügte General Fouqué über 20.000 Mann, mit dem Hauptheer suchte der König selbst Schlesien und Sachsen zugleich zu decken.

Die Schlacht bei Torgau am 3. December 1760 endete am Abend mit einer Abweisung aller preußischen Angriffe, aber in der Nacht gelang es Ziethen, sich eines entscheidenden Punktes zu bemächtigen, wodurch der in der Schlacht verwundete Graf Daun zum Aufgeben seiner Stellung und zum Rückzug gegen Dresden genöthigt war.

Die allgemeine Erschöpfung machte sich nun auch schon in der Kriegführung geltend; es kam zu keinen großen Schlachten mehr. Die Verbündeten der Kaiserin waren des Krieges müde, namentlich war es bei den Franzosen und Schweden der Fall, die auch militärisch eine klägliche Rolle spielten. Sachsen litt nun schon im fünften Jahre ununterbrochen unter den Leiden des Krieges so, daß es den Frieden dringend brauchte. Auch Oesterreich und Preußen waren schon erschöpft, aber man dachte auf beiden Seiten nicht an das Einstellen des Kampfes, da man auf der einen Seite einen Erfolg erzielen, auf der anderen keine Opfer bringen wollte.

Obwohl man mit Aufgebot aller Kräfte in den Kampf des Jahres 1761 eintrat, verlief dasselbe ziemlich ereignißlos. Loudon gelang es mit Hilfe eines russischen Corps, den König in seiner festen Stellung bei Bunzelwitz einzuschließen. Aber der schneidige österreichische Feldherr vermochte die Russen zu keinem Angriff zu bewegen, und als die Situation des Königs wegen Lebensmittelmangel schon eine verzweifelte geworden war, zogen die Russen ganz ab. Nun wendete sich Friedrich II. gegen Sachsen; statt ihm zu folgen, warf sich Loudon auf Schweidnitz, das er am 1. October durch einen kühnen Handstreich nahm.

Es war dies das bedeutendste Kriegsereigniß des Jahres 1761, das trotzdem unter sehr mißlichen Verhältnissen für König Friedrich schloß. Es entsprach nur der Wahrheit, wenn er schrieb: „Wir leben in traurigen Zeiten und in einer verzweifelten Lage. Ich selbst gleiche dem Helden eines Trauerspieles, stets dem Untergang nahe, stets in Gefahr“.

Durch einen Regierungswechsel ging er noch der englischen Subsidien verlustig und konnte mit Beginn 1762 nur 60.000 Mann in das Feld stellen.

Da veränderte der am 5. Jänner 1762 eintretende Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland die Situation zu seinen Gunsten. Ihr Nachfolger Peter III. war ein großer Bewunderer des Preußenkönigs, schloß sofort einen Waffenstillstand, dem im Mai der Friede und im Juni sogar ein Bündniß folgte, das 20.000 Russen unter des Königs Befehl stellte. Auch Schweden folgte dem Beispiel und trat am 22. Mai aus der Reihe der Verbündeten Maria Theresia's.

Allerdings löste sich das Bündniß mit den Russen in Folge des gewaltsamen Thronwechsels in Rußland, der Katharina II. zur Regierung brachte, wieder. Auch in Wien erkannte man, daß die weitgesteckten Ziele des Krieges nicht zu erreichen sein würden. Zum Zweck eines allgemeinen Friedens wurden in Paris Präliminar-Verhandlungen eröffnet, die aber einen schleppenden Fortgang nahmen. Selbst Daun drängte zum Frieden, indem er darauf hinwies, daß die Monarchie die Last des Krieges nicht weiter zu tragen vermöge. „Wenn aus den Präliminarien nichts werden sollte, folglich kein Friede zu hoffen", schreibt er im October 1762 an die Kaiserin, „so sehe ich nicht, wie Eure Majestät den Krieg werden fortführen können, da nach den obwaltenden Umständen sehr zu besorgen, daß die Armee nicht einmal den Winter hindurch zu erhalten sein wird."

Auf Grund der Aufrechthaltung des Besitzstandes vor dem Krieg einigte man sich in den zu Hubertsburg bei Dresden abgehaltenen Conferenzen rasch. Das einzige Zugeständniß, welches Friedrich II. machte, war die Zusage, die Wahl des Erzherzogs Josef zum römischen König zu unterstützen. Am 15. Februar 1763 wurde der

Hubertsburger-Friede unterzeichnet, welcher die zweite große Kriegsperiode Maria Theresia's abschloß.

Wenn auch die weit ausschauenden Ziele dieses Krieges nicht erreicht worden waren, so durfte man doch in Oesterreich mit Befriedigung darauf zurückblicken. Trotz der sehr lässigen, ja oft zweifelhaften Haltung der Verbündeten hatte die Monarchie eine Kraft und Leistungsfähigkeit entwickelt, welche ihr vor einigen Jahren noch Niemand zugetraut hätte. Es zeigten sich darin die Früchte der ersten Theresianischen Reformperiode.

Maria Theresia trat nun in die zweite große Reformperiode ihrer Regierung ein, mit den Erfahrungen von mehr als zwanzigjähriger wechselvoller Herrschaft. Mit gereiftem Geist baute sie weiter, wozu sie mit dem überschäumenden Muthe der Jugend das Fundament gelegt hatte.

Mit furchtbarer Wucht traf aber ein Schlag die Kaiserin, die mit der zärtlichsten Liebe an ihrem Gatten hing, dessen plötzlicher Tod am 18. August 1765 zu Innsbruck erfolgte. Sie mußte mit Gewalt von der Leiche getrennt werden und verschloß sich dann in ihre Zimmer, ohne in den nächsten Tagen Jemand vor sich zu lassen, — mit Ausnahme ihrer nächsten Umgebung. Im ersten Schmerz faßte sie den Entschluß, der Regierung zu entsagen und sich in ein Kloster zurückzuziehen; wenn sie diesen Gedanken auch aus Pflichtgefühl wieder aufgab, so ist doch gewiß, daß sie den Schmerz über den Tod ihres geliebten „Franzl“ nie ganz verwinden konnte, auch von da an die Witwentracht nie ablegte.

Das schönste Lob spricht Maria Theresia über den verstorbenen Gatten in den rührenden Worten aus: „Ich habe in ihm den zärtlichsten Freund von Kindheit an, den liebsten Gefährten in einer dreißigjährigen Ehe und meine Lebensfreude verloren; er milderte meine Sorgen und Leiden, indem er sie theilte“.



Reformen der inneren Verwaltung. Confessionelle Verhältnisse.

Man hat sich daran gewöhnt, den Fürsten Kaunitz nur nach seinem Wirken in der äußeren Politik zu beurtheilen. Damit aber kann man die eigentliche Bedeutung dieses Staatsmannes nicht erschöpfend darlegen, denn gerade in seiner Beurtheilung der Fragen innerer Verwaltung, in den Rathschlägen, welche er der Kaiserin darüber ertheilt, spricht sich seine tiefe Einsicht, der seltene Umfang seiner Kenntnisse, die Lauterkeit und Unabhängigkeit seiner Gesinnung am deutlichsten aus.

Von Kaunitz angeregt und im Wesentlichen nach seinen Vorschlägen ausgeführt wurde auch eine für die Staatsgewaltung wichtige Maßregel Maria Theresia's — die Gründung des Staatsrathes.

Sehr bald wurde auch Erzherzog Josef den Sitzungen des Staatsrathes beigezogen, welchen er jedoch nach seinen eigenen Worten nur „als müssiger Zuschauer" beiwohnte. Sehr erbaut scheint er jedoch von den Verhandlungen nicht gewesen zu sein, denn er schreibt bei einer späteren Gelegenheit darüber an seine Mutter: „Ein junger Mann ohne Erfahrung und ohne großen Fleiß, glaubte ich mich unter Solonen oder Lykurgen zu befinden und nur Orakelsprüche zu hören. Während der ersten Monate gründete man das neue System. Die langen Reden und die häufigen Erörterungen, welche bei dieser Gelegenheit stattfanden, waren so sublim für mich, daß ich, weder deren Stärke noch ihren Zusammenhang begreifend,

sondern nur die Worte vernehmend, übel genug berathen war, an andere Dinge zu denken, während ich doch alle die kühnlichen Verdrehungen in mich hätte aufnehmen und einsaugen sollen, die man der Vernunft und dem gesunden Menschenverstande gab".

Man wird dieses abfällige Urtheil indessen nicht als ganz berechtigt erkennen dürfen. Es war nur natürlich, daß ein junger warmblütiger Mann, der sich über die Aufgaben des Staates schon ganz bestimmte Ansichten gebildet hatte, nicht immer sehr erbaut war von den gründlichen, vielleicht manchmal auch etwas langweiligen Erörterungen und Berathungen der im Dienste ergrauten Staatsmänner.

Mehr in den Vordergrund tritt natürlich Josef erst, als er nach dem Tod seines Vaters am 13. September 1765 von der Kaiserin „zu weiterer Dero Beruhigung und Erleichterung" zum Mitregenten ernannt wurde. Wenn Maria Theresia gehofft hatte, ihr Sohn werde sich in dieser Stellung ebenso passiv verhalten, wie sein Vater, so war dies ein Irrthum, der sich empfindlich rächen sollte.

Josef II. hatte das selbstständige Denken, die Thatkraft seiner Mutter geerbt und mit diesen Eigenschaften konnte es von ihm nicht verlangt werden, daß er die Mitregentschaft für eine leere Form nahm. Er fühlte sich dadurch mit einer Verantwortlichkeit beladen, der er gerecht werden wollte. Das wird man ihm auch gewiß nicht verübeln dürfen, wenn man auch manchmal die Form, in welcher er es that, zu schroff finden wird.

Mehrmals stellte Josef an seine Mutter die Bitte, ihn von der Mitregentschaft zu entbinden, oder doch wenigstens seine Unterschrift nicht zu Staatsacten zu verlangen, die gegen seine Ueberzeugung seien. Natürlich ging Maria Theresia darauf nicht ein, weil sie den Conflict nicht offenkundig werden lassen wollte und auch ihre mütterliche Liebe sich dagegen sträubte. Der Briefwechsel, der darüber geführt

wurde, zeigt am deutlichsten, wie sehr Mutter und Sohn unter einem Verhältniß litten, das ihre sonst so innigen Beziehungen trübte.

Maria Theresia besaß aber die herrliche Gabe, eine fremde Ansicht auch dann zu würdigen, wenn sie ihrer eigenen widersprach. Sie sah wohl selbst bald das Unzulässige irgend einer getroffenen strengen Maßregel ein, und als in manchen Fällen auch Kaunitz sich auf die Seite Josef's stellte und der gegentheiligen Meinung war, erfolgte ein förmlicher Widerruf des ersten Edictes. Josef konnte darüber an seinen Bruder Leopold schreiben: „Ihre Majestät hat begonnen, die Sache an dem rechten Ende und zwar an dem der Güte anzufassen".

Von Schritt zu Schritt führten die Verwaltungsreformen seit 1746 das alte, lose gegliederte Oesterreich mehr und mehr in den Rahmen eines modernen Staates über. Als oberste Verwaltungsbehörden fungirten 1770 die vereinigte böhmische und österreichische Hofkanzlei, der Hofkriegsrath, die Hofkammer, die oberste Justizstelle und die Studienhofcommission. Für Ungarn und Siebenbürgen bestanden besondere Hofkanzleien, wozu zeitweilig auch eine solche für das neu erworbene Galizien kam. Für besondere Zwecke bestanden noch der unmittelbare Hofcommercienrath, welchem die Handelsangelegenheiten zufielen, die erbländische Credits-Deputation, welche das Schuldenwesen, die Wiener Stadtbank und die Cassengebarung verwaltete, und endlich die Hofrechenkammer als Controlsbehörde.

Viel einschneidender noch als diese Reorganisation der Central-Behörden griff die fortschreitende Ausbildung der Gubernien in den einzelnen Provinzen in die frühere ständische Gliedernng der ganzen Verwaltung ein. Aehnlich der Central-Verwaltung theilte man die Landesbehörden in Ministerien für die verschiedenen Geschäftszweige, die dadurch mehr und mehr den Landständen ganz entzogen wurden. Sehr treffend sagt ein ausgezeichneter Historiker darüber:

„Daß Maria Theresia das bisherige Regiment der Stände brach und das des Staates an dessen Stelle setzte, würde bedauert werden müssen, wenn die Stände das Wohl des letzteren besser zu wahren gewußt und nicht fast nur ihr eigenes im Auge gehabt hätten. Freilich würde es unter anderen Umständen als ein Uebel erschienen sein, wenn jetzt die Stimme der Regierten fast verstummte und ohne ihr Zuthun über das, was sie betraf, entschieden wurde. Da die Stände aber, wenigstens im Allgemeinen muß dies gesagt werden, nicht Sinn und Herz für die große Masse der Bevölkerung, sondern nur für ihre besonderen Interessen zeigten; so gereichte es der ersteren zum Heile, wenn von nun an die Maßregeln der Regierung bei weitem mehr auf sie als auf die letzteren Rücksicht nahmen.

Stets blieb der Schutz des „gemeinen Mannes“ eine Hauptsorge der Theresianischen Regierung, und als einmal Klagen über ungerechte Vertheilung der Einquartierungslasten vor sie gebracht wurden und der Referent bemerkte, daß die Kreishauptleute sich fürchten, es mit dem einflußreichen Adel und den Militärbehörden aufzunehmen, resolvirte sie: „ist alezeit der Fäller (Fehler) deren creishauptleuthen, die ir schuldigkeit nicht thun und die regierung auch nicht; so gehen die länder zu grund“.

Die gleiche Gesinnung bewog Maria Theresia zu einer der wohlthätigsten Maßregeln ihrer Regierung, zur Urbarial-Regulirung, durch welche die Lage des Bauernstandes gesichert, seine Verpflichtungen gegen die Herrschaft festgestellt und er in die Lage gesetzt wurde, den Boden, den er bebaute, aber nur der Gnade der Herrschaft verdankte, in seinen wirklichen Besitz umzuwandeln.

Am 19. August 1765 erfloß das Robot-Patent für Böhmen, das in ungewöhnlich feierlicher Weise in allen Ortschaften kundgemacht wurde. Dasselbe setzte fest, daß die zu leistende Robot nie mehr als drei Tage der Woche in Anspruch

nehmen durfte und räumte den Unterthanen die Möglichkeit ein, diese Verpflichtung gegen eine billige Geld- oder Natural-leistung ganz abzulösen.

In ähnlicher Weise führte Maria Theresia auch ohne Mitwirkung der ungarischen Stände, die seit 1765 nicht mehr einberufen wurden, die Urbarial-Reform in Ungarn durch. Auch auf Galizien fanden diese Maßregeln Anwendung, wodurch es sehr glaubwürdig wird, daß die Landbevölkerung aus dem vorderhand noch verbliebenen Reste Polens massenhaft über die Grenze floh, um unter der österreichischen Herrschaft Schutz ihrer Arbeit und ihrer Person vor den Bedrückungen des polnischen Adels zu finden.

Auch die Polizei ging naturgemäß nach und nach mehr in die Hände der Regierung über, nachdem sie bisher auf dem flachen Lande vielfach in nützlichen Dingen gar nicht gehandhabt worden war, im Uebrigen aber nur ein Macht-mittel in den Händen der Herrschaften bildete. In erster Linie kam diese erhöhte Aufmerksamkeit der Regierung wohl Wien zu Statten. Die Reinhaltung und Planirung der Glacien und die Anlage von ordentlichen Verkehrswegen über dieselben, die Ausdehnung der Straßenbeleuchtung auf die Vorstädte, die Numerirung der Häuser u. s. w. brachten große Vortheile mit sich.

Eine ganze Reihe von polizeilichen Verordnungen wendete sich gegen den Aberglauben; der Verkauf von Traumbüchel und abergläubischen Kalendern wurde untersagt und auch manche solche Gewohnheiten des Landvolkes, namentlich in der Johannis- und Thomasnacht, ausdrücklich verboten.

Auch dem Luxus wollte Maria Theresia zu Leibe gehen. Hieher gehört das Verbot des Mantelkleides für die städtischen Corporationen und eine Verordnung, welche den Gebrauch von Schmuck einschränken sollte und das gänzliche Verbot desselben in Aussicht stellte. Der offene Mißerfolg dieser Maßregel hat die Kaiserin gewiß auch von dem Gedanken

an den Erlaß einer förmlichen Kleiderordnung abgebracht, den sie 1762 in Aussicht stellte.

Auch die wiederholten strengen Verbote gegen das Hazardspiel fruchteten nicht viel. Abgesehen davon, daß bis zum Tode des Kaisers am Hofe selbst sehr hoch gespielt wurde, gestattete man trotz aller Etiquette doch einzelnen Personen gegen bestimmte Abgaben das öffentliche Hazardspiel. So erhielt Graf Nostiz 1761 die Erlaubniß, in Prag auf Bällen und im Theater eine Pharaobank zu halten und später wurde auch im Operntheater in Wien, um dessen Einnahmen zu erhöhen, das öffentliche Spiel gestattet.

Mit unerschütterlicher Strenge ging Maria Theresia gegen das Duell vor. Und obwohl man kaum wird behaupten können, daß man zu ihrer Zeit keine richtigen Ehrbegriffe hatte, sind doch aus ihrer und ihres Sohnes Regierung sehr wenig Zweikampfsfälle bekannt. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, diese mittelalterliche Sitte wieder allgemein zu machen und der wunderlichen Theorie von der angeblichen „ritterlichen" Genugthuung Anhänger in Kreisen zu erwerben, die eher ihren Stolz darin finden sollten, „bürgerlich" zu denken und zu handeln, was gewiß das feinste Ehrgefühl nicht hindert.

Es ist nicht zu leugnen, daß manche der polizeilichen Maßregeln aus jener Periode weit über das Ziel schossen. In mancher Hinsicht war es damit auch nicht so arg, als man späterhin glauben machen wollte. So z. B. löst sich die viel berufene „Sitten-Commission", von deren Walten so mancher „Volks-Roman" so viel zu erzählen weiß, einfach in eine Abtheilung der Polizeibehörde auf, wie sie vielleicht heute unter anderen Namen und Formen auch noch besteht.

Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Maria Theresia die öffentliche Sittlichkeit zu heben trachtete; sie folgte dabei nur ihrer Regentenpflicht und ihrem echt weiblichen Gefühle, das sie aber auch sicher davor bewahrte,

jene Mißgriffe gutzuheißen, welche angeblich von der besonders eingesetzten Commission begangen wurden.

Es wurde bereits angedeutet, daß sich die Regierungs-Maximen Maria Theresia's weniger durch principielle Grundsätze, als durch die Art, in welcher Form dieselben zur Geltung gebracht wurden, von jenen ihres Sohnes unterscheiden. Es ist bestimmt unrichtig, wenn man Maria Theresia in einen gewissen Gegensatz zu Josef II. zu bringen sucht; und wenn man denselben dadurch ausdrückt, daß die Kaiserin die „alte“, ihr Sohn aber die „neue Zeit“ repräsentire, so tritt man der Bedeutung dieser außerordentlichen Frau zu nahe, die man wohl auch „eine Reformatorin auf dem Thron“ nennen darf.

Es wird kaum eine einzige größere Regierungs-Maßregel Josef's II. geben, deren Wurzeln nicht in die Tage und bis zum Wirken Maria Theresia's verfolgt werden können.

In keiner Beziehung wird dies so deutlich, als wenn man den Gang der Gesetzgebung in Bezug auf die confessionellen Angelegenheiten verfolgt. Fast alle Verfügungen Josef's II. haben ihren Vorläufer schon während der Regierung Maria Theresia's. Es ist daher ganz richtig, wenn ein neuerer Historiker gerade mit Rücksicht auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche sagt: „Mit dem Ausdruck „Josefinismus“ begeht man darum einen Anachronismus und ein historisches Unrecht, weil derselbe glauben machen muß, als falle Alles, was man Lobens- oder Tadelnswerthes unter diesem Ausdruck begreift, nur in die Josefinische Periode, da doch um Jahrzehnte früher in der Theresianischen Zeit schon das Meiste seinen Anfang genommen hatte, Vieles sogar zum Abschluß gekommen war“.

Bei einer Herrscherin, welche wie Maria Theresia so sorgfältig über ihre Regierungsgewalt wachte und dem staatlichen Einfluß so viele Machtgebiete ganz neu erschloß, wäre es in der That unbegreiflich, wenn sie die Grenzen zwischen der staatlichen und kirchlichen Gewalt, die seit Jahr-

hunderten immer mehr zu Ungunsten der ersteren verrückt worden waren, nicht zu regeln und schärfer zu ziehen versucht hätte. Ihr war dies eine Pflicht ihres Herrscherberufes, obwohl sie eine treue Tochter der Kirche und von der etwas seichten Aufklärungssucht ihrer Zeit vollkommen frei war. Aber sie hatte sich auch klaren Blick genug gewahrt, um staatliche Nothwendigkeiten und offenbare Uebelstände zu erkennen. Sagt sie doch in jenem Memoire, in dem sie zum „Nutzen ihrer Nachfolger" ihre Regierungs-Grundsätze darlegt, Folgendes:

„Meine Vorfahren haben aus großer Pietät viel und zwar die meisten Cameralgüter und Einkünfte verschenkt, was in jener Zeit zur Unterstützung der Religion und zur Förderung der Geistlichkeit wohl hat geschehen können. Da aber Gott uns jetzt in den deutschen Erblanden so gesegnet hat, daß sowohl die katholische Religion die blühendste, als die Geistlichkeit genugsam und wohl fundirt ist, so fällt dieser Grundsatz hinweg und es wäre nicht allein nicht löblich, sondern ich hielte es vielmehr für schädlich, wenn an die Geistlicheit noch mehr gegeben und abgetreten würde, weil sie einerseits solches nicht bedarf, anderseits aber das, was sie besitzt, leider nicht so verwendet, wie sie sollte, und dabei das Publikum sehr bedrückt, indem kein Kloster in den Schranken der Stiftung verbleibt und viele Müßiggänger angenommen werden, welches Alles eine große Remedur noch erfordern wird, wo mit der Zeit und nach guter Ueberlegung die Sache weiters auszuführen gedenke".

Die Kaiserin war sich also über die Nothwendigkeit eines Eingreifens in die damaligen confessionellen Verhältnisse vollkommen klar.

Die nicht unbegründete Abneigung der Kaiserin gegen alle gewaltsamen und Aufsehen erregenden Maßregeln in confessionellen Angelegenheiten machten sie auch zu einer Gegnerin der Aufhebung des Jesuitenordens.

Maria Theresia machte auch kein Hehl aus ihrer Jesuitenfreundlichkeit, obwohl ihre nächste Umgebung, Josef II., Kaunitz und namentlich van Swieten, zu den Gegnern dieses Ordens gehörten. Ja, man scheint von ihr sogar Schritte zu Gunsten desselben erwartet zu haben, denn es wurden diplomatische Verhandlungen eingeleitet, um sie von solchen abzuhalten, ja König Carl III. von Spanien richtete ein eigenhändiges Schreiben an sie, um sie um ihre Mitwirkung beim Vorhaben des Papstes zu ersuchen.

Maria Theresia erwiderte darauf, daß sie „trotz der Hochschätzung, die sie für diese Gesellschaft jederzeit empfand, und welche sie auch durch ihren Eifer und ihre gute Aufführung in meinen Ländern verdiente, ihrer Aufhebung kein Hinderniß in den Weg legen werde, wenn der Papst sie als zweckmäßig und nützlich ansieht für die Einigkeit unserer heiligen Religion".

Aber sie knüpfte an ihre Zustimmung den Vorbehalt, daß der Papst kein Recht habe, über die Güter oder Personen des Ordens, soweit sie in Oesterreich befindlich seien, zu verfügen. Und Clemens XIV. gab seinerseits in einem Schreiben an die Kaiserin seine Zustimmung zu diesem Vorbehalt, indem er die sichere Erwartung aussprach, daß die Häuser, Collegien und Güter des Ordens zum gemeinsamen Besten der Religion und des Staates Verwendung finden werden.

Am 21. Juli des gleichen Jahres erließ Papst Clemens XIV. die berühmte Bulle: „Dominus ac redemptor noster" (nach den Eingangsworten so genannt), durch welche der Jesuiten-Orden aufgehoben wurde. Durch die weise Vorsicht der Kaiserin vollzog sich dieselbe in Oesterreich vollkommen ordnungsgemäß, während es in anderen Ländern dabei zu ärgerlichen Auftritten und Gewaltmaßregeln gekommen war.



Justiz-Reform. Abschaffung der Folter.

Schon vor Erlaß des neuen Strafgesetzes beseitigte man einige der schreiendsten Anomalien des bisherigen Criminal-Gerichtsverfahrens. Auf Antrag des Staatsrathes wurde 1766 die bisher in manchen Fällen üblich gewesene öffentliche Ausstellung der Uebelthäter an den Kirchen aufgehoben und 1767 verschwand das Verbrechen der Ketzerei aus dem österreichischen Strafrecht.

Am 31. December 1768 erschien endlich die Constitutio criminalis Theresiana, welche zugleich Criminal-Codex und Strafproceß-Ordnung war. Sie stellte das erste einheitliche Strafgesetz in den deutsch-österreichischen Provinzen dar, weil, wie die Einführungs-Verordnung bezeichnend sagte, „nichts natürlicher, billiger und ordentlicher, auch justizbeförderlicher sein kann, als daß zwischen verbrüderten Erblanden unter einem nämlichen Landesfürsten ein gleiches Recht festgestellt werde".

Ein Muster der Gesetzgebung war übrigens das Theresianische Strafgesetz nicht und es wurde dafür auch von den Zeitgenossen nicht gehalten. Namentlich Fürst Kaunitz unterzog dasselbe im Staatsrath einer sehr scharfen Beurtheilung, indem er meinte, daß ihm die ersten Erfordernisse eines Gesetzes, das über Tod und Leben zu entscheiden hat, nämlich Präcision und Deutlichkeit, mangelten und der Willkür der Richter ein zu großer Spielraum gelassen sei. Daß man das Verbrechen der Zauberei und ähnliche aber-

gläubische Dinge beibehalten habe, fordere den Spott heraus. Besonders aber tadelte Kaunitz die furchtbare Härte und Strenge des neuen Strafgesetzes, die sich hauptsächlich in der Beibehaltung der Tortur ausspreche. Ebenso sprach er sich gegen die Strafe der Brandmarkung aus, welche es dem Betroffenen unmöglich mache, wieder einen ehrlichen Erwerb zu finden, und gegen die Verbannung, die ein Unrecht gegen die Nachbarn wie gegen das eigene Land sei. Mit einer feinen Wendung wies Kaunitz schließlich darauf hin, daß die bildlichen Darstellungen der verschiedenen Folterqualen unwürdig eines Werkes seien, das den verehrungswürdigen Namen der Monarchin selbst an der Stirne trägt.

Namentlich um einen Punkt des Gesetzes drehte sich in den nächsten Jahren der Streit, um die Beibehaltung der Tortur. Für dieselbe waren alle Anhänger des Althergebrachten, die sich auf die so oft irrthümlich angerufene Praxis stützten — unter den Gegnern finden wir alle Männer der neueren Zeit, welche die Freiheit und den Schutz des Individuums auch auf den noch nicht überwiesenen Verbrecher ausgedehnt wissen wollten.

Unter den Bekämpfern der Folter standen in erster Linie Carl Anton Baron Martini und Josef von Sonnenfels. Der Erstere war Professor des Staats- und Naturrechtes in Wien, zuletzt Präsident der obersten Justizstelle und sehr fruchtbarer juridischer Schriftsteller, dessen Einfluß auf die österreichische Gesetzgebung sehr maßgebend bis an den Schluß des Jahrhunderts blieb.

Sonnenfels war außer den Lehrbüchern, die er auf Grund seiner Vorlesungen verfaßte, in vielfacher Beziehung literarisch thätig und ist eigentlich der erste Publicist, von dem man in Oesterreich sagen kann, daß er überhaupt einen Einfluß auf das Publikum ausübte; und daß dieser Einfluß ein wohlthätiger war, können selbst mißgünstige Beurtheiler nicht in Abrede stellen, die ihm „vernüchterten Geist und kühle

Verstandesmäßigkeit" vorwerfen. Schon dadurch, daß er nach dem Beispiel Lessing's auf Klarheit und Reinheit des Sprachgebrauches drang, erwarb er sich in Oesterreich, wo das Unkraut des Amtsstiles noch in der Mitte des Jahrhunderts in einer jede literarische Thätigkeit erstickenden Blüthe stand, unleugbare Verdienste.

Am bekanntesten machte sich aber Sonnenfels durch sein Auftreten gegen die Folter. Und sein diesbezügliches Verdienst soll nicht geschmälert werden, wenn betont werden muß, daß jene Version, daß er die Aufhebung der Tortur mittelst eines Fußfalles von Maria Theresia erbat, unrichtig ist. Dagegen führte er nicht allein in seinen Schriften, sondern auch in seinen Vorlesungen einen Kampf gegen die Uebelstände in der Gesetzgebung, in erster Linie gegen die Tortur.

Im Staatsrath waren Hatzfeld und Stupan für die Folter, die Mehrheit gegen dieselbe. Wortführer der letzteren Partei war Baron Kreßl, welcher für seine Ansicht von der Nutzlosigkeit, ja Verwerflichkeit der Tortur das unwiderlegliche Argument anführte, daß von 35 Personen, die in den letzten 25 Jahren beim Criminalgerichte in Wien gefoltert wurden, nur neun ein Geständniß abgelegt hatten. Es seien also entweder 26 Unschuldige gefoltert worden oder der Beweis geliefert, daß in der Mehrzahl der Fälle die Anwendung der „peinlichen Frage" erfolglos geblieben sei.

Kaiser Josef II. erklärte in seinem Gutachten vom 12. August 1775 die Aufhebung der Tortur „nicht allein für ein billiges und unschädliches, sondern als ein nothwendiges Mittel", wollte aber daran eine Einschränkung der Todesstrafe und eine Verschärfung der übrigen Strafarten geknüpft sehen.

Maria Theresia's Einsicht und Milde neigten zur Aufhebung der Folter, aber es fiel ihr schwer, eine Entscheidung gegen das Gutachten der Justizbehörden zu fällen. Sie setzte daher dem Staatsraths-Protokoll folgende Resolution bei: „Ich ersuche den Kayser, der die jura studirt hat, noch mehr

auf dessen Billigkeit, einsicht und menschenlieb trauend, er möge dieses werk decidirn (entscheiden) ohne meine consilia, da ich es gar nicht verstehe und nur nach denen mehren stimmen decidirn könnte. Dieß verhindert nicht, daß ein oder anderen fremde Rechtsgelehrter noch könnte consultirt werden, wenn dem Kayser zweifel übrig bleiben".

In der That wurde eine besondere Commission eingesetzt, deren Votum aber keine Entscheidung gab, weil sich ebensoviel Stimmen für als gegen die Aufhebung der Folter erklärten. Erst das Gutachten des Oberstkanzlers Graf Blümegen, der sich nun entschieden gegen die Tortur aussprach, endete die langwierige Verhandlung.

Am 2. Jänner 1776 erschien das kaiserliche Handbillet, welches die Folter aufhob, aber zugleich anordnete, daß auch die übrigen Strafarten neuerdings in Berathung zu ziehen seien, woraus sich eine vollkommene Umarbeitung der Constitutio criminalis ergab, die erst in dem 1787 erschienenen Strafgesetz ihren Abschluß fand.



Unterrichts-Reformen. Die Gründung der österreichischen Volksschule.

Bei einer früheren Gelegenheit (Seite 210) wurde darauf hingewiesen, daß die einschneidendsten Reformen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in die letzte Regierungsperiode Maria Theresia's fallen. Ein neuerer Historiker urtheilt darüber: „Auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens war die Wirksamkeit der Theresianischen Regierung so einflußreich und umgestaltend, als auf dem Felde des öffentlichen Unterrichtswesens. Hier wurde in der That Neues geschaffen und für die fernste Zukunft noch sind die Folgen dieser Thätigkeit in wohlthuendster Weise erkennbar“.

Wenn Maria Theresia in einer ihrer Entscheidungen den nicht genug zu beherzigenden Satz schrieb: „Die Schule ist und bleibet ein politicum (eine öffentliche Angelegenheit)“, so drückte sie damit die Ueberzeugung aus, daß der Staat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht hatte, für den Unterricht und die Bildung der Unterthanen ausreichende Vorsorge zu treffen. Daß man dabei ziemlich einseitig stets nur betonte, es handle sich bei allem Unterrichte nur darum, „für den Staat taugliche Bürger“ oder „nutzbare Staatsdiener“ heranzuziehen und darüber der Werth allgemeiner Bildung hintangesetzt wurde, lag im Geiste der Zeit, die Alles vom oder auch Alles für den Staat forderte.

In Bezug auf den höheren Unterricht lag eine unmittelbare Nöthigung zu Reformen schon in der durch die Geistesrichtung der Zeit verlangten Beseitigung des bisher aus-

schließlich geltend gewesenen kirchlichen Einflusses. Namentlich durch die Aufhebung des Jesuitenordens waren durchgreifende Umgestaltungen, sowohl an den Mittelschulen wie Universitäten unabweisbar geworden. Bezüglich der letzteren ist aber nicht zu verkennen, daß der mit allen Mitteln hergestellte staatliche Einfluß einem regeren wissenschaftlichen Leben nicht sehr förderlich war.

Eine Schöpfung Maria Theresia's war die 1770 errichtete bei St. Anna untergebrachte Real-Handels-Akademie, welche Jünglingen, die sich dem Kaufmannsstand oder der Manufactur widmeten, eine entsprechende Bildung und die Eignung zu höheren Dienstposten verleihen sollte. Selbst Christof Friedrich Nicolai, der bekannte Buchhändler und Schriftsteller, der sonst meist so herbe und oft ungerechte Urtheile über die österreichischen Zustände fällt, nennt diese Handels-Akademie eine der nützlichsten Anstalten, die er auf seinen Reisen gesehen habe.

In unseren Tagen ist es Mode geworden, über jene Ideen, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Geister bewegten, kühl die Achseln zu zucken. Nun konnte wohl allerdings nicht Alles, was man in der sogenannten Aufklärungs-Periode als theoretischen Grundsatz aufstellte, die praktische Feuerprobe bestehen, aber trotzdem ist es sehr undankbar, gar so geringschätzig über jene Zeit zu urtheilen; denn es ist ja doch unleugbar, daß ein guter Theil der Grundlagen unseres heutigen politischen, gesellschaftlichen und geistigen Lebens damals gelegt wurde. Wenn wir dies nicht anerkennen, machen wir uns des häßlichen Undankes eines Erben schuldig, der sich zwar des Besitzes freut, aber Jene schmäht, die den Grund dazu gelegt haben.

Eine jener Ideen aber, und zwar vielleicht die fruchtbringendste, bestand in der Erkenntniß, daß die Verallgemeinerung geistiger Bildung und ein gewisses Maß von Kenntnissen, das Jedermann zugänglich sein soll, eine der wichtigsten Bedingungen der Menschenwürde und ein wichtiger

Behelf zur Hebung der Wohlfahrt sei. Diese Idee in ihrer Beziehung zum Staate erfaßt und durch Gründung der Volksschule in Oesterreich in das Leben eingeführt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst der Kaiserin Maria Theresia.

Um dasselbe voll zu erfassen, müßte dargestellt werden, wie es früher mit dem Volksunterrichte bestellt war; dazu fehlt hier der Platz, aber zu dem schon früher Gesagten kann beigefügt werden, daß bis zur Regierung Maria Theresia's der Staat sich gegen die allgemeine Volksbildung ganz indifferent verhielt.

Um 1770 kam diese hochwichtige Angelegenheit endlich aus dem Stadium der Berathungen in jenes der praktischen Maßregeln. In mehreren Provinzen wurden besondere Schulcommissionen bestellt und in Wien als Musteranstalt eine Normalschule errichtet, zu deren Leitung der tüchtige Pädagog Josef Meßmer aus Deutschland berufen wurde. Aber es fehlte an der Einheitlichkeit, wie Maria Theresia recht wohl einsah, und ihr konnte kaum zugemuthet werden, zwischen den verschiedenen Systemen und Projecten die Wahl zu treffen.

Im Kern der Sache besaß sie freilich stets den richtigen Blick, und so erließ sie, als es sich um die Stellung der Lehrer zur Geistlichkeit handelte, das bekannte Edict vom 28. September 1770, in welchem die merkwürdige Stelle vorkommt: „Meine Intention war und ist, daß Meßner von Schulmeistern, wenn sie in einer Person bestehen, in den Kirchen- und den Dienstverrichtungen des ersteren, das ist des Meßners, bloß von der Geistlichkeit abhangen und derselben mit Parition (Gehorsam) angewiesen werden sollen; das Schulwesen ist und bleibet allezeit ein Politicum; folglich kann solcher, welcher zugleich Meßner und Schulmeister ist, von der Geistlichkeit nicht allein aufgenommen und abgedanket werden. Dahingegen, wenn der Meßnerdienst und jener des

Schulmeisters abgesondert ist, hanget jener allein von der Geistlichkeit, wie dieser von der weltlichen Obrigkeit ab".

So nahm die glaubenstreue Katholikin Maria Theresia, welche sich stets als „gehorsame Tochter der Kirche" bekannte, schon vor hundert Jahren die Schule für den Staat in Anspruch, gewiß ohne Ahnung, daß darüber noch einmal ein erbitterter Streit entbrennen würde.

Auch die Berathungen der unter dem Vorsitze Kreßl's eingesetzten Studienhofcommission führten bezüglich des Lehrplanes und der Einrichtungen der Volksschulen zu keinem Resultate und Maria Theresia warf ihren Blick auf einen Mann, der für den ausgezeichnetsten Pädagogen seiner Zeit galt. Es war dies der Probst Johann Ignaz Felbiger zu Sagan in Schlesien, der viele Schulen eingerichtet hatte und dessen Lehrplan und Unterrichtsmethode so berühmt waren, daß viele Schulmänner sich nach Sagan wendeten, um sich unter seiner Leitung auszubilden.

In der That entwickelte Felbiger eine rastlose und allseitig befruchtende Thätigkeit. Schon am 6. December 1774 erschien die von ihm ausgearbeitete „Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämmtlichen kaiserl. königl. Erblanden", nebstbei verfaßte er die nöthigen Lehrbücher und hielt Curse über Methodik und Pädagogik für Lehrer und Katecheten, zu welchen sich auch ältere Schulmänner von Nah und Ferne drängten.

Auch bezüglich der Einrichtung und Verbesserung der Land- (Trivial-) Schulen ging der Impuls von Maria Theresia aus. Auf den kaiserlichen Herrschaften oder wo sie das Kirchenpatronat besaß, ließ sie neue Schulen bauen oder bestehende Gebäude für diesen Zweck anweisen. In Schönbrunn, Laxenburg, Hetzendorf und Schloßhof errichtete sie Schulen für die Kinder der kaiserlichen Bediensteten, von deren Zustand sie sich wiederholt überzeugte, wobei sie eifrige Lehrer und fleißige Schüler auszeichnete und belohnte, aber

auch Strafen über Eltern verhängte, wenn sie die Kinder dem Schulbesuch entzogen.

Dieses Beispiel weckte den Eifer zahlreicher Herrschaftsbesitzer und es wäre unbillig, zu vergessen, daß sich besonders ein Theil des Clerus große Verdienste um die Hebung des Volksschulunterrichtes erwarb.

Wie viel in verhältnißmäßig kurzer Zeit geleistet wurde, geht daraus hervor, daß es nach einem Bericht Felbiger's 1780 in der Monarchie mit Anschluß Ungarns und seiner Nebenländer unter 6197 Schulen mehr als zwei Drittel nach der „Sagan'schen Methode" eingerichtete gab, welche von 208.580 Schülern besucht wurden.

Auch für die Soldatenkinder wurde gesorgt; wo der Besuch der öffentlichen Schulen nicht thunlich war, wurden besondere für sie errichtet, ja, unter Maria Theresia wurden auch die ersten Mannschaftsschulen für die Soldaten gehalten, welchen die Kaiserin besonderes Interesse entgegenbrachte.

Vielleicht der schönste Nachruf, welcher der unvergeßlichen Monarchin gehalten werden konnte, lag in folgenden Worten: „Die Normalschule ist der erste Diamant in Theresia's Kaiserkrone und würde, wenn auch ihre langen Regierungsjahre kein anderes Verdienst in der Welt aufzuweisen hätten, ihren Namen der Menschheit unvergeßlich machen".

Maria Theresia zwang den Staat, seine bisher vernachlässigte Pflicht gegen den Nachwuchs seiner Bürger zu erfüllen, indem sie ihn das herrliche Wort des Heilands sprechen ließ: „Lasset die Kleinen zu mir kommen".



Wissenschaft und Kunst unter der Regierung Maria Theresia's.

Die literarische Production Oesterreichs war in jener Periode an Umfang und vielleicht noch mehr an Werth sehr geringfügig, es liegt aber die Ursache davon in verschiedenen Richtungen. Ist es ja doch nicht zu übersehen, daß auch das übrige Deutschland die furchtbaren Nachwehen des dreißigjährigen Krieges, der alle Cultur in einem Meer von Blut und Thränen zu ersticken drohte, mühsam erst mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts überwand. Aber auch diese nur langsam wieder erstarkende Schaffungskraft konnte auf Oesterreich ebenso wenig einwirken, als die hochentwickelte Literatur Frankreichs, Englands und Italiens. Denn eine jedem Geistesfunken feindliche und nur kirchlichen Zwecken dienende Censur unterband jeden geistigen Verkehr mit dem Ausland.

Es fehlte übrigens an einzelnen sehr verdienstlichen Leistungen nicht, namentlich auf dem Felde der vaterländischen Geschichte wurde Tüchtiges geleistet. In erster Reihe steht hier der Benedictiner-Orden, zn dessen Vorzügen und Verdiensten ja stets ernstes wissenschaftliches Streben gehörte. Abt Gottfried Bessel von Göttweih, die Brüder Bernhard und Hieronymus Pez aus Melk, endlich Marquard Herrgott aus St. Blasien schrieben ihre ausgezeichneten Werke über die österreichische Geschichte.

Auf dem Felde der schönen Literatur folgte man dem von Deutschland ausgehenden Impuls; so gehörte einer der

fruchtbarsten Dichter jener Periode, Michael Denis, ganz der Schule Klopstock's an und auch Wieland fand in Oesterreich seine allerdings viel weniger graziösen Nachahmer. Wenn nicht mehr oder nichts Besseres geleistet wurde, so lag gewiß auch hier die Schuld an den Verhältnissen und nicht an den mangelhaften Talenten. Beherrschte doch Pietro Metastasio (Bild S. 113) als „Hofdichter" bis in die Sechszigerjahre nahezu unumschränkt den Geschmack, und wenn in den italienischen oder französischen Komödien ein deutscher Satz vorkam, so legte man ihn gewiß einer tölpischen Figur in den Mund. Daß es langsam in dieser Beziehung besser wurde, gehört auch zu den Verdiensten, die sich Sonnenfels als Kritiker erwarb. In Staatsrath Gebler, General Ayrenhoff und Anderen fanden sich aber dramatische Autoren, deren Stücke allerdings unserem verwöhnten Gaumen nicht mehr zusagen, damals aber gerne gesehen wurden und das Publikum an nationale Literatur gewöhnten.

Wenn wir auf die Theatergeschichte Wiens in jener Zeit übergehen, so mahnt es an das Sprüchlein, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, denn schon damals waren finanzielle Bedrängnisse an der Tagesordnung. In dem 1741 erbauten, 1760 umgestalteten Burgtheater schalteten noch die komischen Charaktertypen „Hanswurst" (Darsteller war Josef Prehauser), „Bernardon" (Franz Kurz), mit den derben Späßen der extemporirten Komödien, und mehrere Versuche, die dramatische Darstellung auf eine höhere Stufe zu heben, scheiterten an der Geldfrage. Nacheinander fallirten Selliers und der Pächter der italienischen Oper, Baron Lopresti, weil ihre Bemühungen, bessere Theaterkost zu bieten, beim Publikum keinen Anklang fanden, und „Hanswurst" und „Bernardon" hielten wieder ihren Einzug. Zeitweilig schien der Bestand der Theater ganz in Frage gestellt, bis 1753 die Regierung eingriff. Dies gereichte allerdings der finanziellen Sicherstellung und allenfalls der Oper zum

Vortheil, kaum aber der deutschen Dramatik. Denn ein Erlaß von 1752 bestimmt: „Das deutsche Theater muß völlig separirt bleiben. Die Komödie (am Burgtheater, das 1753 den Titel Hoftheater erhielt) soll keine anderen Compositionen spielen, als die aus den französischen oder welschen oder spanischen Theaters herkommen. Alle hiesigen Compositionen von Bernardon und Anderen sind völlig auszuheben und wenn doch einige gute wären, sollen solche eher genau durchgelesen und keine equivoques noch schmutzigen Worte darinnen gestattet werden".

Nun nahm die französische Komödie das Burgtheater vollkommen in Beschlag, das deutsche Schauspiel fristete neben der italienischen Oper im Theater am Kärntnerthor ein klägliches Dasein. Aber auch Graf Durazzo, dem 1752 die „Oberdirection des hiesigen Theatralwesens" übertragen wurde, hatte seine liebe Noth mit den Finanzen, und um denselben aufzuhelfen, gestattete man zeitweilig sogar das öffentliche Hazardspiel, wozu besondere Tische im „Amphitheatrum" aufgestellt wurden. Trotzdem erklärte Graf Durazzo 1759 das weitere Bestehen von zwei Theatern für unmöglich. Aber Maria Theresia entschied: „Spectacles müssen bleiben!" Zugleich wurde ein Zuschuß von 100.000 Gulden bewilligt.

Der Brand des Kärntnerthor-Theaters nöthigte dazu, dem Aschenbrödel Deutsche Dramatik ein Plätzchen am Burgtheater zu gönnen, wo sie anfänglich neben der französischen Komödie verschwand, aber nach und nach zu jener hohen Stufe künstlerischer Vollendung emporwuchs, welche das Burgtheater seit mehr als hundert Jahren zur deutschen Musterbühne macht.

Diese Wendung vollzog sich namentlich, seit Graf Sporck an Durazzo's Stelle getreten war, und eine Anzahl von begabten Männern, wie Klemm, Heufeld und endlich Sonnenfels den Kampf gegen die Plattheiten der extemporirten Komödie aufnahmen. Derselbe wurde 1770 zu

Gunsten des regelrechten Schauspieles entschieden und gleichzeitig erfolgte auch die Auflösung der französischen Komödie, obwohl sich sehr einflußreiche Personen wie Kaunitz für die Beibehaltung derselben verwendet hatten. So reicht also auch die Entstehung des Hof-Burgtheaters, auf das Wien mit Recht stolz ist, in die Tage Maria Theresia's zurück, die den hohen Werth des Theaters für die Geschmacksläuterung des Publikums vollkommen zu würdigen wußte.

In den bildenden Künsten erging es in der Theresianischen Epoche ebenso, wie in der Literatur. Es fehlte nicht an einzelnen verdienstlichen Leistungen, aber jener geistige Zusammenhang, das Miteinanderwirken der Künstler mangelte, durch welches allein ein frisch pulsirendes Kunstleben ermöglicht, eine wirklich befruchtende Kunstepoche hervorgerufen wird. In die erste Regierungszeit Maria Theresia's fielen noch die glänzendsten Leistungen Mathias Donner's (Bild S. 113) als Bildhauer, dann der Maler Daniel Gran und Martin von Meyten's, deren letzterer sich ihrer besonderen Gunst erfreute. Von späteren Künstlern ist nur der Maler Anton Maulpertsch zu nennen; in der Sculptur wirkte Johann Wilhelm Beyer verdienstlich, — von dem die schönsten Arbeiten in Schönbrunn herrühren. Ein Künstler von Genie war der Bildhauer Franz Xaver Messerschmidt, der unter Anderem die im Erdgeschoßsaal des Belvedere befindliche Statue Maria Theresia's schuf. Aber er verfiel endlich auch den Schrullen eines Genies und starb über dem Unternehmen, alle menschlichen Leidenschaften in hundert Büsten darzustellen, zu Preßburg in Armuth und Vergessenheit.

Viel erfreulicher, als Alles Vorausgegangene ist das, was wir über die gemüthvollste aller Künste, die Musik berichten können. Sie entfaltete sich in Oesterreich gerade in jener Zeit zu einer so hohen Blüthe, daß man damit nur den gleichzeitigen Aufschwung der Literatur in Deutschland vergleichen kann. Wenn auch nicht allein, so fällt doch

unleugbar ein großer Theil des Verdienstes davon dem lebendigen Interesse zu, welches die Vorfahren Maria Theresia's und sie selbst der Musik entgegenbrachten.

Namentlich drei Namen sind es, die in jene Zeit entweder wie Sterne am musikalischen Himmel strahlen, oder erst im Aufgehen begriffen, doch den kommenden Glanz schon ahnen ließen. Zu den ersteren gehören Christof Willibald von Gluck, der Reformator der deutschen Oper, der zwar nicht durch Geburt, aber durch seine Ausbildung, sein Wirken und seinen Tod Wien angehört, und unser herrlicher Josef Haydn, dessen schon (Seite 177) gedacht wurde, zu den letzteren aber Wolfgang Amadeus Mozart, der in Salzburg geboren, doch in Wien seine eigentliche Heimat fand.

Mozart war wohl eines der ersten musikalischen Wunderkinder. Schon mit sechs Jahren wurde er 1762 von seinem Vater, dem erzbischöflichen Hofmusiker Leopold Mozart, nach Wien gebracht, wo er nebst seiner um ein Jahr älteren Schwester Maria Anna Concerte gab, die so viel Aufsehen erregten, daß sie auch wiederholt sich vor dem Hof hören lassen mußten.

Der kleine Mozart, der durch sein ganzes Leben eine echte Frohnatur blieb, erwarb sich durch sein munteres, zutrauliches Wesen sehr viel Freunde, so daß sein Papa nach Salzburg melden konnte, der kleine „Wolferl" zeige gar keine Schüchternheit und verkehre mit Officieren und Herren vom Adel ganz vertraulich. Besondere Gunst genoß der kleine, putzige Virtuose bei Maria Theresia und ihrem kaiserlichen Gemal, die sich an seiner Naivetät nicht weniger ergötzen, als an seinem außerordentlichen musikalischen Talent. (Bild S. 241.)

Einst neckte ihn Kaiser Franz I. damit, daß es keine Kunst sei, mit allen zehn Fingern zu spielen, während man auf das Clavier schaue. Aber Wolfgang ließ sich nicht spotten, er spielte mehrere schwierige Passagen zuerst nur mit einem Finger und führte dann einige Stücke bei verdeckter Claviatur vollkommen fehlerfrei aus.

Nicht wenig entzückt war Wolfgang über einen vom Kaiser ihm gespendeten Gala-Anzug mit gallonirtem Rock, Dreispitz und Degen. Aber als er sich zum ersten Mal in dieser Pracht am Hofe zeigte, kam ihm der Degen zwischen die Füße und er fiel auf dem glatten Parquet nieder. Die Erzherzogin Maria Carolina brach in Lachen aus, ihre jüngere Schwester Antoinette aber eilte auf ihn zu, half ihm aufstehen und tröstete ihn. Das rührte den kleinen Künstler so, daß er mit Thränen in den Augen zum nicht geringen Ergötzen der kaiserlichen Eltern erklärte, die „Tonerl" sei so gut, daß er sie heiraten werde. Und als der Kaiser meinte, das werde nicht angehen, weil er nicht wie ein Erzherzog gekleidet sei, brach Wolfgang in Thränen aus und bat Maria Antoinette, die nur um ein Jahr älter war als er, flehentlich, ihn auch ohne der erzherzoglichen Kleider zu heiraten. Wenige Tage darauf ließ ihm die Kaiserin einen erzherzoglichen Bräutigams-Anzug zustellen, in dem der kleine Künstler auch porträtirt wurde.

Die spätere Glanzperiode seines Wirkens in Wien fällt nicht mehr in die Theresianische Periode. Sie beginnt erst, als er, der demüthigenden Stellung in Salzburg müde, 1781 nach Wien kam, wo er in dem musikliebenden Sohn Maria Theresia's, in Kaiser Josef II., einen Gönner und Förderer seines Genies fand.



Das Maria Theresia-Denkmal in Wien von Professor Kaspar Zumbusch.

(Maria Theresia, umgeben von ihren zeitgenössischen Mitarbeitern an dem großen Werke der Reorganisation Oesterreichs.)



Die erste Theilung Polens. Der bayerische Erbfolgekrieg.

Die Ergebnisse des siebenjährigen Krieges konnten nicht ganz ohne Einfluß auf die auswärtige Politik Oesterreichs bleiben. Die Allianz mit Frankreich hatte nicht erfüllt, was man sich von ihr versprach; wie meist der Fall ist, drückte sich der Verfall dieses Staates zuerst im Niedergang der einst so gefürchteten französischen Kriegsmacht aus. Statt dieses alten Gegners, der sich in einen schwachen und zweideutigen Freund verwandelt hatte, erstand Oesterreich in Rußland ein neuer Rivale, dessen Bestrebungen so gefährlich erschienen, daß man sich vorübergehend sogar den bisherigen erbittertsten Feinden — Preußen und der Türkei — näherte.

Um diese Verhältnisse drehte sich die äußere Politik Oesterreichs während der letzten Regierungsepoche Maria Theresia's. Zwei Ereignisse waren es besonders, durch welche das Hin- und Widerspiel der diplomatischen Schachzüge zu praktischen Consequenzen gelangte, es waren dies die erste Theilung Polens und der bayerische Erbfolgekrieg.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier alle Ursachen erörtern wollten, welche endlich zur Theilung Polens führten. Noch heute gibt es Vertheidiger dieses Schrittes, welche ihn als unabweisbare Nothwendigkeit darstellen, während er von anderer Seite als empörende Gewaltthat, als offener Rechtsbruch bezeichnet wird. Die Wahrheit liegt in der Mitte; unbedingt aber muß man zugeben, daß nur die Mängel der polnischen Verfassung, die Uneinigkeit und Verlotterung der

allein maßgebenden Aristokratie es möglich machten, wenn endlich begehrliche Nachbarn die Hand nach polnischem Gebiet ausstrecken konnten. Polen besaß die unglücklichste Staatsform, welche je ersonnen werden konnte. Es war ein Wahlkönigreich, dessen Monarch von vorneherein das Werkzeug jener Partei wurde, welche ihm durch die Wahl zu seiner im Grunde ganz wesenlosen Würde verhalf. Dazu machte das liberum veto, das durch den Einspruch eines einzelnen Adeligen jede gesetzliche Verfügung hindern konnte, jede Regierung unmöglich.

Der Tod des Königs August III. von Polen, der zugleich Churfürst von Sachsen war, bot endlich Gelegenheit, die langgehegten Pläne Rußlands und Preußens zur Ausführung zu bringen. Der Allianzvertrag vom 11. April 1764 zwischen diesen beiden Mächten enthielt offen das Princip der Einmischung in die inneren Angelegenheiten Polens und Katharina II. benützte alle Mittel der Macht und der Bestechung, um ihren Günstling Graf Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Thron zu setzen. Er wurde ein Schattenkönig jämmerlichster Sorte, abhängig von einer auswärtigen Macht, welche die schlimmste Feindin seines Staates war, und bedrängt von den Parteiungen im eigenen Lande. Und diese letzteren boten den Anlaß, um im Namen der so oft berufenen „Ruhe Europas“ immer offener mit dem Theilungsgedanken hervorzutreten.

Oesterreich befand sich diesem Streben Rußlands und Preußens gegenüber in einer schlimmen Lage. Man mußte entweder für die Aufrechthaltung Polens in einen Krieg eintreten, oder — man war genöthigt, um die Machtverhältnisse nicht verschieben zu lassen, als Dritter an der Zerreißung eines bisher unabhängigen Staates theilzunehmen.

Es ist ein Beweis des hohen Rechtsgefühles, das Maria Theresia auch in der Politik beseelte, daß der letztere Weg ihr sehr widerlich erschien und sie so lange als

möglich der Beschreitung desselben widerstrebte. In einem längeren Schriftstück drückt sie diese Abneigung mit kräftigen Worten aus: „Ich bekenne, daß es mich ein Opfer kostet“, schreibt sie unter Anderem, „mich über eine Sache zu entscheiden, von deren Gerechtigkeit ich keineswegs versichert bin, selbst wenn sie nutzbringend wäre. . . . Am leichtesten wäre es wohl, einzugehen auf die uns angebotene Theilung Polens. Aber mit welchem Rechte kann man einen Unschuldigen berauben, den vertheidigen und unterstützen zu wollen wir uns immer gerühmt haben? . . . Ich begreife nicht die Politik, welche erlaubt, daß, wenn Zwei sich ihrer Ueberlegenheit bedienen, um einen Unschuldigen zu unterdrücken, der Dritte auf Grund der Bequemlichkeit für die Gegenwart oder bloßer Vorsicht für die Zukunft die gleiche Ungerechtigkeit nachahmen und begehen soll. . . . . Ich bekenne, dies wäre eine förmliche Ableugnung alles dessen, was seit dreißig Jahren meiner Regierung geschehen ist. Trachten wir doch lieber darnach, die Begehren der Anderen zu vermindern, statt daran zu denken, mit ihnen auf so ungleiche Bedingungen hin zu theilen. Suchen wir eher für schwach als für unredlich zu gelten“.

Nach längerem Widerstreben mußte Maria Theresia ihre Zustimmung geben; im September 1770 erfolgte die Besetzung der vor mehr als 350 Jahren an Polen verpfändeten Zips durch österreichische Truppen und es konnte sich nun nur mehr um die Bestimmung des Beuteantheils für die drei Staaten handeln. Dieselbe erfolgte in Petersburg am 2. August 1772 durch den Abschluß eines förmlichen Theilungsvertrages, welcher Oesterreich an 1500 Quadrat-Meilen polnisches Gebiet mit zwei und ein halb Millionen Einwohner und den werthvollen Salzwerken von Wieliczka und Bochnia zusprach.

In wahrer Herzensangst ließ Maria Theresia eine Politik gewähren, wodurch, wie sie schreibt, „Treu und

Glauben auf allzeit verloren ist, so doch das größte Kleinod und die wahre Stärke eines Monarchen gegen die Anderen ist". Als Fürst Kaunitz den Vertrag zur Ratification vorlegte, erwiderte Josef II.: „vor diese vergnügliche Nachricht bin ich sehr verbunden". Maria Theresia aber setzte dem Bericht nur mit verständlicher Kürze bei: „habe unterschrieben".

Mittelst des Tractates von 1775 erhielt Oesterreich den zwischen Galizien und Siebenbürgen gelegenen Theil der Walachei, im Ausmaß von 190 Quadrat-Meilen, aus welchem die Provinz Bukowina entstand. Wie man auch vom politischen oder rechtlichen Standpunkt über die Erwerbungen denken mag, so ist es doch unbestreitbar, daß es ein Glück für diese Länder war, unter den österreichischen Scepter zu kommen, wodurch sie geordneter Verwaltung und Rechtspflege theilhaftig und zuerst mit der westlichen Cultur in Verbindung gebracht wurden.

Viel entschiedener als bezüglich der Theilung Polens griff Maria Theresia in der bayerischen Erbfolgefrage ein, die gegen ihren Willen zu einem Krieg führte. Nach dem Tode des Churfürsten Max Josef (30. December 1777) erlosch nämlich die Hauptlinie der Wittelsbacher und Herzog Carl Theodor von der Pfälzischen Linie trat die Regierung in Bayern an. Auf Grund alter Verträge, deren Rechtsbeständigkeit nicht zweifellos war, erhob Oesterreich Ansprüche auf Bayern, und Carl Theodor ließ sich zu bedeutenden Abtretungen herbei, ja er zeigte sich sogar einem Tausch von ganz Bayern gegen die Niederlande nicht abgeneigt. Aber auch Carl Theodor war kinderlos und der zunächst zur Erbfolge berufene Herzog von Zweibrücken erhob Einsprache, wobei er an Friedrich II., dem eine Vergrößerung Oesterreichs gefährlich erschien, einen Rückhalt fand.

Maria Theresia widerstrebte dem Krieg auch diesesmal, ohne ihn aber verhindern zu können, aber sie setzte auch,

als die preußische Armee im Juli 1778 in Böhmen eindrang, noch die Unterhandlungen, theilweise ohne Wissen, sicher aber gegen den Willen Josef's fort. Natürlich lähmte dies die Kriegführung, die im Allgemeinen von beiden Seiten energielos war.

In dieser Situation wendete sich Maria Theresia in einem eigenhändigen Brief an Friedrich II. Sie betonte darin ihre Friedensliebe, die noch verstärkt wurde durch die mütterliche Sorge um zwei bei der Armee befindliche Söhne (Josef und Maximilian). Sie wünsche daher die Anknüpfung von Verhandlungen, mit welchen der Ueberbringer des Briefes, Baron Thugut, betraut sei. Friedrich II. ging bereitwillig darauf ein, und trotz dem Widerstreben Josef's II. dauerten die Unterhandlungen fort, bis am 19. März 1779 ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, dem am 10. Mai der Friede von Teschen folgte. Gegen Verzicht auf die übrigen Ansprüche von Bayern erhielt Oesterreich den fruchtbaren an 70 Quadrat-Meilen großen Landstrich zwischen Donau und Inn, welcher das heutige Innviertel bildet.

Zum erstenmal fand Maria Theresia ein Lob für Friedrich II., der ihr seinerseits schrieb: „Des Charakters Euerer Majestät war es würdig, Beweise von Hochherzigkeit und Mäßigung in einer streitigen Angelegenheit zu geben, nachdem Sie Ihr väterliches Erbe mit einer heldenmüthigen Festigkeit behauptet haben“.

Am Tage, wo bei St. Stefan der Dankgottesdienst für den geschlossenen Frieden abgehalten wurde, sendete Maria Theresia an Kaunitz folgende Zeilen: „ich habe heut gloriose meine carrière geendigt, mit einem te Deum, was wegen der ruhe meiner landen mit freuden übernehmen, so schwäre es mir gekostet mit seiner hilff geendigt, das übrige wird nicht mehr in villen bestehen“.



Der Tod Maria Theresien's.

Schluß.

In dem Satz, mit welchem wir das frühere Capitel schlossen, drückte sich die Ahnung der Kaiserin aus, daß sie dem Ende ihrer glorreichen Laufbahn nahe sei. Immer wieder kommt sie darauf zurück; bei den verschiedensten Anlässen bedauert sie, nicht mehr „en vigueur“ (in voller Kraft) zu sein, und in einem Brief an den Gesandten in Paris Florimond Graf Mercy-Argenteau vom 5. November 1780 schreibt sie über die Regierungslast: „Hiezu kommt noch, daß ich ohne Hilfe bin und ohne Beistand; in meinem Alter läßt sich dieß nicht mehr ertragen und rasch schwindet meine Gesundheit dahin“.

Die Liebe der Wiener für ihre angebetete Monarchin zeigte sich in glänzendster Weise, als Maria Theresia nach ihrer Genesung von einer schweren und fast hoffnungslosen Erkrankung an den Blattern, welche ihr durch die Berührung mit ihrer Schwiegertochter Josefa von Bayern im Jahre 1767 mitgetheilt worden waren, zum ersten Male wieder öffentlich erschien, und zwar bei dem Tedeum in der Stefanskirche, welches wegen ihrer Wiederherstellung gefeiert wurde. Als sie am Arme ihres Sohnes Josef II. aus der Kirche trat, empfing sie das liebende Volk mit einem so stürmischen Jubelgebrause, daß sie in Thränen ausbrach und ihr die Stimme versagte, so daß sie nur mit Händebewegungen danken konnte. (Siehe das Titelbild.)

In der That war ihr körperliches Befinden seit Jahren schon ein sehr übles, obwohl sie sich allen ihren Pflichten unterzog und wir keine Nachricht von einer Unterbrechung ihrer Thätigkeit erfahren. Sie war sehr stark und schwerfällig geworden, so daß eine kurze Wegstrecke oder das Ersteigen einer Treppe sie furchtbar ermüdeten und erhitzten. Je mehr sie aber in Folge dessen die in früherer Zeit gewohnte Leibesbewegung unterließ, desto schlimmer wurden diese Beschwerden, die sich auch noch steigerten, weil die Aerzte aus Besorgniß vor der Wassersucht ihr die gewohnten Aderlässe widerriethen.

Die immer quälender auftretende Athemnoth und eine innerliche Hitze, über welche sie oft klagte, waren untrügliche Zeichen krankhafter Vorgänge im Organismus der Kaiserin. Sie war aber allem Mediciniren abgeneigt und ließ sich von dem Leibarzt Anton Baron Störk das ausdrückliche Versprechen geben, daß er sie nicht „mit Einnehmen oder gar Zugpflastern" quälen wolle. Dagegen suchte sie gegen die Leiden ihres Zustandes darin Abhilfe, daß sie selbst in der rauhen Jahreszeit stets alle Thüren und Fenster offen hielt und viel in Eis gekühlte Limonade trank. Aber nach vierzigjährigen Regierungssorgen und so viel erfahrenem Leid war ihr Körper nicht mehr so widerstandsfähig; die Erleichterung, welche sie mit diesen Mitteln erzielte, mußte sie mit schmerzhaften Rheumatismen und einem äußerst quälenden Husten erkaufen.

Dieser stellte sich, wie in den letzten Jahren stets, auch beim Beginn des Winters ein. Eine besondere Verstärkung desselben wurde aber hervorgerufen, als Maria Theresia am 8. November einer Fasanenjagd in Schönbrunn als Zuschauerin beiwohnte und dabei von einem plötzlichen Regenguß tüchtig durchnäßt wurde. Trotzdem trat keine Aenderung ihrer Lebensweise ein, sie besorgte die Geschäfte pünktlich wie immer, und das erste Anzeichen einer ernsteren Gefahr lag darin, daß sie den für den 19. September bestimmten feierlichen Gottesdienst absagen ließ. Am folgenden Tag nahm ihre Athemnoth und

der Husten so überhand, daß sie einen Aderlaß begehrte, worauf eine Besserung eintrat. Aber schon am 21. November stieg die Athemnoth wieder auf das Höchste, sie bekam Fieber, klagte über Brustschmerzen und hustete so heftig, daß förmliche Erstickungsanfälle eintraten und sie nicht zu Bette liegen konnte. Dieser Zustand dauerte durch mehrere Tage, da Maria Theresia aber trotzdem noch fortwährend arbeitete und guten Muthes schien, glaubte man in ihrer nächsten Umgebung an keine unmittelbar drohende Gefahr, ja Kaiser Josef II. meinte, daß Störk nur deshalb Besorgnisse aussprече, um das Verdienst der Heilung größer erscheinen zu lassen.

Maria Theresia selbst täuschte sich wohl über ihren Zustand nicht. Sie hatte Störk verpflichtet, ihr die volle Wahrheit zu sagen, und als er rieth, sie möge die Beichte ablegen, zeigte sie sich ganz gefaßt und dankte ihm in den wärmsten Worten. Ohne daß ihre Angehörigen davon erfuhren, beichtete die Kaiserin am 25. November dem Prälaten Müller von St. Dorothea, verbrachte dann den Tag wie gewöhnlich und nahm Abends das Mahl mit der kaiserlichen Familie und in heiterster Laune ein.

Desto erschreckender wirkte es, als am nächsten Tag eine abermalige Verschlimmerung eintrat und sie nun dem Kaiser ihre Absicht ausdrückte, sich mit den Sterbesacramenten versehen zu lassen. Der Kaiser suchte sie davon abzubringen, aber sie bestand darauf, wenigstens die heilige Wegzehrung zu empfangen, welche ihr der päpstliche Nuntius Garampi reichte. Nun erst wurden auch die abwesenden Kinder von dem gefahrdrohenden Zustand der kaiserlichen Mutter unterrichtet, wobei jedoch der Kaiser in der Depesche an seinen Bruder Leopold noch immer der Hoffnung Ausdruck gibt. Ihr Kopf sei vollkommen frei und die frühere Lebhaftigkeit unverändert, man dürfe daher hoffen, daß sie auch diesen Anfall der Krankheit überstehen werde.

Daß Josef II. indessen doch schon ernste Besorgnisse hegte, wird durch seinen Aufenthalt in den Vorgemächern der Kaiserin bewiesen. Sie brachte die Nacht vom 26. am 27. sitzend zu. Josef traf sie, als er nachsah, mit Schreiben beschäftigt. Sie richtete einen letzten Brief an ihren Sohn Leopold, in dem sie die Beunruhigung bedauert, in die er durch die schlimmen Nachrichten versetzt sei. „Ihr seid christlich gesinnt und tugendhaft", schloß sie, „das tröstet mich, ebenso wie, daß Ihr Euer Glück immer in Euch selbst findet. Gott möge Euch erhalten, ich aber gebe Euch Beiden und Euren zehn lieben Kindern meinen Segen!"

Wir besitzen über die letzten Tage Maria Theresia's außer den Briefen des Kaisers an seine Geschwister noch sehr genaue Aufzeichnungen aus ihrer nächsten Umgebung — unter Anderem von der Erzherzogin Marianne. Alle aber sind voll von Beweisen des hohen Muthes und der wahrhaft heldenmüthigen Fassung, mit welchen Maria Theresia dem Tode entgegenging. Wie ein tapferer Soldat, der sich bewußt ist seine Schuldigkeit gethan zu haben, zagte sie auch nicht einen Augenblick, sie suchte ihre Umgebung zu trösten, und wenn sie auf ihr bevorstehendes Ende hinwies, geschah es in echt christlicher Ergebenheit, ja es fehlte ihr nicht an mancher scherzhaften Wendung.

Daraus und aus vorübergehenden Besserungen glaubte der Kaiser noch immer Hoffnung schöpfen zu dürfen. „Der Puls ist wechselnd, einmal mehr und dann weniger gehoben", schreibt Josef II. am 27. November an Kaunitz. „Um die Kräfte steht es noch ziemlich gut, die Klarheit des Geistes ungetrübt und nirgends ein bleibender Schmerz vorhanden. Der Athem ist manchmal kurz, aber stets sehr beengt, insbesondere wenn sie liest, manchmal sogar schreibt. Ihr Muth, ihre Ergebung, ihre Standhaftigkeit und Geduld, mit denen sie ihre Leiden erträgt, sind wahrhaft erstaunlich. Wenn auch nur mühsam, spricht sie doch von Allem. Ihr ausgezeichnetes

Temperament, ihre Kraft und insbesondere der Umstand, daß die edlen Theile noch nicht eigentlich angegriffen zu sein scheinen, lassen mir noch sehr viele Hoffnung, daß sie ihr Uebel wird überstehen können."

Aber diese Hoffnung, an die sich der Sohn, der den Werth der unvergleichlichen Mutter am besten kannte, klammerte, war trügerisch. In der Nacht vom 27. am 28. November verschlimmerte sich der Zustand der Kaiserin so sehr, daß Störk zur Vornahme der letzten Oelung mahnte, wozu sie sogleich bereit war. Um 4 Uhr Morgens ließ sie ihren Kindern davon Mittheilung machen mit dem Beisatze, sie werde es von Keinem übel aufnehmen, wenn es wegbliebe. Aber alle in Wien befindlichen erschienen, der Kaiser, Erzherzog Maximilian, die Erzherzoginnen Marianne, Elisabeth und Marie Christine, letztere mit ihrem Gatten, dem Prinzen Albrecht von Sachsen-Teschen. Sie knieten im Zimmer umher, während Maria Theresia, im Lehnstuhle sitzend und mit lauter Stimme betend, die letzte Oelung empfing.

Dann hieß sie ihre Kinder näher treten und hielt mit fester, kräftiger Stimme eine rührende Anrede, in welcher sie für ihre kindliche Liebe und Anhänglichkeit dankte und zu treuem Zusammenhalten mahnte; dem Kaiser empfahl sie seine Geschwister. Alle weinten, nur sie selbst blieb gefaßt; namentlich von Josef II. berichtet sein Schwager Albrecht, daß er ganz aufgelöst vor Schmerz war; laut weinend kniete er vor ihr nieder und küßte ihre Hände, sie aber seine Stirne. Das Gleiche geschah von den übrigen Kindern, worauf alle ihren Segen empfingen. Dann bat die Kaiserin dieselben, sie allein zu lassen, es verursache ihr zu großen Schmerz, sie so betrübt zu sehen. Ebenso sagte sie zu einem Fräulein, das ihr aus dem Erbauungsbuch vorlas und bei Erwähnung des Todes in Thränen ausbrach: „Geh' hinaus, und wenn Du ausgeweint hast, komm' wieder!"

Den 28. November widmete Maria Theresia der Ordnung ihrer Angelegenheiten, sie traf Verfügungen über ihr Leichenbegängniß und machte Zusätze zu ihrem Testament, das ursprünglich aus dem Jahre 1764 stammte, aber mehrfach umgeändert und ergänzt wurde.

Daß sie die Personen ihrer Umgebung und besonders vertraute Diener mit Legaten und Andenken bedachte, ist nur natürlich bei einer Monarchin, welche sich stets so dankbar bewiesen hatte; aber Niemand wird ohne tiefe Rührung hören, daß sie auch jetzt noch ihrer segensreichen Schöpfung, der Volksschule, gedachte, indem sie dem Normalschulfond ein Legat von 100.000 Gulden aus ihrem Nachlaß zuwendete, wobei sie beisetzte: „auszutheilen nach des Propst Felbiger meinung, was es am nützlichsten sein kan".

Obwohl sie sich durch diese Verfügungen stets ihr bevorstehendes Ende vor Augen hielt, so zeigte sie auch nicht einen Moment die leiseste Todesfurcht, und die Gewissensruhe, die sie nie verließ, war das schönste Zeugniß für die Erfüllung ihrer schweren Pflichten in einer so langen Regenten-Thätigkeit. Sie konnte mit Recht sagen, daß sie Alles in guter Absicht gethan habe und daher auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen könne. Immer war es ihr Wunsch, so zu sterben, wie es jetzt geschehe, und daß sie dazu die Kraft finde, danke sie der Gnade Gottes. Die Dienerschaft, welche ihr unmittelbar zugetheilt war, ließ sie zusammenrufen und bat Alle, ihr zu verzeihen, wenn sie je Einem weh' gethan habe; am meisten aber beschäftigte sie sich mit dem Kaiser, der fast ununterbrochen bei ihr war. Sie zeigte Besorgniß wegen eines Schnupfens, von dem er befallen war, und als er ihr mit von Thränen erstickter Stimme antwortete, sagte sie rasch: „Nicht so, — diese Stimme ist nicht für meine Ohren, sie könnte mich meinen Vorsätzen untreu machen". Ein anderes Mal meinte sie scherzend, „wenn es auch noch bis morgen dauert, so holt mich doch St. Andreas (30. November)

gewiß, obwohl es ein schlechtes Wetter zu solch' einer Reise ist".

Den Abend des 28. November brachte die Kaiserin noch mit ihrer Familie um einen Tisch sitzend zu. Sie mußte, um sich aufrecht zu halten, beide Arme aufstützen, war aber gefaßt und heiter. Als aber das Gespräch stockte und sie die ernsten Mienen ihrer Kinder gewahrte, sah sie dieselben lange und zärtlich an und sagte dann: „Glaubt nicht, daß mein Herz gegen Euch seit zweimal vierundzwanzig Stunden geändert ist und daß ich Euch nicht gerade so lieb habe wie zuvor. O nein, — aber ich habe Euch Gott geopfert, — Alles was mir am theuersten ist und was zu verlassen allein mir schwer fällt, — darum sehe ich Euch so ruhig an".

Mit einer wunderbaren Fassung verfolgte sie die Fortschritte ihres Leidens. Als sie eine empfindliche Kälte in den Füßen spürte, sprach sie halblaut vor sich hin: „Das ist der Brand, er macht in vierundzwanzig Stunden ein Ende". Nach einem besonders heftigen Erstickungsanfalle fragte sie Störk, ob das schon das Ende sei, und auf seine Verneinung seufzte sie: „Also noch Aergeres steht mir bevor!" Aber wenn ihr schon eine leise Klage entschlüpfte, so setzte sie bei: „Nicht für mich wünsche ich die Beendigung meiner Leiden, wohl aber für die da", wobei sie auf ihre Kinder zeigte. „Ich fürchte Euch zu tödten, denn ich sehe ja, was Ihr ausstehet".

Die Nacht vom 28. auf den 29. November begann mit einem furchtbaren Erstickungsanfall, den man schon für das Ende hielt. Aber er ging vorüber und man mahnte die Kaiserin, die sehr erschöpft war, sie möge schlafen. „Ihr wollt, daß ich schlafen soll", erwiderte sie, „während ich doch jeden Augenblick erwarte, vor meinen Richter gerufen zu werden. Ich fürchte mich zu schlafen, denn ich will nicht überfallen werden und will den Tod kommen sehen".

Abwechselnd waren der Kaiser und Erzherzog Maximilian bei ihr und um fünf Uhr nahm sie mit dem Ersteren das Frühstück, noch besorgt, daß ihm dasselbe in seiner gewohnten Weise servirt werde. Dann ließ sie ihre Töchter rufen, besprach mit jeder derselben deren Angelegenheiten so ruhig und, wie Erzherzogin Marianne berichtet, mit derselben Klarheit des Geistes, wie in ihren gesundesten Tagen. Besonders herzlich verkehrte sie mit Maria Christine und deren Gatten; sie sagte ihnen, daß von Allem, was sie während ihres Lebens unternommen habe, nichts ihr so geglückt sei, als die Heirat zwischen ihnen und sie rechne auf ihre dankbare Erinnerung, wenn sonst alle Welt sie vergessen werde. Dann segnete und küßte sie die Erzherzoginnen und sendete sie mit dem Bemerken fort, ihnen nicht den Schmerz auferlegen zu wollen, die Mutter sterben sehen zu müssen.

Gegen Abend brachte Störk einen beruhigenden Trank. Aber die Kaiserin lehnte ihn mit den Worten ab: „Ich danke sehr; das soll nur dazu dienen, mich hier zurückzuhalten und darum nehme ich es nicht“. Und als sich der Kaiser einen Moment entfernt hatte, sagte sie zu dem Arzt: „Ich bitte Ihn, halte Er mir das Licht ein und drücke Er mir die Augen zu, denn dies wäre vom Kaiser zu viel gefordert“.

Die Zeichen der Auflösung nahten sich, aber das klare Bewußtsein verließ sie nicht einen Moment. Gegen neun Uhr Abends erhob sie sich plötzlich von ihrem Lehnsessel und machte einige Schritte nach einem Ruhebett, an dem sie niedergesunken wäre, wenn Josef II. sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Man legte sie auf jenes, wobei sie selbst noch mithalf. Auf die Frage des Kaisers, ob sie gut liege, entgegnete sie: „Ja, — gut genug zum Sterben!“ machte noch einige tiefe Athemzüge und war eine Leiche.

Nur ihre beiden Söhne Josef und Maximilian und Herzog Albrecht waren bei ihrem Tode anwesend, wie sie es gewünscht hatte. Im ersten Augenblicke machte der Schmerz den Kaiser fassungslos, er kniete schluchzend an der Leiche nieder, — ihm war ja die zärtlichste Mutter und Freundin, das Vorbild aller Regententugenden, gestorben.

Nicht geringer aber war die Trauer in allen Gauen des weiten Reiches. „Seit dem Tode der Kaiserin", berichtete der englische Gesandte, „trägt Alles in dieser Hauptstadt die Miene tief empfundenen Schmerzes an sich. Jede Stunde bringt neue Beweise der ganz ungewöhnlichen Geisteskraft und des unerschöpflichen Wohlthätigkeitssinnes, die ihr bis in ihre letzten Stunden treu blieben."

Josef von Sonnenfels aber charakterisirte in seiner berühmten Gedächtnißrede die Regententhätigkeit dieser herrlichen Fürstin in folgender trefflicher Weise: „Als Maria Theresia den Thron bestieg, war die Monarchie von Außen ohne Einfluß, von Innen ohne Nerven, die Talente ohne Ermunterung, ohne Wetteifer, den Feldbau machte Unterdrückung und Elend schlaff, der Handel war gering, die Finanzgewalt ohne Plan, ohne Credit. Bei ihrem Tode übergab sie ihrem Nachfolger einen Staat, in den wesentlichsten Theilen der inneren Verfassung verbessert, zu allen Verbesserungen vorbereitet und in dem System Europas wieder eingesetzt in den entscheidenden Rang, den ihm seine Größe, die allgemeine Fruchtbarkeit seiner Länder, die Fähigkeiten seiner Bewohner unter den Mächtigen stets hätte versichern sollen."

Diesen lobpreisenden Stimmen der Zeitgenossen dürfen aber auch wir, die späten Enkel jenes Geschlechtes, welches die Segnungen der Theresianischen Regierung genoß, den Ausdruck unserer Dankbarkeit anschließen. Was noch heute unsere Monarchie groß und mächtig macht, reicht in seinem Ursprung in ihre Regierungszeit

zurück, wenn es auch von weisen Nachfolgern behütet, gefördert und im Geiste der Zeit weiter entwickelt ward. Diesen Gedanken festzuhalten, ist eben der gegenwärtige Zeitpunkt geeignet, wo wir an der Enthüllung des prachtvollen Denkmals (Bild S. 273) theilnehmen, das der unvergeßlichen Monarchin von unserem allgeliebten Kaiser Franz Josef dem Ersten, ihrem erlauchten Urenkel, errichtet ist, der seinerseits selbst vor der Feier des vierzigjährigen Jubiläums einer erfolgreichen Regententhätigkeit steht.

Und wir Alle, die wir als Bürger eines großen Staates an der Dankesschuld theilnehmen, wollen dieselbe nicht für getilgt ansehen, wenn wir je nach der Stellung in der einen oder anderen Weise zur Feier dieser bedeutungsvollen Tage beitragen. Im Sinne jenes tiefen Pflichtgefühls, das Maria Theresia so sehr auszeichnete und ein köstliches Erbe ihrer erhabenen Nachfolger ist, wollen wir jederzeit für den Staat der uns schirmt und die heiligen Güter des Rechtes und der Bildung vermittelt, mit voller Kraft eintreten und an ihm halten in guten und bösen Tagen!!

Dazu sei die Lebensschilderung der großen Kaiserin Maria Theresia, die wir in diesen Blättern geboten haben, eine Mahnung. Der Ruhm Maria Theresia's findet seinen Ausdruck in dem herrlichen Monument, das ihr gewidmet ist, aber ein köstlicheres Andenken hat sie sich doch durch ihre Tugenden als Regentin und Frau in den Herzen ihrer Unterthanen für alle Zeiten gegründet, denn

„Es kann die Spur von ihren Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n!“

Inhalts-Verzeichniß.

Seite



Druck von W. Heinrich in Wien.



